Liebesbeziehungen, die nicht zustandekommen

...

02.11.2026 – V0.9b
Kontakt: martin.rost@maroki.de

Inhaltsverzeichnis

Prolog, oder: Der Erzähler stellt sich vor **4**

Die Geometrie des Takts **6**
Das Archiv und die Geometrie der Rücksicht (Marburg) 6
Zwischenruf: Das Skrupeltum und das Versagen, das keines ist 9
Das Küchendiktat und das Schneetreiben (Berlin-Schöneberg) 10
Zwischenruf: Das Verführen als Aggression und die Erfindung des Zaubersatzes 14
Die Goldberg-Variationen und das vollkommene Date (Berlin-Kreuzberg) . . . 15
Epilog: Das Schöpfen der Form und die Kontingenz des Autors 20

Die Asymmetrie der Ressourcen **22**
Das Match, das Rauschen und die Dachterrasse (Hamburg) 22
Zwischenruf: Die Tyrannei der Augenhöhe 25
Das Meeting, das Signal-Protokoll und der Fluchtweg (Frankfurt am Main) . . 26
Zwischenruf: Die Professionalität und die Auslöschung des Ereignisses 29
Das Airbnb, die Naturweinflasche und der Notausgang (Berlin-Mitte) 30
Epilog: Die Unverbindlichkeit des Gelingens 32

Die Grammatik der Vorsicht **34**
Das Zahlenschloss und die Hygiene des Abstands 34
Zwischenruf: Die Cringe-Paralyse und das Panopticon in der Hosentasche . . . 37
Der Partykeller und das Dekret der Kälte 38
Zwischenruf: Das Verschwinden des Körpers nach der Pandemie 41
Der Stadtwald und das Verstreichen der Zeit 43

Epilog: Das Versagen, das keines ist – und die Klippe der Schöpfung 48

Die Gnade des Korsetts **50**
Das Klettband der Fuchsgruppe 50
Zwischenruf: Die Unschuld des Korsetts 52
Der Puffer im Rauch 53
Zwischenruf: Die Schönheit der Aussparung 55
Das Zimmer 214 56
Epilog: Das Paradox des ersten Mals 61

Die Statik der Absage **62**
Das Kantholz und der Algorithmus 62
Zwischenruf: Die Physik des Augenblicks 65
Das Wasser und das Fleisch 66
Zwischenruf: Die Verwechslung von Vertraulichkeit und Verfügbarkeit 70
Das digitale Belagerungsheer 71
Epilog: Die Gnade des Unvollendeten 73

Die Geometrie des Vorzimmers **75**
Das Ufer, das Kataster und das Panoptikum 75
Zwischenruf: Die Tyrannei der gegebenen Form 77
Das Hotel in Kassel und die Ökonomie des Schweigens 78
Zwischenruf: Das Schweigen als Währung 81
Das Refugium und der finale Rückzug 82
Epilog: Das unvollendete Monument 85

Die geliehene Partitur **87**
Das Café und das gefallene Buch 87
Zwischenruf: Das Museum der Gesten 89
Das Telefonat am Dienstag 90
Zwischenruf: Die Tyrannei des Anstands 92
Das Menü und der Haustür-Kuss 93
Epilog: Das Echo einer fremden Zeit 96

Die Verpuffung des Beliebigen **98**
Die Kollision der Einkaufswagen 98
Zwischenruf: Die Banalität des Reibungslosen 100
Das Sofa und das Flimmern 100
Zwischenruf: Ohne Form kein Zauber 102
Die Straßenkreuzung 103
Epilog: Das Gespenst des Beliebigen 104

Die Symmetrie der Höflichkeit **106**
Zwei Männer, die sich zu gut verstehen 106
Zwischenbetrachtung über die Etikette der Unauffälligkeit 108

Der Kochkurs 109
Zwischenbetrachtung über das Angebot, das zu symmetrisch ist 111
Das Abendessen, das beide für das Gleiche hielten 111
Epilog: Die Unwahrscheinlichkeit des Verstehens 114

Die Asymmetrie der Gewissheit **116**
Der Stand, der Schirm und die Frage nach dem Flyer 116
Zwischenruf: Die Etikette und die Black Box 119
Das Sportfest, die Flutlichter und das dritte Bier 119
Zwischenruf: Das Angebot, das nicht angenommen werden kann 123
Das Café, die Stoppuhr und der Platz am Fenster 123
Epilog: Die Unwahrscheinlichkeit des Anfangs 127

Die Archäologie des Gelingens **129**
Das Echo im Flur 129
Zwischenruf: Das Sediment der Zweisamkeit und die Kausalitätsfalle 131
Die Logistik der Erschöpfung (Vor zweiundzwanzig Jahren) 132
Zwischenruf: Die Fiktion des „Schlüsselmoments“ 134
Die Notaufnahme um vier Uhr morgens (Vor fünfundzwanzig Jahren) 135
Epilog: Die Konstruktion der Notwendigkeit 138

Epilog: Metamorphosen der Form **140**

Die Semantik der Intimität: Luhmanns *Liebe als Passion* **144**

Bemerkungen zur Entstehung dieser Texte **152**

Prolog, oder: Der Erzähler stellt sich vor

Es gab eine Zeit, und der Erzähler wagt zu behaupten, dass sie noch gar nicht so lange zurückliegt, in der zwei Menschen, die sich zu gefallen begannen, nicht nachzudenken brauchten. Das Nachdenken hatten andere für sie erledigt: Großmütter, Romane, Tanzstunden, Filmszenen, ein ganzes Gewebe aus Gewohnheiten, das sich über die Anfänge der Liebe gelegt hatte wie ein Netz über einen Obstbaum, damit die Früchte nicht den Vögeln zufielen. Der Mann ergriff die Initiative, die Frau gewährte oder verweigerte, und in diesem Gewährenlassen und Verweigern lag eine ganze Kunst, die niemand lernen musste, weil jeder sie kannte. Man mag sie ungerecht nennen, und sie war es. Aber sie war eine Form, und eine Form ist, wie jeder weiß, der je ohne sie dastand, ein Geschenk, dessen Wert man erst am Tag seines Verlustes begreift.

In diesen Geschichten werden zwei Menschen nicht zueinanderfinden, nach Durchsicht muss ich korrigieren: Sie finden es meistens nicht. Und ich sage das gleich zu Beginn, weil ich überzeugt bin, dass Spannung eine überschätzte Tugend ist, ein Taschenspielertrick, mit dem man Leser bei der Stange hält, die ohnehin schon viel zu viele Stangen halten müssen. Wer wissen will, wie es ausgeht, möge das Ende aufschlagen. Ich werde es ihm nicht übelnehmen. Ich würde es vielleicht selbst tun, wäre ich nicht gezwungen, die Geschichten zu schreiben.

Man wird fragen, mit welchem Recht ich mich einschalte. Ich antworte: mit keinem. Der Roman des neunzehnten Jahrhunderts besaß einen allwissenden Erzähler, der Seelen beglaubigte wie ein Notar. Meine Autorität ist geringer. Ich habe meinen Figuren nichts zu befehlen, ich kann sie nicht einmal zu einem Taxi überreden, und ich habe, ich schäme mich, an vielen Stellen der Geschichten sehnlich gewünscht, sie mögen einfach einander die Taschen oder das Taxi nehmen und sich nur umgedreht haben. Das ist mein einziges Qualifikationsmerkmal als Chronist: Ich bin kein Herr der Handlung, sondern ein ohnmächtiger Zuschauer, der ihr zu viel Beachtung schenkt.

Was ich erzählen will, sind keine Liebesgeschichte, sondern die Geschichten einer Liebe, die an ihrer eigenen Vernunft zugrunde geht, und das ist eine seltene Todesart. Die Alten starben an Leidenschaft, an Standesschranken, an Schwindsucht, heute stirbt man an Rücksicht. Sie ersticken an der Sorgfalt, mit der jeder dem anderen den Raum lässt, in dem sich dann leider niemand begegnet. Sie scheitern nicht an ihren Trieben, sondern an ihren Tugenden, und sie haben die Lektion der Tugend so gut gelernt, dass sie ihr noch gehorchen, wenn niemand mehr zusieht, außer mir.

Es ist ein merkwürdiges Phänomen unserer Zeit, dass wir die Freiheit zugleich als Geschenk und als Auftrag empfangen haben. Jeder soll er selbst sein, und jeder soll es sichtbar sein, und jeder soll es dem anderen zugestehen. Das Individuelle ist zur Pflicht geworden, und eine Pflicht zur Einzigartigkeit hat, wie man sich leicht klarmacht, etwas Komisches an sich, denn wer müsste, was er ohnehin ist? Und doch, so komisch es ist, so ernst ist es für den, der davorsteht. Denn eine Form, in der sich zwei Menschen begegnen können, gibt es nun nicht mehr als fertiges Gehäuse, in das man hineinschlüpft. Sie muss

geschöpft werden, jedes Mal neu, von denen, die sie brauchen, und zugleich gibt es sie doch immer schon, als Zitat, als Angebot, als Echo, denn niemand erfindet aus dem Nichts. Man muss also eine Form wählen und sie doch erfinden, und jeder, der das je versucht hat, weiß, dass sich diese beiden Anforderungen nicht gut vertragen.

Hinzu kommt ein Zweites, das der Erzähler nicht verschweigen möchte, weil es mehr bestimmt, als es des Menschen von Heute lieb ist. Die klassische Anbahnung kannte eine Figur, die verschwunden ist und die niemand zurückwünscht: den Verführer. Der Verführer handelte, die Verführte ließ sich bewegen oder widerstand, und beide wussten, was sie taten. Heute wissen wir, was dabei auch geschah: Der Verführende umgeht den Willen des anderen, statt ihn zu fragen; er arbeitet mit Stimmung, Zeitpunkt, Schwäche und nennt es Charme. Verführung ist, so haben wir es gelernt und so haben wir es heute verinnerlicht, ein aggressiver Akt in freundlichem Gewand, eine Manipulation, die sich als Zärtlichkeit ausgibt. Das Verbot sitzt tief, tiefer als jede Vorschrift, es sitzt in der Selbstachtung. Michael und Helena, die beiden in unserer ersten Geschichte, würden sich jedenfalls schämen, jemanden zu verführen, und das ist gut so. Nur hat dieses Verbot eine Kehrseite, die man selten ausspricht: Man darf auch nicht verführt werden wollen. Wer sich die Verführung wünscht, schiebt seine Entscheidung dem anderen zu und macht ihn zum Täter der eigenen Sehnsucht. Also darf keiner handeln, und keiner darf warten, und in diesem doppelten Verbot hängen die beiden fest wie in einer Tür, die sich nach beiden Seiten nur aufziehen, nie aufdrücken lässt.

Verständlich also, dass sich in diese Leere eine Vorstellung drängt, die so alt ist wie die Märchen und so jung wie der letzte Liebesfilm: die Vorstellung vom Zaubersatz. Es müsse, so glaubt man insgeheim, den Satz geben, den einen, richtigen, der im richtigen Augenblick gesprochen alles öffnet. Er wäre keine Verführung, denn er täuscht ja nicht, er manipuliert nicht, er sagt nur, was ohnehin wahr ist, und doch bewirkt er alles. Er wäre die Erlösung ohne Technik, die Nähe ohne Risiko, der Beginn ohne Anfang. Man sucht ihn im Gedächtnis, in Gedichten, in Filmen, in dem, was Freunde berichten, und man findet ihn nie, denn er existiert nicht. Aber die Sehnsucht nach ihm ist wirklich, und sie wirkt, und sie lenkt, und sie lähmt. Wer auf den Satz wartet, spricht keinen. Schon damals, in der Galerie, lag in beiden Köpfen derselbe unausgesprochene Satz: »Was erwarten Sie eigentlich?« Keiner stellte ihn, weil jeder fürchtete, die Frage würde den anderen zur Antwort auf die eigene Unsicherheit machen.

Die Geometrie des Takts

Das Archiv und die Geometrie der Rücksicht (Marburg)

Die Tagung trug einen Titel, der jede vegetative Regung des menschlichen Körpers schon im Silbenbau ersticken sollte: „Epistemische Frakturen: Zur Materialität des Vergessens in der hessischen Landesgeschichte“. Der Raum im Staatsarchiv roch nach jenem unverwechselbaren, feucht gewordenen Bohnerwachs, das in deutschen Amtsgebäuden die Epochen überdauert hat, nach klammem Loden, nassem Wollfries und dem säuerlichen Dunst von Filterkaffee aus zerkratzten Alfi-Pumpkannen. Es war die olfaktorische Signatur des westdeutschen Geisteslebens, das seit 1949 beharrlich den Beweis antritt, dass Erkenntnis nur dort gedeiht, wo das Fleisch keinen Trost erfährt.

Helena saß in der dritten Reihe, neben einem Heizkörper, der in unregelmäßigen Abständen ein metallisches Glucksen von sich gab. Sie trug eine Lesebrille mit dunklem Hornrand, die sie mit zwei Fingern auf den Nasenrücken schob, während sie in ihren Notizen blätterte. Sie hatte am Vormittag gesprochen: fünfundvierzig Minuten über die Briefe einer spätmittelalterlichen Zisterzienserin, wobei sie den Begriff der Devotio nicht als Frömmigkeit, sondern als somatische Subversion gegen die feudale Territorialherrschaft zerlegt hatte. Es war ein brillanter, trockener Vortrag gewesen, vorgetragen mit jener leicht heiseren Altstimme, die Michael vom ersten Augenblick an fasziniert hatte.

Michael saß schräg hinter ihr. Er war einundsechzig, trug ein hellblaues, bügelfreies Oxford-Hemd unter einem dunkelgrauen Tweed-Sakko, dessen Ellbogenschoner aus echtem Leder bestanden – eine Reminiszenz an die achtziger Jahre, die er mit der sturen Treue eines Mannes pflegte, der Kleidung nicht als Mode, sondern als verlässliche Hülle für den Intellekt begreift. Michael hatte am Nachmittag über kurhessische Steuerakten des siebzehnten Jahrhunderts referiert. Sein Argument war schlicht, aber schneidend: Der moderne Staat entsteht nicht aus Ideen, sondern aus dem Versuch, die Kartoffelernte der Bauern gegen ihren Willen buchhalterisch zu erfassen. Er hatte dabei so präzise und uneitel formuliert, dass Helena sich zweimal umgedreht hatte, um den Mann hinter diesen Sätzen zu mustern.

Der eigentliche Moment der Entzündung ereignete sich jedoch nicht während ihrer Vorträge, sondern in der quälenden Lücke dazwischen. Ein Ordinarius aus Gießen, dessen graues Haar wie eine schlecht sitzende Perücke wirkte, sprach seit vierzig Minuten über die Holzgerechtsame im Reinhardswald. Die Folien seines Tageslichtprojektors waren mit mikroskopisch kleinen Frakturzitaten bedeckt, die niemand lesen konnte.

Als der Referent feierlich ankündigte, nun zu den „sekundären Zehntregistern von 1642 bis 1648“ überzugehen, wanderte Helenas Blick zur Decke. Genau in dieser Zehntelsekunde sah Michael zu ihr hinüber. Ihre Augen trafen sich. Helena zog die linke Augenbraue um exakt drei Millimeter nach oben – eine winzige, fast unmerkliche Geste der Erschöpfung. Michael registrierte diese Bewegung, und um seine Mundwinkel zuckte jener feine, subversive

Schmerz, den man empfindet, wenn man ein kollektives Verbrechen gegen die Lebenszeit beobachtet. Er biss sich auf die Unterlippe, um nicht laut aufzulachen.

Es war eine Sekunde vollkommener, konspirativer Komplizenschaft. Zwei Gehirne hatten einander im Gestrüpp der universitären Verstellung erkannt, ohne ein einziges Wort zu wechseln.

Zwei Stunden später standen sie vor dem Marburger Bahnhof. Der Novemberregen fiel mit jener protestantischen Unerbittlichkeit, die keine Gnade kennt. Er wusch das letzte Herbstlaub von den Pflastersteinen und verwandelte die Bahnhofstraße in eine schmierige Rutschbahn aus kaltem Teer und Schlamm.

Helena hielt eine lederne Aktentasche in der rechten Hand, die vollgestopft war mit Tagungsbänden, Typoskripten und einem schweren Laptop. Man sah der Tasche an, dass sie seit den neunziger Jahren nicht mehr gefettet worden war; das Leder war rissig, die Schnallen wackelten. Ihr Arm hing von dem Gewicht leicht herab, die Schulter war schief.

Michael stand neben ihr unter dem Vordach. Er hielt einen schwarzen, zusammenklappbaren Taschenschirm in der Hand – jenes mechanische Ungetüm mit leicht verbogenen Streben, das man kauft, wenn man an die Haltbarkeit von Dingen nicht mehr glaubt.

Hier nun, an dieser Schwelle zwischen Tagungsraum und Abreise, hätte das beginnen können, was man in den Novellen des neunzehnten Jahrhunderts eine Annäherung nannte. Ein Mann von 1880 hätte Helenas Tasche genommen, seine Galanterie wie einen Mantel um ihre Erschöpfung gelegt und sie in eine Droschke geleitet. Doch Michael war einundsechzig und trug die bundesdeutsche Nachkriegsgeschichte nicht als Information, sondern als somatisches Reflexmuster in seinen Knochen.

Helenas Gepäck ungefragt zu berühren, erschien ihm als ein schändlicher Übergriff. Es wäre die Reduktion einer intellektuellen Kollegin auf das schwache Geschlecht gewesen, ein Rückfall in die patriarchalische Bevormundung, gegen die seine gesamte Generation aufgestanden war. Michael hatte den kategorischen Imperativ Immanuel Kants verinnerlicht: Eine Person darf niemals bloß als Mittel, sondern muss immer zugleich als Zweck behandelt werden. Und Helenas Tasche ungefragt zu greifen, wäre der erste Schritt gewesen, sie zum Objekt seiner ritterlichen Inszenierung zu degradieren.

Also spannte er den Schirm auf. Er trat an ihre Seite, hob den Arm und hielt das schwarze Nylon so schräg über ihren Kopf, dass jeder fallende Tropfen von ihr abprallte. Um diesen Schutzraum zu gewährleisten, musste er seinen eigenen Körper jedoch fast vollständig dem Wetter preisgeben. Der kalte Regen schlug gegen seine rechte Schulter, drang durch den Tweed seines Sakkos, kroch in den Kragen seines Hemdes und lief ihm langsam den Rücken hinab. Es war eine geometrische Glanztat der Selbstverleugnung.

Helena bemerkte es sofort. Sie sah das Wasser, das sich auf seiner Schulter sammelte und dunkle Flecken auf dem Wollstoff bildete. Sie sah seine Finger, die den Schirmstiel so fest umklammerten, dass die Knöchel weiß hervortraten. In ihrer Brust regte sich eine Mischung aus Zärtlichkeit und ohnmächtiger Wut.

Helena war mit Marx geschult worden. Sie wusste, dass das Bewusstsein nicht aus reinen moralischen Postulaten entsteht, sondern aus der materiellen Praxis des Lebens. Warum greift dieser Mann nicht einfach nach dem Griff meiner Tasche?, dachte sie. Warum lässt er sich durchnässen, anstatt mich zu berühren? Warum riskiert er nicht den Konflikt zweier Hände am Leder? Aber sie hütete sich, ihn darum zu bitten. Ihn zu bitten, hieße, in die alte, verhasste Rolle der bedürftigen Frau zurückzufallen, die um Beistand bettelt. Es roch nach Regression.

Da standen sie nun, zwei Meter vor der Bahnhofstür, gefangen in einem Netz aus Rücksicht, das so dicht geknüpft war, dass kein lebendiger Impuls hindurchdringen konnte.

„Sie werden nass, Michael“, sagte sie leise. Ihre Stimme klang rau, fast spröde.

„Es ist nur Wolle“, erwiderte Michael und lächelte gequält. „Wolle trocknet wieder. Ihr Manuskript hingegen wäre unwiederbringlich verloren.“

Es war der erste Zaubersatz. Ein Satz von vollendeter, zerstörerischer Noblesse. Er verschob das Begehren – die banale, warme Sehnsucht, ihren Arm zu streifen – auf die Ebene der Papiersicherung. Das Manuskript wurde zum Stellvertreter des Körpers erhoben, um den Körper nicht berühren zu müssen.

Helena sah ihn an. Sie wusste genau, was hinter diesem Satz lag. Niklas Luhmann hätte seine helle Freude an ihnen gehabt: Sie beobachtete, wie er sie beobachtete, und er handelte nach der Annahme dessen, was sie von ihm erwartete. Michael wusste, dass Helena eine emanzipierte Frau war, die keine Bevormundung duldete; also verhielt er sich wie ein Neutrum. Helena wusste, dass Michael wusste, dass sie eine emanzipierte Frau war; also wagte sie nicht, Schwäche zu zeigen, um seine moralische Anstrengung nicht zu desavouieren. Es war das Lehrstück einer doppelten Kontingenz, die sich selbst erwürgte.

„Der Zug nach Frankfurt hat zwanzig Minuten Verspätung“, sagte sie schließlich und blickte auf die Anzeigetafel, deren orangefarbene Punkte im Dunst flirrten.

„Meiner nach Kassel fährt pünktlich“, sagte er.

Sie gingen zum Gleis. Der Regen peitschte unter das Bahnsteigdach. Als Michaels Regionalbahn einfuhr, wandte er sich um. Er schloss den Schirm. Das Wasser tropfte auf seine Schuhe. Er reichte ihr die Hand – jene trockene, akademische Hand, die weder zu fest noch zu schlaff zudrückt, die exakt das Maß an bürgerlicher Distanz wahrt, das jede Verlegenheit ausschließt.

„Ihre Ausführungen über die somatische Subversion“, sagte Michael, während die Waggontüren mit einem zischenden Pfeifen aufsprangen, „haben mich sehr nachdenklich gemacht. Wir sollten den Faden wieder aufnehmen.“

„Das sollten wir“, sagte Helena.

Sie schüttelten sich die Hände. Zwei Sekunden zu lang für bloße Kollegen, zwei Sekunden zu kurz für Liebende. Michael stieg ein. Er suchte sich einen Fensterplatz, setzte sich

und wischte mit dem Ärmel das Kondenswasser von der Scheibe. Er sah sie auf dem Bahnsteig stehen, die schwere Tasche am Boden zwischen ihren Füßen, den Kragen ihres Mantels hochgeschlagen. Sie sah nicht zu ihm herauf. Sie starrte auf die Schienen, auf das nasse, schimmernde Eisen, das ins Dunkle führte.

Als der Zug anfuhr, spürte Michael die Kälte auf seiner rechten Schulter. Der nasse Tweed klebte an seiner Haut. Er lehnte den Kopf an die Kopfstütze und dachte: Ich habe mich tadellos verhalten. Ich habe ihr keinen Raum genommen. Ich habe ihre Autonomie respektiert.

Und in genau diesem Moment überkam ihn eine so bodenlose, lächerliche Traurigkeit, dass er das Fenster öffnen wollte, nur um den Kopf in den Fahrtwind zu hängen.

Zwischenruf: Das Skrupeltum und das Versagen, das keines ist

Hier muss der Erzähler vortreten. Er muss den Vorhang beiseiteschieben, hinter dem Michael im Zug nach Kassel friert und Helena auf den verspäteten Intercity nach Frankfurt wartet, und ein Geständnis ablegen: Ich habe diese beiden Figuren geschaffen, aber ich beherrsche sie nicht.

Man könnte versucht sein, diese erste Szene als ein banales Scheitern abzutun. Man könnte sagen: Der Mann ist ein Feigling, die Frau ist zu stolz, beide sind verklemmt. Aber das wäre die wohlfeile Häme derer, die das Privileg der Nachgeborenen genießen – jener Generationen, die glauben, man könne die Geschichte der Emanzipation einfach wie eine alte Jacke abstreifen, um wieder unschuldig ins Bett zu hüpfen wie die Figuren in einer schlechten Vorabendserie.

Was Michael und Helena in Marburg vollführten, war kein Versagen des Mutes. Es war der Triumph einer historischen Zäsur.

Wir vergessen allzu leicht, was ab Mitte der siebziger Jahre in der alten Bundesrepublik geschah. Es war nicht bloß eine politische Reform; es war eine mikrophysikalische Erschütterung aller Gesten. Bis 1975 war die Welt der Verführung ein kodifiziertes System aus imperialen Vorstößen und scheinbarem Rückzug. Der Mann nahm die Tasche, er bezahlte die Zeche, er drängte die Frau an die Wand, und die Kultur lieferte ihm dafür die Rechtfertigung: Sie will es ja auch, sie darf es nur nicht sagen. Verführung war strukturell mit der Überwältigung verwandt, ein zivilisierter Raubzug, an dessen Ende die Unterwerfung als Harmonie gefeiert wurde.

Als Michael und Helena zwanzig waren, zerbrach dieses Gebäude. Sie saßen in den Seminaren der Freien Universität, in Tübingen, in Heidelberg, und lasen Adorno, Foucault und die Schriften der autonomen Frauenbewegung. Sie begriffen: Jede Geste ist politisch. Der Griff nach der Tasche ist kein Dienst, sondern eine Enteignung. Das Verführen ist ein aggressiver Akt des Willenbrechens. Ein Mann, der sich nimmt, was er will, ist kein Liebhaber, sondern ein kleiner Kolonisator.

Michael hat diese Einsicht nicht vergessen. Sie ist ihm zur zweiten Natur geworden. Sein Skrupeltum – jenes fast mönchische System von Hemmungen und Ausweichbewegungen – ist kein Mangel an Triebkraft, sondern die heroische Weigerung, die Gewaltgeschichte seiner Väter zu wiederholen. Er liebt Helena bereits in Marburg so sehr, dass er ihr das Schlimmste ersparen will, was ein Mann einer Frau seiner Ansicht nach antun kann: die Zudringlichkeit.

Und Helena? Helena hat ihr Leben damit verbracht, sich aus der Passivität herauszuschreiben. Sie hat gelernt, dass eine Frau, die sich helfen lässt, bereits verloren hat. Wenn sie Michael ansieht, sieht sie einen Mann, der sie nicht erniedrigen will. Aber sie sieht zugleich die Tragödie dieser Reinheit: Denn wo keine Gewalt mehr sein darf, wo jeder Übergriff vermieden wird, dort droht das Vakuum.

Luhmanns Konzept der doppelten Kontingenz ist hier kein soziologisches Glasperlenspiel, sondern eine existenzielle Falle. „Ich tue, was du willst, wenn du tust, was ich will." Wenn aber beide wollen, dass der andere frei bleibt, dann besteht die einzige Handlung, die diese Freiheit nicht verletzt, im Nichtstun. Die doppelte Kontingenz schlägt in eine doppelte Lähmung um.

Wenn keine Form mehr trägt – wenn die patriarchale Form als verbrecherisch erkannt und die emanzipatorische Form noch nicht erfunden ist –, dann kann man sich nicht einfach auf die Natur berufen. Denn es gibt keine Natur des Begehrens, die außerhalb der Geschichte stünde. Die Form muss gefunden werden. Sie muss geschöpft, riskiert, buchstäblich aus dem Nichts der Konventionen herausgerungen werden.

Michael und Helena haben in Marburg diese Form nicht riskiert. Aber ihr Rückzug war kein Defizit; er war die Schwierigkeit der Aufgabe. Sie sind nicht falsch abgebogen, weil sie dumm waren, sondern weil die Straße, auf der sie gehen wollten, noch gar nicht gebaut ist.

Und ich, der Erzähler? Ich sitze über ihren Notizen und spüre dieselbe Beklemmung. Ich könnte Michael jetzt aufstehen lassen, ihn die Notbremse ziehen lassen, damit er durch den Regen zurück zu Helena läuft. Aber das wäre Kitsch. Es wäre der Verrat an ihrer Intelligenz. Ich bin ihnen gegenüber genauso an die doppelte Kontingenz gebunden wie sie untereinander: Ich darf sie nicht zwingen, glücklich zu werden.

Das Küchendiktat und das Schneetreiben (Berlin-Schöneberg)

Vierzehn Monate später. Der Schauplatz war eine Altbauwohnung in der Crellestraße, vierter Stock, Hinterhaus. Ein Fest anlässlich des sechzigsten Geburtstags eines gemeinsamen Bekannten – eines Soziologen, der in den achtziger Jahren über die Hafenarbeiterstreiks in Rotterdam geforscht hatte und nun als Ministerialrat im Bundesgesundheitsministerium tätig war.

Die Wohnung war ein Museum des linksintellektuellen Aufstiegs: Dielenboden, der mit Ochsenblut gebeizt war; hohe Decken mit dezentem Stuck; Regale aus rohem Nadelholz,

die sich unter den blauen Bänden der Marx-Engels-Werke und den ebenfalls blauen Suhrkamp-Taschenbüchern bogen; in der Ecke eine italienische Siebträgermaschine, die zischte wie ein gefangener Drache.

Die Luft schmeckte nach kaltem Tabakrauch, Bio-Cava und jenem scharfen Geruch von gebratenem Lammfleisch mit Rosmarin, der bei Akademikern dieser Alterskohorte das Erreichen des Wohlstands signalisiert. Michael stand im Flur, eingeklemmt zwischen einem Schirmständer aus Messing und einer Garderobe, die unter Daunenjacken von Herstellern für arktische Expeditionen ächzte. Er trug denselben Tweed-Anzug wie in Marburg, doch diesmal wirkte er noch etwas grauer, noch etwas müder.

Dann öffnete sich die Tür, und Helena trat ein.

Sie trug einen rostroten Wollpullover mit weitem Kragen, darunter ein schwarzes Seidenhemd, die Haare kürzer als im Vorjahr, fast burschikos geschnitten. Als sie Michael sah, blitzten ihre Augen auf. Sie blieb nicht stehen, sie wich ihm nicht aus; sie ging direkt auf ihn zu, legte die Hände auf seine Schultern und küsste ihn links und rechts auf die Wangen. Es war jener weltläufige, französische Begrüßungsritus, den das Berliner Bildungsbürgertum eingeführt hat, um die brutale Nähe einer echten Umarmung durch eine choreografierte Trockenübung zu ersetzen.

„Michael“, sagte sie, und ihr Atem roch nach der kalten Berliner Winterluft und einem Hauch von Pfefferminz. „Dass du dir das hier antust.“

„Ich bin wegen der Illusion gekommen, dass wir nicht älter werden“, sagte Michael.

Sie lachten. Und für den Bruchteil einer Minute schien es, als sei die Befangenheit von Marburg verflogen.

Sie zogen sich in die Küche zurück. Die Küche ist auf solchen Festen das Refugium der Skeptiker. Während im Wohnzimmer über die Reform des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes und die Immobilienpreise im Graefekiez gestritten wurde, lehnten Helena und Michael an einer Spüle aus gebürstetem Edelstahl. Helena trank einen Grauburgunder aus Baden, Michael hielt ein Glas Mineralwasser in der Hand, in dem die Kohlensäurebläschen langsam nach oben stiegen.

„Ich habe deinen Aufsatz in der Zeitschrift für Ideengeschichte gelesen“, sagte Helena. Sie stützte die Ellbogen auf die Arbeitsplatte und sah ihn von der Seite an. Ihr Gesicht lag im warmen Licht einer einzelnen Glühbirne, die an einem roten Kabel von der Decke hing. „Sehr elegant. Vor allem die Passage über Benjamin und das Passagenwerk.“

Michael spürte, wie eine Welle von Stolz durch seine Brust fuhr – jener kindliche, verletzliche Stolz, den selbst die abgebrühtesten Gelehrten empfinden, wenn die Frau, die sie begehren, ihre Fußnoten preist.

„Er schien mir notwendig“, sagte er. „Benjamin verstand, dass die Ware die Seele kolonisiert. Aber du hast in deiner Rezension geschrieben, ich sei zu melancholisch geblieben. Du forderst die Praxis.“

Helena drehte ihr Glas. Der Wein fing das Licht ein. „Weil deine Melancholie eine Ausrede ist, Michael. Du benutzt Kant und Benjamin wie eine Festungsmauer. Du sagst: Die Welt ist schlecht, die Vermittlung ist unmöglich, also ziehe ich mich auf die reine Form zurück und betrachte die Ruinen. Das ist bürgerlicher Eskapismus. Marx hat doch nicht umsonst gesagt, dass es darauf ankommt, die Welt zu verändern. Und das gilt nicht nur für die Produktionsverhältnisse. Das gilt für die Art, wie wir einander ansehen."

Sie hatte diesen Satz mit einer Intensität ausgesprochen, die den Raum zwischen ihnen schlagartig verdichtete. Ihre Schulter berührte fast seinen Ärmel. Michael roch ihr Parfum – etwas Herbes, Hölzernes, das ihn an feuchte Zeder und alte Bibliotheken erinnerte.

Nun war der Moment da. Es war der Moment, in dem die philosophische Debatte ihren Vorwandcharakter abstreifen musste. Michael hätte nur seine freie Hand heben müssen. Er hätte ihren Unterarm berühren können, dort, wo der rostrote Wollstoff endete und die helle Haut ihres Handgelenks sichtbar wurde. Es wäre eine Geste gewesen, die ihre eigene Marx-Kritik einlöste: der Übergang von der Theorie zur Praxis, die Überwindung des kantischen Skeptizismus durch den leiblichen Zugriff.

Doch genau in diesem Moment schaltete sich Michaels innerer Zensor ein. Sein moralisches Skrupeltum, über Jahrzehnte wie ein kostbares Instrument gestimmt, schlug Alarm. Wenn ich sie jetzt berühre, dachte er, während sie über Marx spricht, reduziere ich ihr Argument auf einen erotischen Köder. Ich nehme ihre intellektuelle Position nicht ernst. Ich verhalte mich wie jene Alt-68er-Machos, die den Genossinnen auf den Schoß fassten, während diese das Kapital referierten. Ich würde ihre Rede instrumentalisieren, um mein Begehren zu befriedigen.

Michael wich um zwei Zentimeter zurück. Er nahm einen Schluck Wasser.

„Die Praxis, Helena", sagte er mit jener sonoren, ruhigen Stimme, die er bei Senatssitzungen einsetzte, „ist ohne die Reinheit der Form blind. Wenn wir die Form aufgeben, landen wir bei der bloßen Überwältigung. Und die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts hat uns gezeigt, wohin der Primat der Praxis führt."

Helena starrte ihn an. Für eine Sekunde erlosch das Licht in ihren Augen. Sie spürte den Rückzug. Sie verstand, dass er ihr Argument nicht widerlegt, sondern sich hinter ihm verschanzt hatte. Er hatte einen weiteren Zaubersatz gesprochen: die historische Schuld des zwanzigsten Jahrhunderts ins Feld geführt, um eine Berührung am Handgelenk abzuwehren.

„Du bist ein Feigling, Michael", sagte sie. Sie sagte es so leise, dass es fast wie ein Kosename klang.

„Nein", erwiderte er ernst. „Ich bin nur rücksichtsvoll."

„Rücksicht", sagte Helena, und zum ersten Mal schwang Bitterkeit in ihrer Stimme mit, „ist der Grabstein, den die Männer auf unsere Sehnsucht setzen, wenn sie keine Verantwortung übernehmen wollen."

Um ein Uhr nachts verließen sie das Haus gemeinsam. Draußen hatte ein heftiges Schneetreiben eingesetzt. Große, schwere Flocken fielen lautlos auf die Crellestraße, deckten die geparkten Autos zu und dämpften das Rauschen der Stadt. Die Welt sah aus wie eine Daguerreotypie: weiß, grau, unberührt.

Sie gingen nebeneinander her in Richtung Kleistpark. Der Schnee knirschte unter ihren Sohlen. Michaels Schirm blieb diesmal in der Tasche; gegen diesen Schnee half kein Schirm, man musste ihn ertragen. Helenas Wangen waren rot von der Kälte und dem Wein.

An der Ecke zur Potsdamer Straße hielt ein Taxi. Das gelbe Schild auf dem Dach leuchtete wie eine Verheißung im Schneegestöber. Der Motor lief im Leerlauf, die Abgase stiegen in weißen Wolken in die Nacht.

Helena blieb stehen. Sie sah das Taxi an, dann Michael.

„Ich fahre nach Kreuzberg“, sagte sie. „Paul-Lincke-Ufer.“

Michael wohnte in Friedenau. Die Vernunft, die Geografie und die Verkehrsführung der Stadt Berlin verlangten, dass er dieses Taxi mit ihr bestieg. Man fuhr über den Mehringdamm, bog am Halleschen Tor ab, es war eine Fahrt von zehn Minuten. In diesen zehn Minuten auf der durchgesessenen Kunstlederrückbank eines Mercedes hätten ihre Knie einander berührt. Der Geruch nach nassem Wollstoff und schmelzendem Schnee hätte den Wagen gefüllt. Er hätte sie bis zu ihrer Haustür begleitet, vielleicht die Stufen hinauf, vielleicht auf einen Tee, vielleicht in ihr Bett.

Doch Michael sah das gelbe Licht des Taxis und dachte an die Asymmetrie der Situation. Sie hatte getrunken; er war nüchtern. Sie war emotional aufgewühlt von dem Streit in der Küche; er war der kühle Kopf. Wenn er jetzt mit ihr in dieses Auto stieg, nutzte er eine Schwäche aus. Er drängte sich in ihren Raum. Er beging jenen subtilen Übergriff, den er zeitlebens verachtet hatte.

„Das Taxi liegt nicht auf meiner Route“, sagte Michael. Er sagte es mit einem Lächeln, das so vollkommen frei von Ironie war, dass es fast heilig wirkte. „Die U-Bahn fährt noch. Die Linie 9 bringt mich direkt zum Bundesplatz.“

Helena sah ihn lange an. Der Schnee fiel auf ihre Wimpern, schmolz und lief wie Tränen über ihre Wangen.

„Natürlich“, sagte sie. „Die Linie 9. Die Linie der Tugend.“

Sie öffnete die Wagentür. Sie setzte sich auf den Rücksitz, zog die Tür zu und kurbelte das Fenster nicht herunter. Michael blieb auf dem Bürgersteig stehen, die Hände tief in den Manteltaschen vergraben. Er sah zu, wie die roten Rücklichter des Wagens in der weißen Wand des Schneetreibens kleiner wurden, bis sie vollkommen verschwanden.

Er drehte sich um und ging die Potsdamer Straße hinab zur U-Bahn. Die Stufen zum U-Bahnhof waren glatt. Unten auf dem Bahnsteig roch es nach kaltem Urin, Bremsstaub

und der warmen Luft aus den Lüftungsschächten. Ein Betrunkener schlief auf einer Bank, eingewickelt in einen Schlafsack aus silberner Rettungsfolie.

Michael setzte sich auf eine Holzbank, deren Lack an den Kanten absplitterte. Er sah auf die leeren Schienen. Er spürte sein Herz schlagen – einen gleichmäßigen, kräftigen, vollkommen gesunden Takt.

Er hatte sie nicht bedrängt. Er hatte ihr Taxi nicht gekapert. Er hatte ihren Willen geachtet. Er war ein freier Mann, der eine freie Frau in ihre Freiheit entlassen hatte.

Und während er auf den Zug wartete, schlang er die Arme um seinen Oberkörper, weil er plötzlich so fror, als sei das Eis der Straße direkt in seine Venen gekrochen.

Zwischenruf: Das Verführen als Aggression und die Erfindung des Zaubersatzes

Ich muss mich wieder einmischen. Als Autor dieser beiden Personen fühle ich mich zunehmend unwohl. Ich ertappe mich dabei, wie ich Michael schütteln möchte. Ich möchte ihm zurufen: „Du Idiot! Sie wollte, dass du einsteigst! Sie hat nicht nach deinen Prinzipien gefragt, sie hat nach deiner Wärme gefragt!“

Aber wenn ich das täte, würde ich genau jene patriarchalische Dummheit reproduzieren, die wir seit einem halben Jahrhundert zu überwinden suchen. Ich würde behaupten, dass ein Nein in Wahrheit ein Ja ist, dass das Schweigen eine Einladung bedeutet und dass die Frau gerettet werden will. Ich würde Michael zu jenem zudringlichen Kerl machen, den Helena in ihren Seminaren zu Recht als historisches Auslaufmodell analysiert hat.

Wir müssen Michaels Skrupeltum ernst nehmen. Es ist nicht lächerlich; es ist tragisch.

In der traditionellen Erzählung ist die Verführung eine Kunst. Casanova, Don Juan, Valmont – sie alle sind Virtuosen des Zugriffs. Ihre Kunst besteht darin, den Willen des anderen so geschickt zu umgarnen, bis dieser Wille bricht und die Kapitulation als Ekstase erlebt wird. Doch nach 1975 wurde dieser Zauber entlarvt. Was man früher Galanterie nannte, erwies sich bei Lichte besehen als psychologische Kriegsführung. Verführen hieß: den anderen an einen Ort bringen, an den er aus freien Stücken vielleicht gar nicht gegangen wäre.

Michael und Helena haben diese Lektion begriffen. Für sie ist der Wille des anderen ein Heiligtum. Doch wenn der Wille heilig ist, wie kann man ihn dann noch berühren? Jede Berührung verändert den anderen. Jeder Kuss ist ein Veto gegen die absolute Autonomie.

Hier entsteht die Notwendigkeit des Zaubersatzes.

Was ist ein Zaubersatz? Es ist ein Satz, der vordergründig eine funktionale oder intellektuelle Wahrheit ausspricht, in Wahrheit aber dazu dient, die Entscheidung über die Nähe ins Unendliche zu vertagen. Wenn Michael sagt: „Das Taxi liegt nicht auf meiner Route“, dann sagt er die Wahrheit im Sinne des Berliner Stadtplans. Aber er lügt im Sinne des

Begehrens. Der Zaubersatz ist der Versuch, die doppelte Kontingenz zu überlisten, indem man ihr das Gewand der Sachlichkeit überstreift. Er verspricht Eindeutigkeit, wo nur Chaos ist. Er schützt das Subjekt vor der Beschämung einer Zurückweisung und entlastet das Objekt von der Last einer Entscheidung.

Helena ihrerseits durchschaut diese Zaubersätze, aber sie bedient sie ebenso. Indem sie Michael als „melancholisch“ bezeichnet und ihn auf Benjamin festnagelt, weicht auch sie der Zumutung aus, einfach zu sagen: „Ich will, dass du mitkommst.“ Sie flieht in die marxistische Metatheorie, weil die Sprache des Begehrens nach der Dekonstruktion der Geschlechterrollen ihre Unschuld verloren hat. Wenn man nicht mehr „Holdes Fräulein“ sagen darf und nicht „Komm mit zu mir, Puppe“ sagen will – was sagt man dann?

Man spricht über Walter Benjamin. Man spricht über die Linie 9.

Hier zeigt sich das Paradox der modernen Liebe: Sie soll Leidenschaft sein, aber sie soll zugleich aus vollkommener Rücksicht bestehen. Leidenschaft ist jedoch ihrem Wesen nach rücksichtslos; sie will das Du, sie will es ganz, sie will es jetzt. Rücksicht hingegen ist die Kunst des Abstands, das Einhalten von Grenzen, die Würdigung der Differenz.

Michael und Helena versuchen, das Unmögliche zu leben: eine leidenschaftliche Rücksicht. Sie scheitern nicht an ihren Trieben, sondern an ihren Tugenden. Ihr Versagen ist die Konsequenz ihrer moralischen Höchstleistung.

Und ich, der Erzähler, sitze an meinem Schreibtisch und merke, wie die doppelte Kontingenz auch mich erfasst. Ich will ihnen eine Form geben, aber jede Form, die ich ihnen aufdränge, schmeckt nach Verrat. Wenn ich sie zusammenbringe, werde ich zum Schöpfer eines billigen Happy Ends; wenn ich sie trenne, werde ich zum zynischen Vollstrecker ihrer Neurosen. Ich bin genauso gefangen wie Michael an der Haltestelle der Linie 9.

Die Goldberg-Variationen und das vollkommene Date (Berlin-Kreuzberg)

Zwei Jahre nach der Winternacht in der Crellestraße. Es war ein lauer Donnerstagabend im späten Mai. Die Kastanienbäume am Paul-Lincke-Ufer standen in voller Blüte; ihre weißen und rosa Kerzen dufteten süßlich, fast betäubend, und der Wind trieb die abfallenden Blütenblätter wie Konfetti über das schmutzige Wasser des Landwehrkanals.

Diesmal gab es keinen Zufall mehr. Es gab keine Fachtagung, kein Archiv, keine Geburtstagsfeier eines Drittbeteiligten. Diesmal war es eine Verabredung. Ein Date.

Sie hatten drei Wochen lang E-Mails hin und her geschickt, um einen Termin zu finden – Texte von vollendeter rhetorischer Eleganz, gespickt mit lateinischen Zitaten, Hinweisen auf Rezensionen in der London Review of Books und Selbstironie über ihre überfüllten Terminkalender. Schließlich hatten sie sich auf ein kleines italienisches Restaurant in einer Seitenstraße verständigt: keine Pizzeria mit rot-weiß-karierten Tischdecken, sondern jenes zurückhaltende Lokal mit grau verputzten Wänden, nackten Holztischen und einer Weinkarte, die nur Tropfen aus dem Piemont und der Toskana führte.

Michael war zehn Minuten zu früh da. Er hatte sich am Nachmittag rasiert, sorgfältig, mit einem neuen Rasierhobel. Er trug ein dunkelblaues Leinensakko, das weniger akademisch wirkte als sein Tweed, und dazu ein weißes Hemd ohne Krawatte. Er hatte sogar die Hornhaut an seinen Fersen mit einem Bimsstein behandelt – eine absurde, geheime Vorbereitung, für die er sich vor dem Badezimmerspiegel zutiefst geschämt hatte. Denn was bedeuteten gepflegte Fersen anderes als die schamlose Erwartung, am Ende des Abends die Schuhe auszuziehen?

Helena kam auf die Minute genau. Sie trug ein fließendes, dunkelgrünes Kleid aus Seide, das ihre Figur umspielte, ohne sie zu betonen, und silberne Ohrringe, die bei jeder Kopfbewegung leise klirrten. Sie sah ausgeruht aus, fast heiter.

Das Essen war ein Triumph der Zivilisation. Sie tranken einen Nebbiolo, der nach Teer und Rosen schmeckte, aßen handgemachte Tagliolini mit weißem Trüffel und sprachen über die Briefe von Hannah Arendt an Mary McCarthy. Sie waren witzig, sie waren schlagfertig, sie ließen einander ausreden, sie schenkten einander nach. Niemand wurde belehrt; jede Pointe des anderen wurde aufgenommen, verfeinert und mit einem Lächeln zurückgespielt. Es war die vollkommene Symmetrie.

Als die Rechnung kam – eine beträchtliche Summe auf einem kleinen Silbertablett –, vollzog sich das unvermeidliche Ritual.

Michael griff nach seiner Brieftasche. Helena griff nach ihrer Handtasche.

„Ich lade dich ein, Helena“, sagte Michael sanft. „Ich habe diesen Monat ein erfreuliches Gutachterhonorar aus Bern erhalten.“

„Michael“, sagte Helena, und ihre Stimme duldete keinen Widerspruch, während sie ihre Kreditkarte neben die seine legte, „wir haben das zwanzigstes Jahrhundert hinter uns gelassen. Halbe-halbe. Wir sind zwei autonome Wirtschaftssubjekte.“

Michael lächelte, nickte dem Kellner zu und teilte den Betrag exakt durch zwei. Es gab keinen Kampf, keine Beschämung. Alles geschah nach den Regeln einer aufgeklärten Partnerschaftlichkeit.

Sie verließen das Lokal und gingen am Kanal entlang. Die Luft war warm. Auf den Bänken saßen junge Leute mit Bierflaschen, Musik drang aus tragbaren Lautsprechern – ein dumpfer, elektronischer Beat, der wie der Herzschlag eines fremden, unverständlichen Zeitalters durch die Nacht pulsierte. Michael und Helena gingen im Gleichschritt. Ihre Schultern berührten sich fast, aber eben nur fast: ein Abstand von vielleicht zwei Zentimetern, eine Pufferzone der Höflichkeit, die von beiden mit millimetergenauer Präzision eingehalten wurde.

Vor Helenas Haus – einem Gründerzeitbau mit bröckelndem Sandsteinportal – blieben sie stehen.

„Möchtest du noch heraufkommen?“, fragte Helena.

Es war keine beiläufige Frage. Es war die Frage. Sie hatte sie ohne Umschweife gestellt, ruhig, die Hände in den Taschen ihres Mantels, die Augen fest auf sein Gesicht gerichtet.

Michaels Herz machte einen Schlag, der bis in seine Halsschlagader drang. Sein Kategoriensystem wankte. Hier war keine Falle, kein Missverständnis, keine Asymmetrie. Sie hatte ihn eingeladen. Aus freien Stücken.

„Sehr gerne“, sagte er.

Die Wohnung lag im dritten Stock. Sie war weitläufig, mit hohen Flügeltüren und Dielen, die unter ihren Schritten knarrten. Es roch nach altem Papier, Bienenwachs und getrocknetem Lavendel. Helena schaltete keine Deckenlampe ein; sie zündete zwei Bienenwachskerzen auf dem niedrigen Tisch vor dem Sofa an.

Auf dem Sofa lagen zwei Kissen aus marokkanischem Kelim. Auf dem Tisch stand eine Espressomaschine, daneben eine Schale mit Kirschen. An der Wand lehnte eine stattliche Plattensammlung.

„Setz dich“, sagte sie und ging zur Stereoanlage – einem alten Plattenspieler von Thorens, der auf einem gusseisernen Gestell ruhte. „Ich lege uns etwas auf.“

Sie nahm eine Platte aus der Hülle. Michael beobachtete ihre Bewegungen: wie sie die schwarze Scheibe behutsam an den Kanten hielt, sie auf den Plattenteller legte, den Tonarm anhob und die Nadel in die Einlaufrille senkte. Es war eine Andacht.

Ein leises Knistern erfüllte den Raum, gefolgt von jenen ersten, unsterblichen Tönen: die Aria aus den Goldberg-Variationen von Johann Sebastian Bach. Nicht die rasende, jugendliche Aufnahme von 1955, sondern die späte Einspielung von Glenn Gould aus dem Jahr 1981. Jeder Ton fiel wie ein schwerer, gläserner Tropfen in das Zimmer. Das Tempo war quälend langsam, vollkommen transparent, eine Meditation über die Vergänglichkeit.

Helena goss zwei Gläser Grappa ein. Sie setzte sich auf das Sofa. Nicht an das andere Ende, sondern in die Mitte. Michael setzte sich neben sie. Der Abstand zwischen ihnen betrug nun nicht mehr zwei Zentimeter, sondern vielleicht noch zehn.

Sie schwiegen. Sie hörten der ersten Variation zu, dann der zweiten. Die Kerzenflammen flackerten leicht im Luftzug, der durch das gekippte Fenster drang.

Nun war der Raum vollkommen bereitet. Die Sterne standen günstig. Es gab keine äußeren Hindernisse mehr. Die Klassenfrage war gelöst, das Patriarchat war suspendiert, der Wein war getrunken, die Musik war erhaben. Es war jener Moment, in dem die Körper endlich das tun durften, worauf die Seelen seit drei Jahren warteten.

Michael wandte den Kopf. Er sah ihr Profil im Kerzenlicht: die feine Linie ihrer Nase, die kleinen Fältchen um ihre Augen, ihren Hals, der im Ausschnitt des Kleides weiß schimmerte. Er spürte ein Begehren, das so rein und schmerzhaft war, dass es ihm fast den Atem nahm.

Er hob die rechte Hand. Er wollte sie auf ihre Wange legen. Er wollte ihre Haut spüren, das Weiche, das Warme, das Sterbliche.

Doch während seine Hand sich durch den Raum bewegte – es waren vielleicht noch fünf Zentimeter bis zu ihrer Wange –, schoss ihm ein Gedanke durch den Kopf, der wie giftiges Quecksilber in sein Bewusstsein tropfte: Warum bewegt sie sich nicht?

Helena saß vollkommen reglos da. Sie hielt ihr Grappaglas mit beiden Händen umschlossen. Sie sah geradeaus auf die brennenden Kerzen. Sie wich nicht zurück, aber sie kam ihm auch nicht entgegen.

Helena dachte in diesem Augenblick an Karl Marx und seine dritte These über Feuerbach: dass die Veränderung des Menschen nur durch die revolutionäre Praxis geschehen kann, durch das gegenseitige Ineinandergreifen von Subjekt und Objekt. Sie dachte: Wenn ich mich jetzt zu ihm drehe, erlöse ich ihn aus seiner Pflicht. Ich mache es ihm wieder zu leicht. Ich will, dass er die Grenze überschreitet. Ich will, dass er die bürgerliche Ordnung des Abstands für mich zerbricht. Er soll nicht warten, bis ich ihm die Erlaubnis erteile; er soll mich wollen, ungeachtet aller Verträge.

Michael wiederum sah ihr unbewegtes Profil und zog seine Hand zurück. Er legte sie auf seinen eigenen Oberschenkel, wo sie zur Faust geballt liegen blieb.

Sie will es nicht, dachte er. Sie sitzt hier aus Gastfreundschaft. Sie hört Bach. Wenn ich sie jetzt berühre, breche ich in ihre Kontemplation ein. Ich mache aus dieser erhabenen Musik den Soundtrack für meine fleischliche Begierde. Ich reduziere sie zur Beute einer romantischen Inszenierung.

Das Schweigen zwischen ihnen, das eben noch wie ein schützender Kokon gewirkt hatte, verwandelte sich in eine unerträgliche, steinerne Wand.

Gould spielte die neunte Variation – den Kanon in der Terz. Die Musik war von einer mathematischen Kälte, die Michael das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Er musste sprechen. Er musste das Schweigen brechen, um nicht vor Scham zu vergehen. Er brauchte einen Zaubersatz. Den letzten, den endgültigen Zaubersatz.

„Gould“, sagte Michael, und seine Stimme klang heiser, als habe er tagelang geschwiegen, „hat bei dieser zweiten Aufnahme von 1981 jeden sentimentalen Rest ausgemerzt. Es ist die vollkommene Struktur. Es gibt kein Subjekt mehr, nur noch das Gesetz der Noten.“

Helena wandte langsam den Kopf. Sie sah ihn an. In ihren Augen lag kein Zorn, keine Enttäuschung mehr; da war nur noch eine unendliche, traurige Klarheit.

„Struktur ist billig, Michael“, erwiderte sie leise. „Jeder Buchhalter hat eine Struktur. Gould hat 1981 einfach gewusst, dass er bald sterben würde. Er hat nicht die Struktur gespielt. Er hat ihren Nachruf gespielt.“

Michael zuckte kaum merklich zusammen. Er spürte den Hieb. Er wusste, was sie meinte. Sie sprach nicht über Glenn Gould. Sie sprach über sie beide. Sie sprach über das Sofa, die Kerzen, das Paul-Lincke-Ufer, über die drei Jahre ihres vorsichtigen Umkreisens.

Er hätte jetzt sagen können: „Helena, vergiss Gould. Vergiss Bach. Ich will dich.“ Er hätte sie an den Schultern fassen können. Es wäre das Ende aller Philosophie gewesen, der Eintritt in das wirkliche Leben.

Aber sein kategorischer Imperativ, dieser alte, treue, mörderische Wachhund seiner Seele, verbot es ihm. Denn was wäre gewesen, wenn sie wirklich nur über Klaviermusik gesprochen hätte? Wenn sie seine Umarmung als Übergriff empfunden hätte? Ihn über eine musikalische Meinungsverschiedenheit hinweg auf das Polster zu ziehen – das wäre ein Rückfall in die fünfziger Jahre gewesen, in die Ära der Schnurrbartträger, die ihren Ehefrauen in der Küche von hinten an die Schürzenbänder fassten, während das Fleisch auf dem Herd anbrannte.

Ein zivilisierter Mann tat so etwas nicht. Ein zivilisierter Mann ertrug die Einsamkeit, um die Reinheit seiner Moral nicht zu beflecken.

„Vielleicht“, sagte Michael und starrte auf seine Schuhe – rahmengenähte Budapester, die er seit zwölf Jahren trug und die ihm das Gefühl gaben, dass manche Dinge auf der Welt Bestand hatten –, „vielleicht ist der Nachruf manchmal die einzig anständige Form, der Gegenwart zu begegnen.“

Helena schwieg. Sie trank ihren Grappa in einem einzigen Schluck aus.

In diesem Moment entschied sich alles. Nicht mit einem Drama, nicht mit einer Szene, sondern mit dem leisen, rhythmischen Knacken der Nadel, die das Ende der Platte erreicht hatte und in der Auslaufrille kreiste. Klick. Klick. Klick.

Niemand stand auf, um den Tonarm anzuheben.

Zehn Minuten später stand Michael im Hausflur. Er zog seinen Mantel an. Helena hielt die Wohnungstür angelehnt. Das Licht im Treppenhaus erlosch mit einem trockenen Klacken des Zeitschalters; Helena drückte auf den beleuchteten Taster, und die gelbe Glühbirne sprang wieder an.

„Danke für das Essen, Michael“, sagte sie.

„Ich danke dir für die Musik, Helena“, sagte er.

Sie reichten sich die Hand. Es war derselbe Händedruck wie in Marburg. Trocken, korrekt, vollkommen unanfechtbar.

Michael ging die Treppe hinunter. Stufe für Stufe. Seine Ledersohlen hallten auf dem Terrazzoboden wider. Unten drückte er die schwere Haustür auf und trat hinaus auf das Paul-Lincke-Ufer.

Epilog: Das Schöpfen der Form und die Kontingenz des Autors

Hier nun endet die Geschichte, und hier beginnt die Ratlosigkeit desjenigen, der sie aufgeschrieben hat.

Ich stehe vor meinen Figuren wie ein Demiurg, der feststellen muss, dass seine Schöpfung ihn überflügelt hat. Was habe ich ihnen angetan? Ich habe ihnen Intelligenz gegeben, Bildung, historische Sensibilität, den Willen zum Guten und die Verachtung für jede Form von Gewalt. Und das Ergebnis? Zwei einsame Menschen in einer Stadt von dreieinhalb Millionen Einwohnern, die auseinandergehen, als hätten sie gerade eine Vorstandssitzung der Deutschen Forschungsgemeinschaft beendet.

Man wird mir vorwerfen, dies sei eine zynische Geschichte. Man wird sagen: Du machst dich lustig über das Skrupeltum, du denunzierst die Emanzipation, du plädierst für die Rückkehr des Neandertalers, der die Frau an den Haaren in seine Höhle schleift.

Nichts läge mir ferner.

Das Versagen von Michael und Helena ist kein Versagen im moralischen Sinne. Es ist das erhabene Versagen einer Kultur, die alle alten Formen zertrümmert hat, ohne den Mut aufzubringen, neue Formen zu setzen.

Denn das ist das Geheimnis der Form: Eine Form ist niemals gerecht. Eine Form ist immer eine Konvention, eine Setzung, ein Stück künstliche Gewalt gegen das formlose Meer der Möglichkeiten. Der alte Brauch des Verführens war ungerecht, gewiss; er privilegierte den Dreisten und bestrafte die Schamhafte. Aber er hatte einen unschätzbaren Vorteil: Er entlastete das Individuum von der Notwendigkeit, das Rad der zwischenmenschlichen Beziehungen bei jedem Sonnenuntergang neu zu erfinden.

Wenn keine Form mehr trägt, muss sie geschöpft werden. Aber sie kann nicht durch Reflexion geschöpft werden. Man kann sich nicht in eine Umarmung hineindekonstruieren. Die neue Form verlangt das Wagnis. Sie verlangt, dass man das Gesetz überwindet – nicht durch Regression in die Barbarei, sondern durch den Sprung in die Kontingenz. Liebe, wie Marx sie im Anschluss an Hegel dachte, ist nicht das Einhalten von Regeln, sondern die wechselseitige Auseinandersetzung zweier Wesen, die bereit sind, sich aneinander zu verletzen, um frei zu werden. Wer die Verletzung a priori ausschließt, schließt auch die Berührung aus.

Ich blicke aus dem Fenster meines Arbeitszimmers auf die Straße hinab. Es ist dieselbe Nacht. Der Maiwind weht warm über den Asphalt.

Dort unten steht Michael. Er hat sein Fahrrad von der Laterne losgekettet – ein solides britisches Tourenrad mit Nabenschaltung, das er seit zwanzig Jahren pflegt. Er bückt sich, um die reflektierende Hosenklammer um sein rechtes Hosenbein zu schnallen, damit der Wollstoff nicht in die Kette gerät. Es ist eine lächerliche, rührende Bewegung.

Er richtet sich auf. Er sieht hinauf zum dritten Stock. Dort, hinter den hohen Fenstern, brennt noch das Licht der beiden Kerzen.

Er hat ihr Gepäck nicht getragen. Er ist nicht in ihr Taxi gestiegen. Er hat sie auf dem Sofa nicht überrumpelt. Er hat sich an alle Gesetze gehalten, die seine Generation ersonnen hat, um die Welt von der Herrschaft zu befreien. Und er spürt in seiner Brust eine Leere, die so weit und so kalt ist, dass sie fast wie die reine Vernunft schmeckt.

Oben am Fenster steht Helena. Sie hält die Gardine nicht zur Seite – das wäre eine Pose aus einem Roman von Theodor Fontane, und sie hasst Fontanes Frauen für ihre passive Duldsamkeit. Sie steht einfach da im Halbdunkel, das Glas in der Hand, und sieht den kleinen, zitternden Lichtkegel von Michaels Fahrradlampe auf dem Pflaster. Sie denkt an ihren Marx, an die Entfremdung und an die Vergegenständlichung des Menschen im Anderen. Und sie denkt, mit jener schneidenden Selbstironie, die sie vor den Tränen rettet: Vielleicht braucht die Weltgeschichte einfach einen vierten Versuch.

Der Scheinwerfer seines Fahrrads bleibt stehen.

Unten an der Laterne. Michael ist nicht aufgestiegen. Er hält das Fahrrad am Lenker. Er dreht das Vorderrad langsam um hundertachtzig Grad zurück in Richtung Haustür.

Was wird er tun? Wird er die Stufen wieder hinaufsteigen? Wird er an der Klingel mit dem Messingschild läuten? Und wenn sie öffnet – was wird er sagen? Wird er endlich aufhören, über Glenn Gould zu sprechen? Wird er sagen: „Helena, ich habe Angst, und ich will trotzdem hierbleiben“? Oder wird er nur fragen, ob er seinen Schirm in der Diele vergessen hat?

Ich weiß es nicht.

Und das ist mein letzter Triumph als Erzähler: Ich weiß es wirklich nicht. Wenn ich es wüsste, wenn ich ihm jetzt einen Entschluss in das Gehirn pflanzte, wäre ich selbst jener Tyrann, den Michael sein Leben lang gefürchtet hat. Auch ich unterliege der doppelten Kontingenz gegenüber meinen Geschöpfen. Sie schulden mir keinen Gehorsam mehr.

Michael steht an der Laterne. Der Dynamo surrt leise, als er das Vorderrad noch einmal dreht. Der Wind bewegt die Blätter der Kastanien.

Alles ist möglich. Nichts ist notwendig. Die Zukunft ist vollkommen offen, und genau darin liegt die ganze, furchtbare Würde ihres Alters. Kann der Text so wie er ist bitte mit Markdown ausgezeichnet und zum Download angeboten werden?

Die Asymmetrie der Ressourcen

Das Match, das Rauschen und die Dachterrasse (Hamburg)

Es begann mit einer algorithmischen Plausibilität.

Die Plattform hieß nicht Tinder – Tinder galt in den Milieus mit Prädikatsexamen und Einstiegsgehältern oberhalb der Tarifverträge längst als unhygienischer Basar für motorische Affektreduktion. Es war eine jener kuratierten Applikationen, bei denen man vor der Freischaltung ein Zitat über seine bevorzugte Sonntagsbeschäftigung einpflegen und drei Fragen beantworten musste, die von einem Verhaltensökonomie-Start-up aus Kopenhagen kalibriert worden waren.

Julian, dreißig Jahre alt, Master in International Management an der WHU, trug auf seinem dritten Foto ein ungefärbtes Leinenhemd vor einer rauen Betonwand in Porto. Er lächelte nicht breit, sondern mit jenem wohldosierten, fast philosophischen Amusement, das dem Betrachter signalisiert: Ich kenne die Absurdität dieses Marktes, aber ich bin erwachsen genug, sein Interface als Kulturtechnik zu nutzen.

Clara, neunundzwanzig, Volljuristin mit neun Komma vier Punkten im zweiten Staatsexamen und einer beginnenden Erschöpfungsdepression, die sie hinter einem tadellos sitzenden Kaschmir-Cardigan verbarg, hatte sein Profil nach links wischen wollen. Dann las sie seine Antwort auf die Promptfrage „Ein Konsens, den ich anzweifle“: Er hatte hineingeschrieben: „Dass Effizienz ein Selbstzweck ist.“

Das war glänzend formuliert. Ein BWLer, der seine eigene Disziplin als Fluch begriff, war fast so selten wie ein Zivilrechtler, der die Schuldrechtsreform für ein Gedicht hielt. Sie wischte nach rechts. Es ertönte ein feiner, sanfter Dreiklang.

Doch sie schrieben einander nicht.

Zwei Wochen lang verharrte das Match in der Schwebe jener hypermodernen Höflichkeit, die darin besteht, dem anderen unter keinen Umständen mit unaufgeforderter Aktivität zur Last zu fallen. Ihn sofort anzuschreiben, wäre Clara als übergriffige Bedarfsmeldung erschienen; sie hätte sich wie eine Klägerin gefühlt, die ohne vorheriges Mahnverfahren Klage einreicht. Julian wiederum, der im Rahmen eines Seminarblocks über Gender Compliance & Implicit Bias gelernt hatte, dass das traditionelle männliche Vorschnellen eine sublimierte Form von Raumgreifung darstellt, wartete ab. Er wollte ihr die Initiative überlassen, um keinen normativen Druck zu erzeugen.

So starrten beide gelegentlich auf die kleinen, runden Fotos ihrer Telefone – er in der Lounge eines Co-Working-Spaces an den Bleichen, sie in der Bibliothek am Schlump –, und beide dachten mit bemerkenswerter Symmetrie: Wenn es organisch ist, wird es sich fügen. Es war der moderne Glaube an eine unsichtbare Hand, die nicht Märkte räumt, sondern Seelen zusammenführt, ohne dass eine von ihnen den Preis für das Ansprechen entrichten müsste.

Sie trafen sich schließlich analog. Nicht durch Verabredung, sondern durch jene statistische Verdichtung, die das Leben in drei Postleitzahlgebieten unweigerlich mit sich bringt.

Es war eine Feier im siebten Stock eines Neubaus in der HafenCity. Der Gastgeber war ein Investmentanalyst, der seinen dreißigsten Geburtstag feierte, als sei er ein erfolgreicher Börsengang: Naturwein aus Georgien, getrocknete Bio-Feigen, gedämpftes Licht aus Designerlampen, deren Lampenschirme wie zerknülltes Reispapier aussahen, und ein Soundtrack, der aus rhythmischem, metallischem Klicken bestand – Ambient House, der jede menschliche Melodie vermied, um niemanden emotional zu vereinnahmen.

Clara stand auf der Dachterrasse. Der Wind kam von der Elbe herauf, nass, kalt, nach brackigem Hafenwasser und Schiffsdiesel riechend. Sie hielt ein Glas Pet-Nat in den Händen, das sie an der Kante des Balkons balancierte.

Julian trat neben sie. Er trug eine dunkelblaue Überjacke aus japanischem Denim, die so geschnitten war, dass sie weder modisch noch altmodisch wirkte. Er sah ihr Profil im Licht der beleuchteten Kräne des Überseezentrums.

„Du bist die Frau, die mich seit vierzehn Tagen ignoriert“, sagte er.

Er lächelte dabei. Es war ein hervorragend platziertes Lächeln – selbstironisch, unaufdringlich, eine Einladung zur Entlastung.

Clara drehte den Kopf. Ihre Augen, hinter einer sehr zarten, runden Titanbrille, musterten ihn mit jener juristischen Schärfe, die Luhmann-Lesern als operative Beobachtung vertraut ist. Sie registrierte den Schnitt seiner Haare, den Umstand, dass er keine Uhr mit digitalem Zifferblatt trug, und vor allem die Tatsache, dass er ihren Körper nicht von oben bis unten absuchte. Er hielt den Blick auf Höhe ihrer Augenbrauen.

„Ich habe dich nicht ignoriert, Julian“, sagte sie, und ihre Stimme trug jenen kühlen, hanseatischen Tonfall, der jede Nähe zunächst wie eine Sachstandsanfrage klingen lässt. „Ich habe lediglich die informationelle Selbstbestimmung gewahrt. Ein Match ist eine Willensbekundung dem System gegenüber, kein zweiseitiges Rechtsgeschäft.“

Julian lachte. Es war ein echtes, helles Lachen, das die steife Luft der Terrasse für eine Sekunde auftaute.

„Ein Schweigen als Nichtannahme unter Abwesenden“, sagte er. „Verstehe. Paragraph 147 BGB?“

„Absatz zwei“, ergänzte sie blitzschnell. „Der einem Abwesenden gemachte Antrag kann nur bis zu dem Zeitpunkt angenommen werden, in welchem der Antragende den Eingang der Antwort unter regelmäßigen Umständen erwarten darf.“

„Und diese Frist war abgelaufen?“

„Knapp“, sagte sie und nahm einen Schluck von ihrem Wein, der herb und hefig nach unreifen Birnen schmeckte. „Aber im Wirtschaftsrecht kennen wir das Institut der kaufmännischen Bestätigung. Manchmal reicht es, wenn man sich auf der Terrasse eines gemeinsamen Bekannten materialisiert.“

Für zehn Minuten war alles mühelos. Sie sprachen nicht über Politik – Politik war für sie beide kein Kampfplatz mehr, sondern ein mäßig verwaltetes Hintergrundrauschen aus Klimaberichten und Zinsentscheidungen der EZB, über das man den Kopf schütteln konnte, ohne das eigene Leben deshalb infrage zu stellen. Sie sprachen über die absurde Terminologie ihrer Branchen: über Closing Conditions, Due Diligence und die Manie von Kanzleipartnern, nachts um halb drei E-Mails mit der Betreffzeile „Quick Question“ zu versenden.

Julian spürte eine Anziehung, die ihn überraschte. Sie war nicht explosiv; sie war von jener eleganten, trockenen Art, die bei Männern seiner Ausbildung das Belohnungszentrum aktiviert: eine Frau, die ihm intellektuell um eine halbe Drehung voraus war, aber deren linke Hand am Glas ganz leicht zitterte. Sie fror.

Der Wind frischte auf. Clara zog die Schultern hoch. Ihr Kaschmirpullover war dünn, viel zu dünn für Hamburger Maiabende an der Elbe.

Hier lag nun die historische Weggabelung.

Ein Mann früherer Jahrzehnte hätte seine Jacke ausgezogen. Er hätte diesen schweren, dunkelblauen Denim genommen, ihn mit einer raumgreifenden, schützenden Geste über ihre Schultern gelegt und damit eine uralte, archaische Schuld begründet: die Schuld der Frau, dem Beschützer ein Lächeln, ein Anschmiegen, ein Nachgeben zu entrichten.

Julian wusste das. Er hatte dieses Skript in zahllosen Essays über toxische Mikro-Interaktionen zerlegt gesehen. Er wusste: Eine Jacke anzubieten ist niemals nur ein thermischer Transfer. Es ist die symbolische Unterstellung, dass die Frau ihre eigene Körpertemperatur nicht autonom regulieren kann. Es ist die Wiedereinführung des väterlichen Protektorats über die Hintertür des Kälteschutzes.

Also tat er das, was ihm sein reflektierter Instinkt befahl: Er wahrte ihre Autonomie.

„Wollen wir reingehen?“, fragte er neutral. „Die Fußbodenheizung im Wohnbereich ist erstaunlich gut austariert.“

Clara sah ihn an. Sie spürte die Kälte, die durch ihren Ärmel kroch, und sie sah seine Jacke – diesen dichten, festen Stoff, der zweifellos warm war. In einem winzigen, unbeleuchteten Winkel ihres Bewusstseins hätte sie sich gewünscht, dass er nicht fragt. Sie hätte sich gewünscht, dass er das Risiko eingeht, ein Patriarch zu sein, nur um ihr für fünf Minuten diese Wärme zu schenken, gegen die sie dann hätte protestieren können, um die Jacke am Ende doch zu behalten.

Aber dieser Mann war zu klug, um ein Patriarch zu sein. Er war ein moderner, symmetrischer Partner. Er bot ihr keine Jacke an, sondern die Infrastruktur des Wohnzimmers.

„Gute Idee“, sagte sie. Ihre Stimme klang plötzlich flach. „Drinnen ist der Wein auch wärmer.“

Sie gingen hinein. Im Gedränge zwischen der Kücheninsel und dem Flur verloren sie sich aus den Augen. Als Clara sich umdrehte, stand Julian bereits in einem Gespräch mit einem Kollegen über die Bewertungsmultiplikatoren von Softwarefirmen.

Sie rief sich ein Moia-Sammeltaxi. Sie saß auf der Rückbank des Elektrotransporters, sah die nassen Lichter der Willy-Brandt-Straße vorbeiziehen und dachte: Er ist vollkommen tadellos. Er hat keinen einzigen Fehler gemacht.

Und sie hasste ihn ein ganz klein wenig dafür.

Zwischenruf: Die Tyrannei der Augenhöhe

Treten wir einen Schritt zurück vom nassen Elbwasser. Betrachten wir diese beiden dreißigjährigen Subjekte mit jenem melancholischen Lächeln, das Milan Kundera seinen unglücklichen Liebhabern in Prag widmete.

Was unterscheidet Julian und Clara von Paar-Konstellationen aus dem vorherigen Jahrhundert?

Auf den ersten Blick alles. Diese Paar-Konstellationen trugen noch die Wundmale der Zerrüttung mit sich herum; sie hatten die Siebzigerjahre wie eine theologische Bekehrung erlebt, ihr Skrupeltum war ein moralisches Bußgewand, das sie sich übergezogen hatten, um die Sünden der Väter abzutragen.

Julian und Clara hingegen haben keine Buße mehr nötig. Sie sind die Erben des Sieges. Für sie ist die Gleichberechtigung kein Postulat, das man erkämpfen muss, sondern ein Betriebssystem, das auf ihren MacBooks vorinstalliert ist. Sie sind gleich bezahlt, gleich erschöpft, gleich durchtherapiert. Sie haben gelernt, dass Beziehungen auf Augenhöhe stattzufinden haben – diesem furchtbaren, flachen Begriff aus dem Vokabular der modernen Personalentwicklung, der unterstellt, die Liebe sei eine Art Jahresgespräch mit anschließender Zielvereinbarung.

Aber die Tragödie der Augenhöhe besteht darin, dass man sich auf ihr nicht bewegen kann, ohne den anderen anzustarren.

Wenn alle Differenzen nivelliert sind – wenn die Geschlechter keine festen Choreografien mehr besitzen, die ihnen sagen, wer die Jacke reicht und wer sie annimmt –, dann wird jede noch so winzige Asymmetrie zur potenziellen Bedrohung. Luhmann hat gezeigt: In Systemen, die auf vollkommene Gleichheit ausgerichtet sind, führt die kleinste Abweichung zu hysterischen Kompensationsversuchen.

Julian leidet nicht unter dem moralischen Absolutheitswahn Immanuel Kants wie Michael; Julian leidet unter einem Ressourcen-Skrupeltum. Er kalkuliert. Nicht aus Geiz, sondern aus Respekt. Er fragt sich: Welche Ressource setze ich ein? Setze ich meine physische Konstitution ein, um ihr zu signalisieren, dass ich stärker bin? Setze ich meine Initiative ein, um zu beweisen, dass ich der Akteur bin? Weil er das nicht will – weil er sie als vollgültiges, liquides Subjekt behandeln muss –, verweigert er die Geste.

Und Clara? Clara leidet unter der Erschöpfung des souveränen Subjekts. Sie hat neun Jahre lang gelernt, dass niemand sie schützen wird, dass sie ihre Scheine selbst schreiben, ihre Miete selbst erwirtschaften und ihre Grenzen selbst ziehen muss. Wenn Julian vor ihr steht, will ihr Intellekt die Augenhöhe; aber ihr Körper, der friert, sehnt sich nach der Unvernunft der Hingabe. Doch wie kann man sich jemandem hingeben, der so höflich ist, dass er einem nicht einmal zu nahe treten will, wenn man mit den Zähnen klappert?

Das Versagen auf der Dachterrasse war kein Mangel an Sympathie. Es war die Erstarrung vor dem Risiko der Asymmetrie. Denn jede Liebe beginnt mit einem ungleichen Tausch: Einer gibt mehr, einer wagt sich weiter vor, einer riskiert die Zurückweisung.

Wo aber beide auf den perfekten Gleichstand der Transaktion warten, findet kein Handel statt. Der Markt bleibt leer, die Akteure sind hochgradig liquide – und erfrieren auf der Terrasse.

Das Meeting, das Signal-Protokoll und der Fluchtweg (Frankfurt am Main)

Sieben Monate später. Der Ort war das Hochhaus einer internationalen Wirtschaftskanzlei im Frankfurter Bankenviertel, vierunddreißigster Stock.

Draußen lag ein diesiger, bleigrauer Januartag über dem Maintal; drinnen herrschte jenes ewige, schattenlose LED-Zwielicht, das keine Jahreszeiten kennt und in dem die Zimmerpflanzen aussehen, als seien sie aus recycelten PET-Flaschen gegossen worden.

Clara war als Associate im Team für Restructuring & Insolvency tätig. Sie saß an einem Konferenztisch, der so lang war, dass man ein Fernglas brauchte, um die Kollegen am anderen Ende scharf zu sehen. Vor ihr standen drei Gläser: stilles Wasser, Wasser mit Kohlensäure und ein kleiner, bereits erkalteter Espresso, auf dessen Oberfläche sich ein schillernder Ölfilm gebildet hatte.

Die Tür öffnete sich, und das Beratungsteam der Strategieberatung trat ein.

Und da war er.

Julian trug einen dunkelgrauen Anzug ohne Krawatte, die Ärmel des Hemdes um exakt zwei Zentimeter unter dem Sakko hervorschauend – die Uniform derer, die für achtzehnhundert Euro Tagessatz erklären, wie man Personal abbaut, ohne das Wort „Kündigung“ in den Mund zu nehmen. Als er Clara sah, stockte sein Schritt für den Bruchteil einer Sekunde.

Ihre Blicke trafen sich über die Phalanx der geöffneten ThinkPad-Bildschirme hinweg. Es war ein Moment reiner, elektrisierender Synchronizität. Kein Tinder, keine Dachterrasse, kein Naturwein. Es war die grausame, wunderbare Eindeutigkeit des Arbeitslebens: Sie waren Komplizen in einer Maschine, die beide verachteten, für die sie aber ihre Jugend verkauften.

Julian setzte sich schräg gegenüber. Sie verbrachten vier Stunden damit, die Verschuldungsgrade eines mittelständischen Maschinenbauers aus Wuppertal zu zergliedern.

Clara brillierte. Sie zerlegte die vorgelegten Kreditverträge mit einer kalten, präzisen Eleganz, die Julian den Atem verschlug. Sie benutzte keine Schachtelsätze; ihre Argumente waren wie Skalpelle. Julian wiederum lieferte die Zahlenbasis mit einer Nüchternheit, die auf jede feuilletonistische Verbrämung verzichtete. Sie spielten einander die Bälle zu – nicht wie Flirtende, sondern wie zwei Meisterschachspieler, die sich in einer Simultanstadthalle über die Köpfe der Amateure hinweg verständigen.

Um 17:42 Uhr vibrierte Claras Telefon lautlos auf dem polierten Kirschbaumholz.

Auf dem Bildschirm erschien eine Benachrichtigung von Signal. Nicht WhatsApp. WhatsApp galt als indiskret, als die Plattform der Elterngruppen und der unbedarften Massen; Signal war das Refugium derer, die an Verschlüsselung glaubten, selbst wenn sie nur den Einkaufszettel übertrugen.

Die Nachricht stammte von einer Nummer, die sie nicht eingespeichert hatte, deren Absender ihr aber sofort klar war.

> Paragraph 147 Absatz 2 BGB. Ist die Frist zur Einladung auf einen desaströsen Filterkaffee in der Kanzleiküche noch offen?

Clara sah nicht auf. Sie tippte, die Hände unter der Tischkante verborgen, während der Senior-Partner gerade über die Ausfallbürgschaften der Gesellschafter schwadronierte.

> Die Annahmefrist bestimmt sich nach den Umständen. Die Kanzleiküche ist ein panoptischer Raum. Zehnter Stock, Café im Foyer. In elf Minuten.

Sie trafen sich unten. Es war kein Café, sondern ein gläserner Kubus, der nach gerösteten Bohnen und feuchtem Marmor roch. Sie saßen auf Barhockern, die so hoch waren, dass ihre Füße in der Luft baumelten – jene architektonische Bosheit moderner Foyers, die verhindern soll, dass Menschen es sich bequem machen.

„Du bist gefährlich im Verhandlungsraum“, sagte Julian. Er rührte in seinem Hafer-Cappuccino.

„Ich mache meine Arbeit“, erwiderte sie. „Du bist defensiver, als ich dachte. Du hast dem Partner die EBITDA-Bereinigung durchgehen lassen, obwohl sie fingiert war.“

Julian lächelte jenes feine, müde Lächeln, das sie von der Dachterrasse kannte. „Man muss den Leuten ihre Illusionen lassen, Clara. Wenn ich ihm die Bereinigung streiche, bricht das Modell zusammen. Und wenn das Modell zusammenbricht, müssen wir heute Nacht durcharbeiten. Ich hatte gehofft, heute Nacht zu schlafen.“

„Ein Opportunist der Ruhe“, sagte sie.

„Ein Ökonom der Lebenszeit.“

Sie saßen da, ihre Knie nur wenige Zentimeter voneinander entfernt. Die Luft zwischen ihnen war vollkommen geladen. Jeder Satz, den sie wechselten, trug ein doppeltes Gepäck: vordergründig die Verachtung für ihre Kanzleiexistenz, hintergründig das tastende Verlangen, die Hand des anderen zu greifen und zu sagen: Komm, lass uns abhauen. Lass uns diese absurden Laptops in den Main werfen und in einem schmutzigen Hotelzimmer verschwinden.

Hier nun griff das elektronische Medium ein.

Signal ist nicht bloß eine App; es ist eine Lebensform. Signal hat jene kleine, verräterische Funktion, die anzeigt, ob der andere tippt: drei hüpfende Punkte in einer Sprechblase. Und Signal hat die Funktion der selbstzerstörenden Nachrichten. Es ist das Kommunikationswerkzeug für eine Epoche, die vor den Spuren der eigenen Intimität zittert.

Julians Telefon leuchtete auf. Eine Nachricht seiner Projektleiterin:

> Call mit London um 18:30 Uhr vorgezogen.

Julian sah auf das Display. Er sah auf Clara.

Er hätte den Call absagen können. Er hätte sagen können: „Ich habe einen Notfall." Das wäre der Bruch gewesen. Die Heldentat. Das Signal an Clara: Du bist mir wichtiger als die M&A-Praxis dieser Kanzlei.

Aber Julian war dreißig. Er war aufgewachsen mit dem Dogma der Professionalität – jener säkularisierten Ersatzreligion, die verlangt, dass man seine Affekte wie eine App im Hintergrund laufen lässt, während die Hauptanwendung stabil bleibt. Eine Absage des Calls wäre unprofessionell gewesen. Es wäre ein emotionaler Einbruch in die Sphäre der Sachlichkeit gewesen, ein fast obszöner Akt der Maßlosigkeit.

„Ich habe um halb sieben einen Call", sagte er leise.

Clara verzog keine Miene. Ihr Gesicht erstarrte wieder zu jener Maske der Prädikatsjuristin, die keine Emotionen zeigt, weil Emotionen in Schriftsätzen angreifbar machen.

„Natürlich", sagte sie. „London?"

„London."

„Dann solltest du hochgehen. Die Verbindung im zehnten Stock bricht manchmal ab."

Sie standen auf. Julian zögerte. Er hob die Hand, um ihre Schulter zu berühren – eine kleine, flüchtige Geste der Verbundenheit. Doch in dem Moment, als seine Finger ihren Stoff fast erreicht hatten, zog Clara ihre Handtasche hoch und klemmte sie unter den Arm. Es war eine vollkommen flüssige Bewegung, die wie reiner Zufall wirkte, aber Julian begriff: Sie wich ihm aus. Sie bestrafte ihn für seine Professionalität mit ihrer eigenen.

„Ich schicke dir die überarbeiteten Klauseln per Mail", sagte sie.

„Mach das", sagte er. „Über Signal wäre es unsicher."

Der zweite Zaubersatz. Er vollendete die Absurdität. Sie flohen vor der Berührung in den Datenschutz.

Zwischenruf: Die Professionalität und die Auslöschung des Ereignisses

Beobachten wir das Elend dieser zweiten Szene.

Warum können diese beiden Menschen nicht einfach die Konventionen ihres Arbeitsplatzes sprengen? Warum wirft er das Telefon nicht in den Mülleimer?

Weil die Generation der Dreißigjährigen eine Entdeckung gemacht hat, die ihren Eltern noch fremd war: Sie haben begriffen, dass die Revolte gegen das System zu teuer ist. Michael und Helena konnten sich in den Siebzigern noch vorstellen, das bürgerliche Leben zu verlassen, um in einer Landkommune Ziegen zu züchten oder an der Freien Universität Flugblätter zu verteilen. Sie glaubten an die Alternative.

Julian und Clara glauben an gar nichts mehr, am allerwenigsten an Alternativen. Sie sind nicht zynisch; sie sind funktional. Sie wissen, dass der Spätkapitalismus sie sofort ersetzt, wenn sie um 18:29 Uhr den Call mit London schwänzen. Die Kanzlei weint niemandem eine Träne nach. Ihre Professionalität ist keine Tugend, sondern ihre Überlebensrüstung in einer Welt, die keine Vergebung für Leistungsabfälle kennt.

Hier erreicht das Skrupeltum seine technologische Vollendung.

Früher schrieb man Briefe, die vergilbten. Michael bewahrte Helenas Notizen in einer Pappschachtel auf wie Reliquien. Julian und Clara kommunizieren über Signal mit verschwindenden Nachrichten. Der Text löscht sich nach vierundzwanzig Stunden selbst aus. Es bleibt kein Zeugnis. Nichts darf sedimentieren, nichts darf Geschichte werden.

Das Begehren wird wie ein Arbeitsentwurf behandelt: Es wird synchronisiert, optimiert und bei Nichtgebrauch spurlos gelöscht. Luhmann sprach von der Reduktion von Komplexität. Aber was Julian und Clara betreiben, ist die Auslöschung des Ereignisses. Ein Ereignis ist ein Moment, der die Struktur verändert. Sie aber wollen die Struktur um jeden Preis erhalten – ihre Karrieren, ihre Bonuszahlungen, ihre emotionale Autonomie –, und deshalb darf das Ereignis der Begegnung nicht stattfinden.

Wenn Michael aus ethischer Rücksicht schwieg, so schweigt Julian aus betriebswirtschaftlicher Risikoaversion. Das Resultat ist dasselbe: Die Leere.

Und die Ironie des Erzählers? Ich tippe diese Sätze in ein Programm, das mir jede Minute anzeigt, wie viele Wörter ich noch schreiben muss, um die Erwartung zu erfüllen. Auch ich bin Julian. Auch ich bin Clara. Wir sind alle gefangen im großen Audit unseres eigenen Daseins.

Das Airbnb, die Naturweinflasche und der Notausgang (Berlin-Mitte)

Neun Monate nach Frankfurt. Ein Freitagabend im Oktober.

Sie hatten es geschafft. Sie hatten einen Kanal geschlagen durch das Dickicht ihrer Terminkalender. Drei Monate Vorlauf, zwei Verschiebungen wegen einer überraschenden Hausdurchsuchung bei einem Mandanten von Clara und einer Due-Diligence-Prüfung in Stockholm bei Julian. Aber nun waren sie hier.

Der Ort war ein Apartment in der Linienstraße in Berlin-Mitte, das Julian über ein Design-Portal gemietet hatte. Keine normale Ferienwohnung: Sichtbetonwände, ein Sofa aus cognacfarbenem Leder, das aussah wie eine Skulptur, auf der man nicht sitzen durfte, und ein gigantischer Esstisch aus einer einzigen, unbehandelten Eichenbohle. Es war der ästhetische Nullpunkt des zeitgenössischen Geschmacks – jener Raum, der Freiheit suggeriert, weil er keine Spuren von persönlicher Geschichte aufweist.

Clara war mit dem ICE aus Hamburg gekommen. Sie trug eine weite Hose aus anthrazitfarbener Wolle und ein weißes T-Shirt von jener exzessiv teuren Schlichtheit, die man nur erkennt, wenn man die Marke am Weblabel im Nacken identifizieren kann.

Julian hatte gekocht. Kein Lammfleisch mit Rosmarin wie die Alt-68er in Schöneberg; das wäre zu schwer, zu bürgerlich, zu schuldbehaftet gewesen. Er hatte eine Ceviche zubereitet: roher Wolfsbarsch, mariniert in Limettensaft, mit Koriander, dünn geschnittener roter Zwiebel und Mango. Ein Gericht, das keine Hitze benötigt, kein Fett hinterlässt und den Körper in einem Zustand vollkommener Leistungsbereitschaft belässt.

Auf dem Tisch stand eine Flasche Pet-Nat aus dem Burgenland – unfiltriert, trüb, die Farbe von getrocknetem Heu, mit einem Kronkorken verschlossen.

Sie saßen sich an der Eichenbohle gegenüber. Das Essen war nach zwanzig Minuten beendet. Sie aßen wie zwei Menschen, die Nahrung als Zufuhr von Mikronährstoffen begreifen, zügig, elegant, ohne jede Völlerei.

„Der Fisch ist exzellent“, sagte Clara. Sie wischte sich den Mund mit einer Leinenserviette ab.

„Das Chilly-Limetten-Verhältnis ist heikel“, sagte Julian. „Man überfährt das Produkt leicht.“

Nun trat das Schweigen ein.

Es war kein Schweigen, das mit Gedankenschwere aufgeladen war. Es war das helle, sterile Schweigen zweier Menschen, die alles erreicht haben, was man mit dreißig erreichen kann, und die nun vor der Tatsache stehen, dass Exzellenz keine Gefühle produziert.

Claras Telefon lag mit dem Bildschirm nach unten neben ihrem Teller. Es gab keinen Ton von sich, aber Julian sah, dass ihr Blick alle drei Minuten zu dem schwarzen Rechteck wanderte. Es war kein Verlangen nach anderen Menschen; es war der Phantomschmerz des Nichterreichbarseins.

„Du kannst nachsehen“, sagte Julian sanft.

Clara zuckte zusammen. „Was?“

„Du kannst auf dein Telefon schauen. Ich fühle mich nicht beleidigt.“

Clara sah ihn an. Ihre Augen wurden schmal. In diesem Angebot lag die ganze Tragödie ihrer Konstellation. Er wollte so verständnisvoll sein, so frei von männlichem Besitzanspruch, dass er ihr sogar die Erlaubnis erteilte, ihn mental zu verlassen.

„Ich will nicht auf mein Telefon schauen, Julian“, sagte sie, und ihre Stimme hatte einen scharfen, metallischen Unterton. „Ich bin hier. Mit dir.“

„Ich wollte dir nur den Raum geben...“

„Hör auf, mir Raum zu geben!“, unterbrach sie ihn.

Der Satz fiel wie ein schwerer Stein auf die rohe Eichenbohle. Das Glas vibrierte leicht.

Julian erstarrte. Seine Gabel verharrte in der Luft. Er sah sie an, ratlos, mit jener vollkommenen Unschuld des modernen Mannes, der alles richtig gemacht hat und nun dafür verurteilt wird.

„Was soll ich denn tun, Clara?“, fragte er leise. „Soll ich dein Telefon nehmen und es aus dem Fenster werfen? Soll ich den dominanten Macher spielen, der dir befiehlt, mich anzusehen? Wir wissen beide, dass das ein schlechtes Rollenspiel wäre. Du würdest mich dafür verachten.“

„Ja“, sagte Clara. Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch und vergrub das Gesicht in den Händen. „Ich würde dich verachten. Aber ich verachte dich auch dafür, dass du mich fragst.“

Es war der Moment der Wahrheit. Die doppelte Kontingenz lag nackt auf dem Tisch, wie der filetierte Wolfsbarsch.

Sie wollten einander. Das Begehren war da, heiß und trocken, ein Ziehen im Unterleib, das beide seit Monaten spürten. Aber das Begehren fand keine Sprache, die nicht kontaminiert war. Jeder Vorstoß nach vorn war ein Rückfall in die Überwältigung; jedes Zurückweichen war die Kapitulation vor der Kälte.

Julian stand auf. Er ging um den Tisch herum. Er stellte sich hinter ihren Stuhl.

Er legte seine Hände auf ihre Schultern. Es war keine fordernde Berührung; es war jene vorsichtige, therapeutische Berührung, mit der man einem gestressten Kollegen signalisiert: Ich bin da, nimm dir Zeit.

Clara spürte seine Hände. Sie spürte die Wärme seiner Handflächen durch das weiße T-Shirt. Und in diesem Moment fühlte sie eine unendliche, bodenlose Müdigkeit.

Sie dachte: Er berührt mich wie ein Physiotherapeut. Er will mich nicht nehmen, er will mich deeskalieren. Er behandelt meine Verzweiflung wie einen Engpass in der Lieferkette, den man durch sanftes Rütteln beheben muss.

Sie drehte sich nicht um. Sie lehnte sich nicht an ihn.

Sie griff nach ihrer Handtasche, die auf dem Boden stand. Sie zog ihr Telefon heraus. Der Bildschirm leuchtete auf. Drei ungelesene E-Mails von der Kanzlei. Eine Nachricht auf Signal.

Sie stand auf. Sie entzog sich seinen Händen mit einer Bewegung, die so beiläufig war, dass er die Leere erst spürte, als seine Finger schon die Luft griffen.

„Ich glaube, wir sind beide zu müde, Julian“, sagte sie. Ihre Stimme war wieder vollkommen ruhig, die Stimme einer Frau, die einen Vergleichsvorschlag vor Gericht ablehnt.

Julian ließ die Arme sinken. Er stand mitten im Raum, umgeben von Sichtbeton und Designerlampen.

„Es gibt einen späten ICE nach Hamburg“, sagte er. Seine Stimme zitterte nicht. Er war wieder der Consultant, der die Optionen aufzählt. „Er fährt um 22:38 Uhr vom Hauptbahnhof. Wenn du jetzt gehst, schaffst du ihn ohne Hektik.“

Der dritte Zaubersatz. Der letzte Fahrplan.

Clara sah ihn an. Sie lächelte jenes feine, traurige Lächeln.

„Danke für die Ceviche, Julian“, sagte sie. „Die Mango war eine ausgezeichnete Wahl.“

Sie nahm ihren Mantel – einen schlichten, beigen Trenchcoat – und verließ das Apartment. Die Tür fiel ins Schloss mit jenem satten, schweren Klang, den nur Sicherheitstüren im obersten Preissegment erzeugen.

Epilog: Die Unverbindlichkeit des Gelingens

Nun sitze ich hier und betrachte die Trümmer dieser Begegnung.

Man könnte meinen, Julian und Clara hätten kaum Ausreden. Sie hatten kein schlechtes Gewissen gegenüber der Emanzipation. Sie hatten keine Angst vor der Schuld. Sie waren frei, wohlhabend, gesund und attraktiv. Alle Ampeln des Lebens standen auf Grün.

Und genau deshalb mussten sie scheitern.

Denn das ist die furchtbare Pointe der späten Moderne: Wo alles erlaubt ist, wo keine Schranke mehr existiert, gegen die man anrennen kann, dort verliert die Grenzüberschreitung ihren Sinn. Paare der frühen Siebzigerjahre litten an der Schwere der Geschichte; Julian und Clara ersticken an der Leichtigkeit der Verfügbarkeit.

Sie sind politisch unverbindlich liberal. Das bedeutet nicht, dass sie die FDP wählen; es bedeutet, dass ihre gesamte Existenz auf der Prämisse der Reversibilität aufgebaut ist. Nichts darf endgültig sein. Kein Vertrag darf ohne Kündigungsklausel geschlossen werden, keine Nachricht darf unverschlüsselt bleiben, kein Abend darf so eskalieren, dass man am nächsten Morgen nicht um neun Uhr wieder im Konferenzraum sitzen kann.

Die Liebe aber ist das Gegenteil von Reversibilität. Die Liebe ist die radikale Schließung von Optionen. Sie sagt: Du und keine andere, und zwar jetzt, und ich nehme in Kauf, dass das mein Leben ruiniert.

Dazu sind Julian und Clara nicht imstande. Nicht, weil sie feige wären, sondern weil sie zu klug sind. Sie haben gelernt, ihr Leben als ein Portfolio von Ressourcen zu managen: Zeit, Schlaf, Energie, Marktwert. Eine Liebe, die diese Ressourcen unkontrolliert verbrennt, ist im System ihrer Rationalität ein systemisches Risiko.

Unten auf der Linienstraße steht Clara. Sie wartet auf das Uber, das sie in ihrer App bestellt hat. Das Auto nähert sich auf der digitalen Karte – ein kleiner, schwarzer Punkt, der sich ruckartig durch die Torstraße bewegt. Noch drei Minuten.

Oben am Fenster steht Julian. Er hat die Weinflasche genommen und den Korken wieder hineingedrückt. Er überlegt, ob er den Rest des Wolfsbarschs in eine Tupperdose packen soll, um ihn morgen als Proteinquelle nach dem Fitnessstudio zu nutzen. Er verwirft den Gedanken. Es wäre zu banal.

Er sieht hinab auf die Straße. Er sieht Clara dort stehen, im Licht der Straßenlaterne, das Telefon in der Hand.

Was wird geschehen?

Wird er die Treppe hinunterlaufen? Wird er barfuß über den Berliner Asphalt rennen, das Uber abbestellen, sie an der Hand nehmen und sagen: „Clara, scheiß auf die Ceviche, scheiß auf den Call mit London, lass uns drei Tage lang in diesem dummen Bett liegen und vergessen, wer wir sind“?

Ich weiß es nicht.

Aber als ihr Chronist, der dieselben Apps auf seinem Telefon trägt und dieselben Zinskurven fürchtet, muss ich gestehen: Ich bezweifle es.

Das Auto biegt um die Ecke. Ein schwarzer Toyota-Hybrid. Er hält lautlos am Bordstein.

Clara steigt ein. Das Display ihres Telefons erlischt. Die Rücklichter verschwinden im Berliner Nieselregen, und auf der Plattform, auf der alles begann, steht ihr Match immer noch ungelöscht: zwei Profile, perfekt optimiert, vollkommen anschlussfähig und unendlich weit voneinander entfernt.

Die Grammatik der Vorsicht

Das Zahlenschloss und die Hygiene des Abstands

Es begann an einem Dienstagmorgen im November, auf jenem unwirtlichen Streifen Asphalt hinter der Turnhalle, den die Schulleitung offiziell als „Fahrradabstellanlage West“ bezeichnete und den die Schüler einfach die Kälte nannten.

Der Himmel über der Kleinstadt hatte die Farbe von ungestrichenem Gipskarton. Aus den Mündern der Schüler stiegen kleine, weiße Kondenswolken auf, vermengt mit den Duftschwaden synthetischer Vapes – künstliche Erdbeere, geeiste Wassermelone –, die wie süßliche Desinfektionsmittel in der feuchten Luft hingen. Es war die zweite große Pause, jene zwanzig Minuten institutioneller Leere, in denen der Körper eigentlich lernen sollte, der Schwerkraft der Klassenräume zu entkommen.

Stattdessen standen sie herum. Fast regungslos.

Wer noch die Schulhöfe der Zehnerjahre vor Augen hatte, dem fiel sofort das veränderte kinetische Gefüge auf. Vor der Pandemie war dieser Asphalt das Terrain eines hysterischen, fast rituellen Umarmungsüberschusses gewesen: Mädchen hatten sich bei jeder Begrüßung kreischend in die Arme geworfen, sich eng aneinandergepresst, als gelte es, die Trennung von drei Schulstunden somatisch zu heilen; selbst Jungen hatten sich in ungelenken Schulterumklammerungen verhakt.

Das war vorbei. Diese Choreografie war mit den Lockdowns spurlos verdampft.

Jetzt begrüßte man sich mit einer neuen, aseptischen Kumpelhaftigkeit: Auch zwei Mädchen, die sich seit der Grundschule liebten, näherten sich nicht mehr mit offenen Armen, sondern streckten einander die Hände entgegen, knallten die Handflächen flach aneinander, zogen sie blitzschnell zurück, um die Fäuste federnd gegeneinanderprallen zu lassen. Bro-Gesten. Die körperliche Berührung war auf ein Minimum an Kontaktfläche reduziert worden, eine ritterliche Reibungslosigkeit, die jeden Anflug von Intimität, Klebrigkeit oder Zudringlichkeit präventiv neutralisierte. Das Abklatschen war die universelle Hygiene des Schulalltags.

Finn, siebzehn Jahre alt, trug eine Daunenjacke von der Dimension eines Rettungsfloßes. Seine Hände steckten so tief in den Seitentaschen, dass die Nähte spannten. Seine Haltung war das Resultat einer jahrelangen somatischen Disziplinierung: Er hatte gelernt, keinen Raum einzunehmen. Er wusste – nicht durch Bücher, sondern durch das unaufhörliche, geräuschlose Einrieseln von zehntausend Videosequenzen in seine Netzhaut –, dass die Welt voll von Männern war, die zu viel Raum einnahmen. Typen, die sich breitbeinig in U-Bahnen setzten (Manspreading), Typen, die Mädchen ungefragt anlächelten (Creeps), Typen, die aus der bloßen Tatsache ihrer physischen Präsenz einen Anspruch ableiteten. Finn wollte unter keinen Umständen ein solcher Typ sein. Seine Vorsicht war kein Charakterzug; sie war eine Überlebensstrategie. Er bewegte sich wie ein vermessener Punkt in einem Minenfeld.

Fünf Meter neben ihm stand Leonie. Sie trug einen dunkelgrauen Oversized-Hoodie, dessen Ärmel so lang geschnitten waren, dass sie ihre Fingerknöchel vollständig bedeckten. Sie fror.

Ihr Fahrrad – ein gebrauchtes Trekkingrad mit stumpfem, grünem Lack – lehnte an einem verrosteten Bügel. Das Zahlenschloss klemmte. Es war jenes billige Modell mit vier Ringen aus Zinkdruckguss, das bei fünf Grad Celsius und Nieselregen dazu neigt, die Drehscheiben unbarmherzig zu blockieren. Leonie kniete auf den feuchten Betonplatten. Sie versuchte, die Zahlenkombination einzustellen: 1 – 0 – 4 – 8. Die Ziffern bewegten sich nicht. Sie riss daran. Ihre Finger waren taub.

Finn sah es. Er sah ihren krummen Rücken, die feuchten Haarsträhnen, die ihr aus der Mütze entwichen waren, und er spürte einen Impuls, der so alt war wie die Säugetiere: Er wollte hintreten, die Knie beugen, die Sache in Ordnung bringen.

Aber sein innerer Kontrollapparat, ein unsichtbarer, unbarmherziger Algorithmus, blockierte die Synapsen.

Halt an, sagte der Apparat. Geh da nicht hin. Du weißt, wie das aussieht. Ein Typ, der einer Frau die Welt erklärt. Mansplaining am Fahrradständer. Du machst sie zum Opfer, nur um dich als Retter aufzuführen. Das ist Cringe. Das ist toxisch. Lass es.

Er blieb stehen. Seine Füße in den weißen, peinlich sauberen Sneakers waren steif gefroren.

Leonie sah aus dem Augenwinkel, dass er da stand. Sie kannte Finn seit der siebten Klasse; damals hatten sie in Biologie gemeinsam eine Bohne beim Keimen beobachtet. Finn war okay. Er roch nicht nach billigem Deospray, er schrie im Unterricht nicht dazwischen wie die Jungs aus der Handballmannschaft, und er hatte einmal, als sie im Deutsch-Grundkurs ein Gedicht von Ingeborg Bachmann vorlas, nicht auf sein Telefon geschaut.

Warum steht er da wie ein Pfahl?, dachte Leonie. Er sieht doch, dass das scheiß Ding klemmt. Ist er dumm? Oder will er mir zeigen, dass es ihn nichts angeht? Guck nicht rüber. Wenn du rüberguckst, denkt er, du brauchst Hilfe. Du brauchst keine Hilfe. Zeig keine Schwäche.

Sie riss noch einmal an dem Plastikgehäuse. Das Schloss gab mit einem hässlichen Klicken nach, aber der Bügel federte zurück und schlug gegen ihren Daumen. Ein spitzer Schmerz fuhr durch ihre Hand. Ihr schwarzer Wollhandschuh rutschte von der Lenkstange und fiel direkt in eine Pfütze aus Schotter und Kettenfett.

Beide bückten sich gleichzeitig.

Es war ein rein mechanischer Reflex, eine kinetische Entgleisung, die keiner von beiden rechtzeitig verhindern konnte. Für den Bruchteil einer Sekunde betrug der Abstand zwischen ihren Köpfen weniger als dreißig Zentimeter. Finn roch den Regen in ihren Haaren und eine Nuance von Weichspüler, Kamille oder Mandel. Leonie sah die feinen

Härchen an seinen Schläfen und die winzige, blasse Narbe über seiner linken Augenbraue, die sie noch nie bemerkt hatte.

Ihre Fingerkuppen trafen sich auf dem nassen Wollstoff des Handschuhs.

Es war keine erotische Berührung im klassischen Sinne; es war die zufällige Kollision zweier kalter, feuchter Hautpartien über einem Stück feuchtem Strick. Und doch zuckten beide zurück, als hätten sie an einen elektrischen Weidezaun gegriffen. Ein Ruck ging durch ihre Schultern. Die doppelte Kontingenz, von der Niklas Luhmann sprach, explodierte auf dem feuchten Asphalt der Schule: Ich handle so, wie ich glaube, dass du erwartest, dass ich handeln soll – aber ich habe keine Ahnung, was du erwartest, weil jedes Signal als Übergriff gewertet werden kann.

Finn zog die Hand an die Brust, als hätte er gestohlen. Er richtete sich auf, viel zu schnell. Seine Gelenke knackten.

Gott, dachte er, jetzt denkt sie, ich wollte sie begrapschen. Am Fahrradständer. Vor der ganzen Schule. Gleich postet einer ein Video: Typ nutzt Handschuh-Drop für Berührung.

Leonie griff nach dem nassen Handschuh, presste ihn zusammen, spürte das schmutzige Wasser über ihre Finger rinnen. Sie fühlte eine plötzliche, brennende Hitze in den Wangen, die nichts mit der Kälte zu tun hatte. Sie schämte sich – nicht für ihn, sondern für den Moment der Blöße, für das Stolpern, für die Tatsache, dass eine Handberührung in ihr ein seltsames, hohles Ziehen im Magen verursacht hatte.

Sie mussten reden. Sie mussten die Normalität wiederherstellen, jene sterile, unverfängliche Zone, in der man unverdächtig blieb. Sie brauchten einen Zaubersatz. Einen Satz, der das Ereignis liquidierte.

Finn räusperte sich. Seine Stimme brach kurz ins Heisere aus, ehe er sie im Hals festzurrte.

„Das WD-40 im Werkraum hat die falsche Viskosität“, sagte er. Er starrte starr auf die Kette ihres Rades. „Das verklebt nur die Riegel. Müsste Silikonspray sein.“

Leonie richtete sich auf. Sie steckte den nassen Handschuh in die Tasche ihres Hoodies. Ihr Blick glitt an seiner Schulter vorbei, genau in jenen unbestimmten Zwischenraum, den man fixiert, wenn man den Augenkontakt verweigert, um die Intimität der Pupillen zu neutralisieren.

„Ich meld’s dem Hausmeister über die Schul-App“, sagte sie. „Die haben dafür jetzt ein Ticket-System.“

„Ja“, sagte Finn. „Besser ist.“

Sie standen da. Der Gong zur dritten Stunde dröhnte über den Hof – zwei dumpfe, metallische Schläge aus den Lautsprechertrichtern unter dem Vordach.

Finn hob die rechte Hand. Nicht offen, nicht einladend. Die Hand war zur Faust geballt, der Daumen über die Knöchel gelegt. Es war der universelle Friedensvertrag ihrer Generation:

der Fist-Bump. Die aseptischste Geste, die die menschliche Anatomie hervorgebracht hat. Kein Handflächenkontakt, kein Schweiß, keine Kontur. Nur zwei Knochenstrukturen, die für eine Zehntelsekunde federnd aneinanderstoßen.

Leonie hob ihre Faust. Bumm.

Sie drehten sich um und gingen nebeneinander, aber mit einem Sicherheitsabstand von exakt einem Meter zwanzig, in das warme, stickige Treppenhaus, wo der Geruch von nassen Jacken und Linoleum sie verschluckte. Sie hatten die Situation überstanden. Niemand war beschuldigt worden. Niemand war gestorben. Sie waren vollkommen unschuldig und vollkommen allein.

Zwischenruf: Die Cringe-Paralyse und das Panopticon in der Hosentasche

Wenn Milan Kundera in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts über die Scham schrieb, dann dachte er an die Blicke der Prager Geheimpolizei, die durch das Schlüsselloch starrte, oder an die bürgerliche Heuchelei, die den nackten Hintern für ein Verbrechen hielt, den Verrat am Freund aber für eine Tugend. Die Figuren Kunderas kämpften gegen das Diktat der Geschichte, gegen die bleierne Schwere der Ideologien, die ihnen vorschreiben wollten, wie ein sozialistischer Mensch zu lieben habe.

Die siebzehnjährige Leonie und der siebzehnjährige Finn haben keinen sowjetischen Panzer vor der Tür stehen, und kein Zensor streicht ihre Briefe an. Ihr Henker ist kleiner, handlicher und hat ein OLED-Display mit einer Bildwiederholrate von einhundertzwanzig Hertz. Er wiegt einhundertfünfundachtzig Gramm und steckt in ihrer Hosentasche.

Man muss die Tragödie dieser Generation verstehen: Sie sind die ersten Menschen in der Geschichte der Zivilisation, deren gesamte Sozialisation unter den Bedingungen eines lückenlosen, dezentralen Panopticons stattfindet. Für sie ist die Welt kein Erfahrungsraum, sondern ein potenzieller Content-Feed. Jede Bewegung, jedes Zögern, jeder schiefe Blick, jeder ungelenke Versuch, einem anderen menschlichen Wesen zu signalisieren: „Ich finde dich schön, ich möchte dir nahe sein“, steht unter der latenten Drohung, isoliert, mit einem hämischen Popsong unterlegt und vor einem globalen Tribunal von Millionen gelangweilten Daumen als „Cringe“ vorgeführt zu werden.

Was ist „Cringe“? Es ist die postmoderne Höchststrafe. Es ist die Lächerlichkeit, die nicht mehr durch Verzeihung getilgt werden kann, weil das Internet kein Vergessen kennt. Cringe ist das Sichtbarwerden des Willens, wo nur noch Coolness herrschen darf. Wer begehrt, wer sich exponiert, wer den ersten Schritt wagt, ohne die absolute Deckung einer ironischen Distanz zu besitzen, macht sich angreifbar. Er riskiert, als „Creep“ markiert zu werden – eine Kategorie, die im pädagogischen Diskurs der Gegenwart als das absolute Böse gilt.

Hinzu kommt die Schule. Diese ehrwürdige Institution, einst dazu da, Lateinvokabeln und die Integralrechnung einzuprügeln, hat in den letzten Jahren eine seltsame Mutation durchgemacht. Weil die Gesellschaft spürt, dass die Fundamente bröckeln, hat man

die Schule mit der Aufgabe betraut, das Zwischenmenschliche zu verwalten. Finn und Leonie haben Workshops besucht. Sie haben Powerpoint-Präsentationen über „Consent“ gesehen, in denen ihnen erklärt wurde, dass jede Annäherung einer vertraglichen Vorab-Zustimmung bedarf. Sie haben Arbeitsblätter ausgefüllt, auf denen Ampeln aufgedruckt waren: Grün bedeutet Ja, Gelb bedeutet Unsicherheit, Rot bedeutet Halt.

Das Problem ist nur: Das Begehren ist keine Ampel. Das Begehren ist ein Kurzschluss. Indem man versucht, die Gewalt aus der Sexualität zu verbannen – ein zweifellos edles, zivilisatorisches Projekt –, hat man zugleich die Erotik mit dem Verdacht der Gewalt infiziert. Finn hat gelernt, dass sein männlicher Körper eine potenzielle Gefahrenquelle darstellt. Leonie hat gelernt, dass ihre Grenzen permanent bedroht sind. Das Resultat ist kein Zustand befreiter Partnerschaftlichkeit, sondern eine somatische Paralyse.

Sie berühren sich nicht mehr. Sie umarmen sich nicht einmal mehr zur Begrüßung, wie es die Schüler vor der Pandemie taten – jene Umarmungen, die oft theatralisch und hohl waren, aber immerhin noch den Körper des anderen spürbar machten. Sie haben die Umarmung abgeschafft und durch den Faustcheck ersetzt. Der Faustcheck ist die vollkommene Einigung auf das Nullrisiko. Er garantiert, dass keine Wärme übertragen wird. Er ist das Kondom für die Seele.

Finn und Leonie haben am Fahrradständer nicht „versagt“. Sie haben mit beängstigender Präzision funktioniert. Sie haben das System bedient. Sie haben den Schaden abgewendet. Und genau darin liegt ihre namenlose Trauer.

Der Partykeller und das Dekret der Kälte

Die Party fand im Souterrain eines freistehenden Einfamilienhauses in einem Neubaugebiet statt, das den Namen „Sonnengärten“ trug, obwohl dort weder die Sonne schien noch Gärten im eigentlichen Sinne existierten – nur Rollrasen und Gabionenwände aus anthrazitfarbenem Basalt.

Es war der siebzehnte Geburtstag von Jonas, einem Mitschüler, dessen Vater als Prokurist bei einem Autozulieferer arbeitete und den Keller schalldicht hatte isolieren lassen, vermutlich in der optimistischen Annahme, sein Sohn würde dort eines Tages Schlagzeug spielen oder mit Mädchen knutschen.

Nichts von alledem geschah.

Im Raum war es halbdunkel. Eine billige LED-Lichterkette warf ein zuckendes, violettes Licht auf den polierten Estrichboden. Aus einer zylinderförmigen Bluetooth-Box wummerte ein Trap-Beat – tiefe, mechanische Bässe, die den Brustkorb erschütterten, aber keine Melodie besaßen, an die man ein Gefühl hätte heften können. Die Musik forderte nicht zum Tanzen auf; sie funktionierte wie eine akustische Wand, die das Schweigen übertönte.

Niemand tanzte. Dreizehn Jugendliche standen im Raum, aufgeteilt in kleine, lose Cluster. Fast alle hielten ein Smartphone in der Handfläche – nicht am Ohr, nicht versteckt, sondern flach vor dem Bauch, wie eine digitale Monstranz. Sie nippten an Flaschen mit Mate-Eistee oder an bauchigen Dosen mit Energy-Drinks. Der Geruch von künstlichem Taurin und feuchtem Mauerwerk lag in der Luft. Niemand war betrunken. Betrunkenheit war riskant. Wer betrunken war, verlor die Kontrolle über seine Mimik. Wer die Kontrolle verlor, wurde gefilmt.

Finn lehnte an der Betonwand neben der Waschküche. Er hielt eine Glasflasche mit Apfelschorle, das Etikett hatte er bereits mit dem Daumennagel in feine Streifen geritzt. Er trug ein schwarzes T-Shirt, das so weit geschnitten war, dass seine Schlüsselbeine unbestimmt blieben. Er beobachtete Leonie.

Leonie stand fünf Meter entfernt an der Bar, einer Spanplattenkonstruktion, auf der drei Schüsseln mit Paprikachips standen. Sie sprach mit Maya, ihrer Freundin, die gerade von der Garderobe herüberkam. Als die beiden sich trafen, umarmten sie sich nicht – kein Wangenkuss, kein flüchtiges Anpressen der Brüste, wie man es aus alten US-Serien kannte. Maya hob lässig die flache Hand, Leonie schlug ein, zog die Hand zurück und ließ die Knöchel gegen Mayas Faust dotzen. Ein Dap-Greeting, ausgeführt mit der lässigen Präzision zweier Vorstadt-Rapper. Zwei Mädchen in Oversized-Pullovern, die den Habitus von US-Basketballern perfekt adaptiert hatten, um jede verletzliche Nähe präventiv auszuhebeln.

Leonie trug eine weite Cargohose mit aufgesetzten Taschen und ein enges, schwarzes Longsleeve mit Stehkragen, das bis zum Kinn reichte. Sie sprach mit Maya, aber ihr Blick wanderte im Takt der Bässe durch den Raum. Jedes Mal, wenn ihr Blick den von Finn streifte, senkten beide die Lider mit jener blitzartigen Gleichgültigkeit, die mehr Verrat übt als jedes Erröten.

Gegen zweiundzwanzig Uhr passierte das, was auf solchen Festen als Zwischenfall gilt: Maya, die zwei Becher eines zuckrigen Schaumweins getrunken hatte und deshalb als einzige die verordnete Contenance verlor, taumelte gegen den Stehtisch, stieß Leonie an und rief mit einer Stimme, die die Bässe durchdrang:

„Ey, schaut euch mal Finn an! Der starrt dich schon den ganzen Abend an, Leo. Geht doch rüber! Ihr seht ungelogen aus wie ein Pärchen aus 'ner Netflix-Serie!“

Ein paar Köpfe drehten sich. Drei Handys wurden minimal angehoben – jene unmerkliche Bewegung des Handgelenks, die signalisiert: Die Kamera läuft mit.

Finn erstarrte. Sein Herz schlug ihm bis in die Schläfen. Der Satz war wie eine Leuchtrakete in eine Deckung geschlagen. Pärchen. Das Wort war eine Kontamination. Es riss ihn aus der Anonymität der Beobachtung und stellte ihn auf die Bühne.

Sie fühlt sich bedrängt, dachte Finn in rasender Panik. Maya hat sie in eine Ecke gedrängt. Wenn ich jetzt rübergehe, nutze ich die Situation aus. Ich darf auf keinen Fall den Move machen. Ich muss deeskalieren. Ich muss ihr zeigen, dass ich kein Creep bin, der auf so eine Vorlage anspringt.

Er tat das Einzige, was seine Erziehung ihm erlaubte: Er drehte sich halb zur Wand und starrte auf die Wasseruhr der Waschküche, als handele es sich um ein Artefakt aus dem alten Ägypten.

Leonie spürte, wie ihr das Blut in die Ohren schoss. Sie lachte – ein kurzes, helles, völlig falsches Lachen, das wie Glas zersprang. „Maya, halt die Fresse, du bist komplett lost“, sagte sie, stieß ihre Freundin leicht weg und ging zur Treppe, die hinauf in den Garten führte.

Die Kellertür stand einen Spaltbreit offen. Draußen war es empfindlich kalt, vielleicht vier Grad. Der Nieselregen hatte aufgehört, die Luft schmeckte nach feuchter Erde und verrottendem Laub. Leonie trat auf die Betonstufen, atmete tief ein und schlang die Arme um ihren Körper.

Hinter ihr knarrte die Tür.

Finn trat heraus. Er hatte seine Schorle drinnen gelassen. Seine Hände steckten wieder in den Taschen. Er blieb drei Stufen unter ihr stehen – eine bewusste Entscheidung, um keinen Höhenvorteil zu haben, um nicht bedrohlich zu wirken. Er blickte auf ihre Doc-Martens-Stiefel.

„Maya spinnt“, sagte er leise.

Leonie sah nicht hinab. Sie sah in den Garten, wo eine solarbetriebene Plastik-Eule auf einem Zaunpfahl glomm. „Weiß ich“, sagte sie.

„Sie hat zu viel von dem Zeug getrunken.“

„Ja.“

Es entstand eine Pause. Aber es war nicht das Schweigen zweier Liebender, die im Dunkeln zueinander finden; es war das angespannte, nervöse Schweigen zweier Diplomaten an einer entmilitarisierten Grenze. Sie standen da, keine zwei Meter voneinander entfernt. Die Kälte kroch durch Leonies Ärmel. Sie zitterte leicht.

Finn sah das Zittern.

Sie friert, dachte er. Ein normaler Mensch würde ihr jetzt seine Jacke anbieten. Das machen die Typen in den Filmen. Aber wenn ich ihr die Jacke anbiete, ist das diese altmodische Kavalier-Scheiße. Paternalismus. Als ob sie nicht selbst entscheiden könnte, ob sie friert. Am Ende denkt sie, ich will sie damit verpflichten. Eine Geste gegen Dankbarkeit. Lass es.

Er zog seine Daunenjacke nur noch enger um sich.

Leonie spürte seinen Blick auf ihren Schultern. Sie dachte: Warum steht er da unten wie ein Bestatter? Sag doch was. Sag, dass Maya nicht recht hat, aber dass es dir leidtut. Oder sag, dass sie recht hat. Mach irgendwas. Fass mich an. Nicht mal fest. Nur am Ärmel. Nur damit ich weiß, dass du nicht aus Plastik bist.

Sie drehte sich um. Ihre Augen trafen sich im fahlen Licht der Garten-Eule. Es war der Moment. Die Musik aus dem Keller war hier draußen nur noch ein dumpfes Pochen, wie ein fernes Artilleriefeuer. Es gab keine Zeugen. Maya war drinnen. Niemand filmte.

Finn spürte eine Welle von Verzweiflung. Er wollte einen Schritt nach oben machen. Er wollte die Hand aus der Tasche nehmen, seine Finger auf ihr Handgelenk legen, genau dorthin, wo die Adern blau durch die helle Haut schimmerten. Er wollte sagen: „Leonie, ich habe Angst vor allem, aber nicht vor dir."

Doch im selben Moment zuckte vor seinem inneren Auge ein Bild auf: Ein Clip auf TikTok, den er gestern gesehen hatte. Ein Mädchen saß vor der Kamera, die Haare perfekt geglättet, und erzählte unter dem Hashtag #BoundaryCrossing, wie ein Junge auf einer Party sie auf der Treppe bedrängt hatte, nur weil sie allein waren. „Männer verstehen kein Nein, wenn kein Publikum dabei ist", hatte sie gesagt. Zehntausend Kommentare darunter. „Cancel ihn." „So ein Schwein." „Stay safe, Queen."

Finn trat einen halben Schritt zurück. Seine Ferse stieß gegen die Setzstufe.

Er musste den Raum neutralisieren. Er musste die Erotik, dieses giftige, unkontrollierbare Gas, absaugen. Er brauchte den rettenden Satz.

„Der Bass drinnen verzerrt total", sagte er. Seine Stimme klang sachlich, fast bürokratisch. „Die Box ist für die Raumgröße überhaupt nicht ausgelegt. Das schrottet auf Dauer die Membranen."

Leonie sah ihn an. Für den Bruchteil einer Sekunde blitzte etwas in ihren Augen auf, das fast wie Wut aussah – eine tiefe, kalte Enttäuschung, die sich sofort wieder hinter der Maske der Coolness verschanzte.

„Ich hab morgen früh Fahrstunde", sagte sie. Ihre Stimme war vollkommen tonlos. „Erste Doppelstunde. Um acht. Ich muss vor Mitternacht raus."

„Ja", sagte Finn. „Schlaf ist wichtig. Wegen der Reaktionszeit."

„Genau."

Sie ging an ihm vorbei die Treppe hinab, zurück in den Keller. Sie berührte ihn nicht, nicht einmal der Saum ihrer Cargohose streifte sein Hosenbein. Finn blieb auf den kalten Betonstufen stehen. Er sah der Plastik-Eule beim Glühen zu. Er fühlte sich sauber. Er fühlte sich unendlich korrekt. Er fühlte sich wie eine Leiche.

Zwischenruf: Das Verschwinden des Körpers nach der Pandemie

Man kann diese Geschichte nicht erzählen, ohne von jener Epoche zu sprechen, in der Leonie und Finn elf und zwölf Jahre alt waren.

Es waren jene zwei Jahre, in denen die Welt beschloss, dass der Atem des anderen der Tod sein könnte. Sie verbrachten den Übergang von der Kindheit zur Jugend hinter

Bildschirmen, auf denen die Gesichter ihrer Mitschüler in kleine, quadratische Kacheln eingesperrt waren. Sie lernten die Welt als eine Ansammlung von Risikofaktoren kennen; sie lernten, dass Nähe eine statistische Wahrscheinlichkeit von Kontamination bedeutet.

Als die Masken fielen, kehrten sie nicht in ihre Körper zurück. Sie blieben in ihren Kacheln sitzen – nur dass die Kacheln nun unsichtbar waren.

Die Schule vor Corona war ein Ort der somatischen Übersprungshandlungen gewesen. Man rempelte sich an, man drückte sich ungefragt aneinander, die Gänge rochen nach Schweiß und pubertärem Überschwang. Nach den Lockdowns aber kehrten keine befreiten Jugendlichen zurück, sondern diplomierte Abstandswahrer. Selbst die Mädchen, die einst im Schwarm durch die Flure zogen und sich im Vorbeigehen an den Händen fassten, hatten sich ein Arsenal maskuliner Distanzgesten zugelegt: Man umarmte sich nicht mehr, man teilte keine Körperwärme mehr – man klatschte sich ab wie Quarterbacks nach einem Touchdown. Jede noch so zarte Freundschaft wurde im Gewand einer burschikosen Bro-Kultur versiegelt. Wer abklatscht, kann nicht angefasst werden. Der Körper wurde gepanzert, noch bevor er erblühen konnte.

Milan Kundera hat in seinen Schriften immer wieder betont, dass die Erotik das Terrain des Risikos ist. Wer liebt, begibt sich in die Sklaverei des anderen; er liefert seine Blöße aus, er riskiert das Gelächter, den Ekel, die Zurückweisung. Die Erotik ist ein Zustand permanenter Asymmetrie. Sie lässt sich nicht demokratisieren, sie lässt sich nicht durch Verordnungen regeln, und sie kennt keine Schiedsrichter. Sie ist ungerecht, grausam und herrlich.

Was aber geschieht mit einer Generation, der man beigebracht hat, dass Sicherheit der höchste aller Werte ist?

Sie schafft die Erotik ab. Nicht durch ein Verbot – Verbote haben die Jugend schon immer gereizt –, sondern durch eine lückenlose Rationalisierung. Finn und Leonie sind keine Kinder der Romantik; sie sind Kinder des Qualitätsmanagements. Sie prüfen die Interaktion auf ihre Compliance hin, noch bevor der Impuls die Muskulatur erreicht hat.

In Finns Kopf läuft ein ständiges Risikomanagement ab. Jeder Schritt wird kalkuliert: Welcher Schaden entsteht bei einer Zurückweisung? Welcher Schaden entsteht bei einem Missverständnis? In einer Welt, in der die soziale Existenz eines Siebzehnjährigen durch einen einzigen Screenshot vernichtet werden kann, ist das Nichteintreffen eines Ereignisses immer besser als sein mögliches Misslingen. Finn wählt das Nichts, weil das Nichts die einzige Position ist, die vor Gericht standhält.

Leonie wiederum leidet unter einer anderen Variante derselben Krankheit. Sie ist stark, sie ist emanzipiert, sie hat die Vokabeln der Selbstermächtigung gelernt. Aber diese Selbstermächtigung hat ihren Preis: Sie darf keine Schwäche mehr zeigen. Sie darf nicht bedürftig sein. Wenn sie Finn bitten würde, ihre Hand zu nehmen, würde sie die Souveränität aufgeben, die man ihr als Schutzpanzer verordnet hat. Sie wartet auf eine

Geste, die er nicht machen darf, und er wartet auf eine Erlaubnis, die sie nicht erteilen kann.

Sie stehen auf der Kellertreppe wie zwei Astronauten auf dem Mond, getrennt durch die dicken Scheiben ihrer Helme. Sie können einander sehen, sie können über Funk miteinander sprechen – aber wenn sie die Helme abnehmen, ersticken sie an der unendlichen Leere des Raumes.

Das Versagen auf der Treppe ist kein persönlicher Makel. Es ist der Triumph der Asepsis über das Leben.

Der Stadtwald und das Verstreichen der Zeit

Sie nannten es nicht „Date“.

Auf Signal hatte der Dialog am Samstagabend genau vier Zeilen umfasst:

Finn [19:42]**:** musst du noch Bio machen?
Leonie [19:45]**:** hab ich schon. muss morgen mal raus. kopf lüften.
Finn [19:46]**:** stadtwald? die runde beim trimm-dich-pfad?
Leonie [19:47]**:** ok. 14 uhr haltestelle forsthaus.

Das war alles. Kein Smiley, kein Herz, keine jener winzigen grafischen Verzierungen, mit denen man eine emotionale Färbung hätte andeuten können. Die Nachricht war so trocken und zweckmäßig wie die Einberufung zu einer Musterung.

Der Stadtwald am Sonntagnachmittag war grau und kahl. Die Buchen hatten ihr Laub abgeworfen; die Blätter lagen nass und braun auf den Wegen und dämpften jeden Schritt. Über den Wipfeln hing ein dichter Dunst, der die Geräusche der nahen Bundesstraße verschluckte. Es roch nach Moos, faulem Holz und dem feuchten Eisen der Straßenbahnschienen.

Sie gingen nebeneinander her.

Es gab hier keine Kameras. Keine Mitschüler, keine Eltern, keine Maya, kein WLAN. Der Wald war ein archaischer, ungeschützter Raum. Und genau deshalb war er für beide furchterregender als der Schulhof oder der Partykeller. Hier gab es keine Ablenkung. Hier gab es nur das Knirschen des Kieses unter ihren Sohlen und das Zischen ihrer synthetischen Jacken.

Zsch. Zsch. Zsch.

Bei jedem Schritt rieben ihre Anoraks aneinander. Ein synthetisches, elektrisches Geräusch. Es war die einzige Berührung, die stattfand: Nylon auf Nylon. Finn hatte die Daumen in die Gürtelschlaufen seiner Jeans gehakt, um zu verhindern, dass seine Arme beim Gehen unkontrolliert ausschwingen und sie streifen könnten. Er ging mit der steifen Haltung eines Soldaten, der ein Minenfeld durchquert.

Leonie hatte die Hände tief in die Taschen ihrer Steppjacke vergraben. Sie sah auf den Boden.

„Herr Weber hat im Deutsch-LK gesagt, Kafka war eigentlich der erste moderne Influencer“, sagte Finn. Er suchte verzweifelt nach einem Gesprächsfaden, der lang genug war, um das Schweigen zu überbrücken. „Weil er seine Komplexe monetarisiert hätte, wenn es damals Instagram gegeben hätte.“

„Weber ist peinlich“, sagte Leonie. „Der versucht immer, so zu reden wie wir, damit er in den Evaluationen gut wegkommt.“

„Voll.“

„Einfach komplett unauthentisch.“

„Ja. Total.“

Wieder Schweigen. Ein Rabe stieß einen heiseren Schrei aus und flog aus einer Fichtenkrone auf.

Nach zwanzig Minuten verließ der Weg die breite Forststraße und mündete in einen schmalen Pfad, der um einen versumpften Waldtümpel herumführte. Der Pfad war von dicken, nassen Buchenwurzeln durchzogen, die wie schwarze Schlangen aus dem Schlamm ragten.

Hier konnten sie nicht mehr nebeneinander gehen. Finn ließ Leonie den Vortritt. Er ging hinter ihr.

Er sah ihren Rücken. Er sah den Ansatz ihres Halses über dem Kragen der Jacke, ein kleines Stück blasser Haut, auf dem sich winzige Wassertropfen aus dem Nebel gesammelt hatten. Er sah die Bewegung ihrer Hüften unter dem weiten Stoff. Eine Welle von Zärtlichkeit – jener alten, unberechenbaren, unzeitgemäßen Zärtlichkeit – überrollte ihn so heftig, dass er kurz stehenbleiben musste, um Luft zu holen. Er wollte ihr die Hand auf den Nacken legen, ganz leicht, nur um die Kälte von ihrer Haut zu wischen. Er wollte sie umdrehen und ihren Kopf an seine Brust ziehen, bis das synthetische Zischen ihrer Jacken aufhörte.

Du bist krank, dachte Finn. Du gehst hinter ihr her und starrst sie an wie ein Stalker. Wenn sie sich jetzt umdreht und sieht, wie du guckst, ist alles vorbei. Halt Abstand. Zwei Meter mindestens.

Er verlangsamte seine Schritte.

Leonie spürte, dass er zurückfiel. Sie biss sich auf die Unterlippe.

Er will nicht, dachte sie. Sie fühlte eine kalte, bittere Traurigkeit in der Brust aufsteigen. Ich habe mir das alles nur eingebildet. Er geht mit mir spazieren, weil er nichts Besseres zu tun hat. Weil er nett sein will. Er findet mich hässlich. Oder langweilig. Warum sonst hält er zwei Meter Abstand, als hätte ich Krätze? Ich bin für ihn einfach nur ein Kumpel. Bro-Leonie.

Sie kamen an eine Stelle, an der eine umgestürzte Birke quer über dem Pfad lag. Der Stamm war morsch, mit Moos bewachsen und nass. Man musste einen großen Schritt machen, um hinüberzukommen, oder sich mit den Händen auf dem glitschigen Holz abstützen.

Leonie blieb stehen. Sie drehte sich um.

Finn holte sie ein. Er blieb vor dem Stamm stehen. Ihre Gesichter waren auf gleicher Höhe. Ihre Atemwolken stiegen auf und vermengten sich für einen Augenblick in der feuchten Waldluft – das einzige intime Ereignis des gesamten Nachmittags.

„Rutschig“, sagte Finn.

„Geht schon“, sagte Leonie.

Sie setzte den linken Fuß auf den nassen Stamm. Ihr Stiefel fand keinen Halt auf der feuchten Rinde; sie rutschte ab, geriet ins Wanken, ruderte kurz mit den Armen.

Finn handelte. Zum ersten Mal an diesem Tag handelte er ohne den Kontrollapparat. Er streckte beide Hände aus, griff nach ihren Unterarmen, um sie aufzufangen.

Für zwei Sekunden hielt er sie fest. Seine Hände umfassten das dicke Polster ihrer Jacke. Er spürte den festen, lebendigen Körper darunter, ihre Wärme, die durch die Schichten drang, den schnellen, gehetzten Rhythmus ihres Atems. Sie waren so nah, dass er die winzigen, goldenen Sprenkel in ihren dunkelbraunen Iriden sehen konnte.

Sie sahen sich an. Die Welt hielt den Atem an.

Es gab keine Formulare mehr, keine Ampeln, keine Podcasts über toxische Männlichkeit, keine TikTok-Trends über Grenzüberschreitungen. Es gab nur einen Jungen und ein Mädchen auf einem Schlammpfad im Stadtwald, umgeben von toten Blättern und nackten Bäumen. Finn musste nur die Arme anziehen. Nur zehn Zentimeter. Leonie musste sich nur nach vorne lehnen. Nur das Kinn anheben.

Leonie hielt den Atem an. Ihre Lippen öffneten sich leicht. Sie wartete. Sie tat nichts, um sich zu befreien. Sie überließ ihm die Macht. Es war die vollkommene Kapitulation vor dem Moment.

Doch genau in dieser Sekunde – als die Freiheit zum Greifen nah war – schlug das Skrupeltum zu.

In Finns Bewusstsein blitzte ein Satz auf, den die Beratungslehrerin für Prävention im letzten Schuljahr an die Tafel geschrieben hatte: „Passivität ist keine Zustimmung. Nur ein klares Ja ist ein Ja.“

Er sah Leonies geöffnete Lippen, aber er hörte kein Ja. Sie schwieg. Und weil sie schwieg, war das Schweigen in seiner juristisch deformierten Vorstellungswelt kein Raum der Verführung, sondern eine Grauzone des Risikos. Sie ist erstarrt, dachte er in einem Anfall von heiligem, selbstmörderischem Wahn. Freeze-Reaktion. Sie weiß nicht, wie sie sich wehren soll. Ich überwältige sie.

Die Panik schnürte ihm die Kehle zu.

Er ließ ihre Unterarme los.

Er tat es nicht langsam; er zog die Hände zurück, als hätte er glühendes Eisen berührt. Er trat einen Schritt zurück auf den nassen Kies, stolperte fast selbst über eine Wurzel und schlug die Augen nieder.

Leonie fing sich mühsam am Birkenstamm ab. Ihre Knie zitterten. Die Kälte schlug wieder durch ihre Jacke, unbarmherziger als zuvor. Sie sah seine zurückgezogenen Hände, sah, wie er sie krampfhaft in die Taschen seiner Daunenjacke rammte.

In diesem Moment starb etwas in ihr. Nicht die Zuneigung – das wäre zu einfach gewesen –, sondern die Hoffnung auf eine Sprache, die sie beide hätten verstehen können. Sie verstand seine Geste nicht als Respekt. Sie verstand sie als Zurückweisung, als Ekel, als das endgültige Urteil: Du bist es nicht wert, dass ich ein Risiko für dich eingehe.

Sie traten nebeneinander an den Rand des Tümpels. Das Wasser war schwarz und unbeweglich wie eine Teergrube.

Die Stille zwischen ihnen war nun nicht mehr die gespannte Stille der Diplomatie. Es war die tote Stille eines Friedhofs.

Finn zog sein Smartphone aus der Tasche. Das Display flammte auf, schneidend weiß und grell in der Dämmerung des Waldes. Er starrte auf die Akkustandsanzeige. Es war seine Rettung. Sein Alibi. Sein Fluchtweg aus der Unerträglichkeit des Scheiterns.

Er sprach den letzten Zaubersatz.

„Mein Akku ist bei zwölf Prozent“, sagte er. Seine Stimme zitterte minimal, aber er bemühte sich um einen Tonfall bürokratischer Besorgnis. „Wir sollten vor Einbruch der Dämmerung an der Bushaltestelle sein. Wenn der 42er ausfällt, müssen wir eine Dreiviertelstunde warten.“

Leonie sah auf das schwarze Wasser. Sie steckte die Hände in die Cargotaschen ihrer Hose.

„Ja“, sagte sie leise. „Die Taktung sonntags ist eine Katastrophe.“

Die Haltestelle „Forsthaus“ bestand aus einem rostigen Blechdach, einem Fahrplan hinter zerkratztem Plexiglas und einer Straßenlaterne, die mit einem dumpfen Summen ein kränkliches, gelbes Licht auf den feuchten Asphalt warf.

Der Nebel war dichter geworden. Er kroch aus dem Wald über die Landstraße wie ein weißes Tuch.

Der Bus der Linie 42 näherte sich mit dem mahlenden Geräusch eines schweren Dieselmotors. Seine Scheinwerfer schnitten zwei helle Kegel in den Dunst. Er hielt mit einem schrillen Quietschen der Druckluftbremsen direkt vor ihnen. Die Türen falteten sich mit einem zischenden Seufzer auf. Der Bus war fast leer; nur ganz hinten saß ein alter Mann mit einer Plastiktüte zwischen den Knien.

Leonie wandte sich um. Sie stand auf der untersten Stufe des Busses.

Finn stand draußen im Nieselregen, die Hände tief in den Jackentaschen, die Schultern hochgezogen. Er fuhr nicht mit diesem Bus; er musste auf die andere Straßenseite, um die Linie in den Norden der Stadt zu nehmen.

„Also“, sagte sie.

„Ja“, sagte er. „Danke für den Spaziergang.“

„War gut.“

„Gute Fahrstunde morgen.“

„Danke.“

Sie hob die Hand. Nicht zur Faust geballt. Es war der Ansatz eines echten Winkens, eine offene Handfläche, für eine halbe Sekunde sichtbar im Kunstlicht des Busses. Dann falteten sich die Türen wieder zusammen. Die Gummilippen schlossen sich mit einem dumpfen Schlag.

Finn blieb am Rand der Haltestelle stehen.

Er sah, wie Leonie sich einen Platz am Fenster suchte. Sie setzte sich auf die abgewetzte, blau gemusterte Polsterbank. Sie zog die Kapuze ihres Hoodies vom Kopf. Die Scheibe war von innen beschlagen; Leonie hob die Hand im Ärmel und wischte einen kleinen, ovalen Kreis in den Dunst des Glases.

Durch diesen Kreis sah sie ihn an.

Finn nahm die Hände aus den Taschen. Er wollte die Hand heben. Er wollte ihr ein Zeichen geben – irgendein Zeichen, das nicht aus dem Regelbuch stammte, eine Schöpfung aus dem Nichts, eine Geste, die sagte: „Ich habe alles falsch gemacht, aber ich will es wieder tun.“

Seine Hand hob sich bis auf Höhe seiner Brust. Seine Finger krümmten sich.

In seiner Hosentasche vibrierte das Telefon. Ein kurzer, doppelter Ruck. Eine Push-Benachrichtigung.

Finn sah unwillkürlich nach unten. Er zog das Gerät heraus. Auf dem Display leuchtete eine automatisierte Systemnachricht seiner Bildschirmzeit-App: „Glückwunsch! Deine heutige Bildschirmzeit liegt 18% unter dem gestrigen Durchschnitt.“

Als er den Kopf wieder hob, heulte der Dieselmotor des 42ers auf. Die Räder drehten sich auf dem nassen Schotter. Der Bus zog an, die Rücklichter hinterließen zwei rote Streifen im Nebel, und das beschlagene Fenster mit dem gewischten Kreis verschwand in der Kurve hinter den Fichten.

Finn stand allein an der Haltestelle Forsthaus.

Er entsperrte das Telefon. Sein Daumen flog über die Tastatur von Signal. Er tippte:

[]: Leonie, der Akku war gar nicht leer. Ich wollte nur nicht, dass du denkst

Er hielt inne. Sein Daumen schwebte über dem blauen Pfeil zum Senden.

Er las die Zeile noch einmal. „Ich wollte nur nicht, dass du denkst." Wie klang das? Rechtfertigend. Unbeholfen. Bedürftig. Cringe.

Er drückte dreimal auf die Löschtaste, bis der Textcursor wieder ganz am Anfang stand und das Eingabefeld so weiß und leer war wie der Himmel über dem Forsthaus. Er steckte das Telefon zurück in die Tasche, zog den Reißverschluss seiner Jacke bis unters Kinn und ging hinüber auf die andere Straßenseite, um im Nebel auf seinen eigenen Bus zu warten.

Epilog: Das Versagen, das keines ist – und die Klippe der Schöpfung

Als Erzähler dieser kleinen, unspektakulären Begebenheit muss ich mich an dieser Stelle an den Rand des Pfades setzen, genau dort, wo die Birke den Weg versperrt, und meine eigene Hilflosigkeit eingestehen.

Es wäre ein Leichtes, über Finn zu lachen. Es wäre ein Leichtes, ihn einen Feigling zu nennen, einen von der Zeitgeist-Pädagogik kastrierten Jüngling, der vor lauter political correctness verlernt hat, ein Mann zu sein. Wie oft hört man diesen Vorwurf von jenen älteren Herrschaften, die ihre Jugend in den siebziger oder achtziger Jahren verlebt haben, als man sich auf Schulfesten noch ungestraft im Gebüsch wälzte und die Welt noch den tröstlichen Glauben an die Natürlichkeit der Triebe besaß!

Doch dieser Vorwurf ist blind und ungerecht. Finn ist kein Feigling. Finn ist ein Märtyrer der Vorsicht.

Er hat das getan, was die beste aller möglichen Gesellschaften von ihm verlangt: Er hat seinen eigenen Willen liquidiert, um den Raum des anderen absolut rein zu halten. Er hat auf eine Weise versagt, die man im ethischen Sinne nur als makellos bezeichnen kann. Er hat die Tugend so weit getrieben, dass sie das Leben selbst erdrosselt hat.

Und Leonie? Sie ist nicht das Opfer männlicher Kälte. Sie ist das Opfer einer Kultur, die ihr beigebracht hat, dass das Einfordern von Nähe eine Unterwerfung bedeutet. Sie kann nicht sagen: „Nimm mich doch, du Idiot!", weil dieser Satz aus einer Welt stammt, die sie nur noch aus alten Filmen kennt – einer Welt, in der Frauen auf die Erlösung durch den Mann warteten. Sie will keine Erlösung, sie will Gleichberechtigung; aber sie erfährt am eigenen Leib, dass Gleichberechtigung im Zustand des Begehrens eine eisige Einsamkeit bedeuten kann, wenn niemand mehr bereit ist, die Asymmetrie des ersten Schritts zu wagen.

Hier zeigt sich die ganze Härte der Luhmannschen Lehre: Wenn keine Form mehr trägt – wenn die alten Rollenmuster (der forsche Jüngling, die zögernde Maid) als repressiv

entlarvt und die neuen Formen (der Consent-Vertrag, die App-gestützte Annäherung) für das intime Erlebnis unbrauchbar sind –, dann gibt es kein Netz mehr.

Dann muss die Form geschöpft werden. Sie muss im Augenblick erfunden, gewagt und riskiert werden. Liebe ist kein Zustand des Einverständnisses; sie ist ein permanenter Schöpfungsakt unter den Bedingungen der Lebensgefahr. Wer nicht bereit ist, sich lächerlich zu machen, wer nicht das Risiko eingeht, als „Cringe“ zu enden, der kann nicht lieben. Er kann nur koexistieren.

Finn und Leonie haben dieses Risiko nicht auf sich genommen. Sie haben sich für die Sicherheit entschieden. Das ist kein Versagen, für das man eine schlechte Zensur verteilen könnte. Es ist die vernünftigste Entscheidung, die zwei siebzehnjährige Menschen im Jahr 2026 treffen konnten.

Und genau deshalb bricht es einem das Herz.

Die Gnade des Korsetts

Das Klettband der Fuchsgruppe

Es begann an einem Dienstagmorgen im November, zu einer Uhrzeit, die keine Metaphysik kennt: siebzehn Minuten vor acht.

Der Flur der städtischen Kindertagesstätte roch nach nassen Wollstrumpfhosen, Desinfektionsmittel auf Alkoholbasis und dem herben, mehligen Atem von dreißig Kindern, die auf nüchternen Magen Vollkornkekse gekaut hatten. An den Wänden hingen die Arbeiten des vorangegangenen Monats: mit Wasserfarben bepinselte Ahornblätter, deren Ränder sich im Heizungszugang wellten wie getrocknete Haut. Es war der Ort der totalen Funktionalisierung. Hier betrat niemand den Raum als Individuum; man betrat ihn als Zubringer.

Carsten kniete auf dem abgewetzten Linoleumboden, dessen gelbliches Marmormuster an geronnene Milch erinnerte. Er war neununddreißig Jahre alt, leitete in einem mittelständischen Maschinenbauunternehmen die Abteilung für Vorentwicklung und trug eine raue anthrazitfarbene Wollhose, an deren linkem Knie sich gerade der feuchte Abdruck eines Matschstiefels verewigte. Vor ihm saß sein vierjähriger Sohn Leo, der stur den Mund zusammenpresste und die Fersen in den Boden stemmte, um das Ausziehen der gefütterten Gummistiefel zu sabotieren.

„Wenn du die Hacke nicht anhebst, Leo, können wir nicht ziehen“, sagte Carsten. Seine Stimme besaß jene geübte, zermürbende Sanftmut, die Väter nach vier Jahren Schlafentzug entwickeln – ein Tonfall, der jede Aggression in bürokratische Geduld überführt hatte.

Zwei Haken weiter, unter dem laminierten Schild mit dem Bild eines Igels, hockte Miriam.

Sie trug einen kamelfarbenen Mantel, den sie nicht abgelegt hatte, weil die Garderobe der Kindertagesstätte stets fünf Grad kälter war als die Gruppenräume. Ihre Knie berührten fast den Boden; sie hielt die vierjährige Leni an den Handgelenken, während das Mädchen sich lachend nach hinten warf. Miriam lachte auch, ein kurzes, heiseres Geräusch, das in der Enge des Flurs verhallte. Miriam war achtunddreißig, Personalreferentin an der juristischen Fakultät der Universität, Mutter von drei Kindern – der Älteste war dreizehn, die Mittlere acht, die Jüngste hier.

Carsten sah ihre Hände. Es waren keine manikürten Hände einer Frau, die ihren Körper als Projekt begriff. Die Nägel waren kurz, die Haut an den Knöcheln vom herbstlichen Wind leicht aufgeraut, an ihrem rechten Ringfinger saß ein schlichter Platinreif. Es war die Hand einer Frau, die wusste, wie man Fieberthermometer festhielt, wie man Antragsformulare für Drittmittelprojekte abzeichnete und wie man die Schulter eines pubertierenden Dreizehnjährigen berührte, ohne dass dieser zurückzuckte.

Ihre Blicke trafen sich über den gebeugten Rücken der Kinder hinweg.

Es lag kein Drama in ihren Leben. Das war das Erste, was ein aufmerksamer Beobachter hätte feststellen müssen. Weder Carsten noch Miriam litten an jener modischen bürgerlichen Melancholie, die man in Feuilletons gern als „Entfremdung“ verhandelt. Carstens Ehe mit Susanne war eine Festung aus gegenseitiger Zuneigung, verlässlicher Arbeitsteilung und sonntäglichem Rührei. Sie liebten einander, sie respektierten einander; Susanne schlief abends an seiner Schulter ein, während er noch Fachaufsätze über Faserverbundwerkstoffe las. Auch Miamis Ehemann, ein Gymnasiallehrer für Erdkunde und Sport, war kein Tyrann, sondern ein aufmerksamer, fitter Mann, der am Wochenende den Großeinkauf erledigte und Miamis Nacken massierte, wenn die Berufungsverfahren an der Fakultät wieder überhandnahmen.

Sie vermissten nichts. Und doch war da dieser Riss.

Nicht ein Riss im Fundament – das Fundament hielt bombensicher. Sondern ein Riss im Gewebe der Existenz, durch den plötzlich der Geruch einer fremden Haut drang. Es war die erschütternde Erkenntnis, dass ein vollkommen gelingendes Leben die Welt nicht kleiner macht, sondern dass der Körper, eingemauert in die reine Güte des Funktionierens, ein Eigenleben führt. Ein somatisches Exil.

Leo trat nach vorne. Sein Stiefel rutschte von Carstens Hand ab und traf die rote Brotdose, die neben Miriams Knie stand. Die Dose schepperte über das Linoleum, sprang auf; zwei Schnitze Apfel rollten über den Boden.

„Verdammt“, murmelte Carsten. Er griff nach den Apfelstücken.

Gleichzeitig beugte sich Miriam vor. Ihre Stirn strich fast an seiner Schläfe vorbei. Carsten roch sie: kein Parfüm, keine Nuancen von Iris oder Vanille, sondern der saubere, warme Duft von gebügelter Baumwolle, ein Hauch von Mandelseife und die tiefe, schwere Wärme eines Körpers, der seit sechs Uhr morgens auf den Beinen war.

Ihre Finger berührten sich auf dem Plastikdeckel der Dose.

Carsten zog die Hand nicht zurück. Das war die erste Abweichung von der bürgerlichen Choreografie. Er hielt den Deckel fest, und Miriam ließ ihre Finger auf den seinen liegen. Eine Sekunde. Zwei Sekunden. Im Flur schrie ein zweijähriges Kind, irgendwo schepperte ein metallener Teewagen. Die Berührung war trocken, heiß und von einer unerbittlichen Dichte.

„Entschuldigung“, sagte er leise. Seine Stimme klang tiefer als eben noch im Gespräch mit seinem Sohn.

Miriam sah ihn an. Ihre Augen waren grau-grün, mit winzigen Fältchen an den Schläfen, die vom Lachen stammten, aber jetzt lachte sie nicht. Sie sah ihn nicht als Vater von Leo an. Sie sah ihn als Mann an, dessen Handrücken mit feinen dunklen Härchen bedeckt war, deren Struktur sie in diesem Moment mit einer beunruhigenden Schärfe wahrnahm.

„Die Klettbänder“, sagte Miriam, und ihre Stimme hatte jene Rauheit verloren, mit der sie ihre Tochter gerufen hatte. Sie klang fast beiläufig, doch jedes Wort war mit Blei

gefüllt. „Die Klettverschlüsse an den gefütterten Hosen halten den Spielplatzsand nicht ab. Man schließt sie, und nach zehn Minuten sind sie wieder offen."

Carsten ließ den Deckel los, behielt aber ihren Blick. Er wich nicht aus. Er spürte sein Herz im Hals schlagen, nicht mit der nervösen Hast eines Ertappten, sondern mit dem wuchtigen, langsamen Pochen eines Körpers, der nach Jahren des Leerlaufs plötzlich unter Volllast gesetzt wird.

„Man kann sie ausbürsten", sagte er. Sein Blick glitt von ihren Augen zu ihren Lippen, die ungeschminkt und vom Novemberwind leicht trocken waren. „Aber der Sand bleibt im Gewebe. Man kriegt ihn nie ganz heraus."

„Nein", flüsterte Miriam. Sie richtete sich langsam auf. Ihre Knie knackten leise. „Man kriegt ihn nicht heraus."

Sie nahm ihre Tochter an die Hand und ging in den Gruppenraum, ohne sich noch einmal umzudrehen. Carsten blieb auf den Knien sitzen, den nassen Stiefel seines Sohnes in den Händen, während das Linoleum unter ihm die Kälte des Vormittags abstrahlte.

Zwischenruf: Die Unschuld des Korsetts

Milan Kundera bemerkte einmal, dass die wahre Tragödie des modernen Menschen nicht darin besteht, dass er keine Pflichten mehr hat, sondern dass seine Pflichten ihn nicht mehr tragen. Die Figuren unserer früheren Betrachtungen – die Gelehrten im Ruhestand, die jungen Akademiker, die zitternden Gymnasiasten – litten samt und sonders an der Leere des Raumes. Sie waren verdammt zur Schöpfung aus dem Nichts. Sie mussten ihre Begehren legitimieren, verhandeln, diskursiv absichern und semantisch panzern, bis das Begehren vor lauter Vorsicht erstickte.

Miriam und Carsten stehen auf der anderen Seite des Flusses.

Sie sind eingezwängt in ein Korsett von monumentaler Festigkeit. Eine Ehe mit Kindern, ein geregeltes Erwerbsleben im deutschen Mittelstand oder an einer Landesuniversität ist kein Freiraum für Identitätsexperimente; es ist eine gotische Kathedrale aus Notwendigkeiten. Jeder Tag ist gegossen in Beton: Wer holt wen um 14 Uhr ab? Wer fährt die Achtjährige zum Cello-Unterricht? Wann muss der Kessel der Gastherme gewartet werden?

Und hier ereignet sich das soziologische Wunder, das wir die Gnade des Korsetts nennen wollen:

Weil ihr Leben vollständig strukturiert ist, verliert das Begehren seine Lähmung. Carsten muss Miriam nicht fragen, was diese Berührung für ihre „Beziehungsdefinition" bedeutet. Sie müssen keine Narrative entwerfen, keine feministischen Grenzziehungen nachjustieren, keine Angst vor dem Cringe haben. Das Korsett nimmt ihnen die Zukunft ab. Weil es keine gemeinsame Zukunft geben kann – weil die Ehen intakt sind, weil die Kinder geliebt werden, weil das Haus abbezahlt wird –, schrumpft die Welt auf den einzigen Punkt

zusammen, den die bürgerliche Existenz vergessen hat: das Hier und Jetzt eines fremden Körpers.

Die Ehe schützt die Affäre vor dem Ernst des Lebens. Sie macht das Begehren nicht zynisch, sondern rein: Es will nichts als sich selbst.

Der Puffer im Rauch

Das Laternenfest fand am darauffolgenden Freitag statt. Die Stadtverwaltung hatte den Nebel pünktlich um siebzehn Uhr über die Streuobstwiese hinter dem Kindergarten geschickt.

Es war die Stunde der Väter mit Kopflampen und der Mütter mit Thermoskannen. Überall brannten Teelichter in wackeligen Transparentpapiersonnen; der Geruch von schwelendem feuchtem Birkenholz aus der Feuerschale mischte sich mit dem künstlichen Aroma von Kinderpunsch.

Carsten stand am Rand der Wiese, neben einem Apfelbaum, dessen letzte welke Blätter schwarz am Geäst klebten. Seine Frau Susanne war zu Hause geblieben; die ältere Tochter hatte am Nachmittag über Halsschmerzen geklagt, und Susanne hatte mit jener pragmatischen Effizienz, die Carsten an ihr so schätzte, beschlossen: „Ich koche ihr Salbeitee, nimm du Leo mit zu den Laternen.“ Es war ein Akt ehelicher Fürsorge gewesen. Kein Groll, keine Kälte. Nur Alltag.

Carsten hielt einen Pappbecher mit Glühwein in der Hand, der die Pappe aufweichte. Er sah Miriam, bevor sie ihn sah.

Sie stand zehn Meter entfernt, im Halbdunkel zwischen der Feuerschale und dem Schuppen für die Dreiräder. Ihr Mann war nicht dabei; sie war allein mit ihren drei Kindern. Der Dreizehnjährige stand mit demonstrativ gelangweilter Miene etwas abseits und starrte in sein Smartphone, die Achtjährige hielt stolz ein kunstvolles Schloss aus Pappe hoch, in dem eine LED-Kerze flackerte, und die Kleine rannte im Schlamm um ihre Stiefel herum.

Miriam trug dieselbe Jacke wie am Dienstag, aber ihre Haare waren vom Nebel feucht und kringelten sich an den Schläfen. Sie trug keine Handschuhe.

Carsten ging nicht zu ihr hinüber wie ein Mann, der eine Frau anbaggert. Er ging hinüber wie ein Vater, der die Geselligkeit des Elternkreises sucht – jene universelle Tarnkappe der Sesshaften.

„Guten Abend“, sagte er, als er neben ihr zum Stehen kam.

Miriam drehte den Kopf. Sie erschrak nicht. Ihre Augenbrauen hoben sich leicht, und um ihre Mundwinkel zuckte ein winziges, fast unmerkliches Erkennen. „Guten Abend, Carsten.“

Es war das erste Mal, dass sie seinen Vornamen aussprach. Er klang in ihrem Mund seltsam neu, fast unanständig direkt, abgelöst von der Passivität der Kita-Listen.

„Susanne pflegt die Große“, sagte er, ohne dass sie gefragt hätte. Die Nennung des Namens seiner Frau war kein Ausweichmanöver; es war die Markierung des Rahmens. Wir wissen beide, wo wir stehen.

„Thomas ist auf der Fachleiter-Tagung in Fulda“, erwiderte Miriam mit derselben nüchternen Präzision. „Bis morgen Nachmittag.“

Sie sahen auf das Feuer. Der Qualm schlug herüber, biss in den Augen, hüllte sie für ein paar Sekunden in eine graue, dichte Wand, die sie von den anderen Eltern abschnitt. In diesem Raum aus Rauch existierten nur das Knacken des Holzes und das Singen der Kinder im Hintergrund: „Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne...“

Carsten reichte ihr seinen Becher. „Er ist zu heiß für einen Schluck, aber gut für die Hände.“

Miriam zögerte nicht. Sie nahm den Becher nicht am oberen Rand, wo noch Platz war. Sie legte ihre beiden kalten Hände direkt um seine Finger, die den Becher umspannten.

Die Kälte ihrer Haut war ein Schock gegen seine warme Hand. Doch anstatt loszulassen, schloss sie ihre Finger fester. Es war eine Geste von einer ungeheuren, beinahe unverschämten Intimität. Kein Streifen, kein Versuchsballon. Es war ein Festhalten. Carsten spürte den feinen Knochenbau ihrer Handflächen, die Kälte ihrer Fingerknöchel, die sich an seiner Wärme labten, und die unnachgiebige Ruhe ihres Atems.

Sie tranken nicht. Sie standen da, vier Hände um ein Stück nasse Pappe geschlossen, während drei Meter weiter der Leiter der Kindertagesstätte mit einer Holzzange Holzscheite nachlegte.

„Der Puffer“, sagte Carsten leise, während sein Blick auf ihren Händen ruhte.

„Was für ein Puffer?“, fragte sie. Ihre Stimme vibrierte ganz leicht an seinem Ohr.

„In der Entwicklung. Wenn wir eine Maschine konstruieren, berechnen wir die Toleranzen immer zu eng. Wir glauben, dass jedes Teil exakt an seinem Platz bleibt. Aber ohne den Puffer – ohne das Spiel zwischen den Zahnrädern – frisst sich das Getriebe fest. Nach hundert Betriebsstunden.“

Miriam hob den Kopf. Durch den Qualm des Feuers sah sie ihm direkt in die Augen. Ihr Gesicht war ganz nah. Er sah die winzigen Kälteperlen auf ihren Wimpern.

„Und wie groß muss der Schlupf sein?“, fragte sie, ihn fixierend.

Schlupf... Sie kannte das Wort, Carsten war elektrisiert. „Nicht groß“, sagte Carsten. Seine Daumenkuppe bewegte sich, ganz langsam, strich über ihren Handrücken, über die zarte Sehne, die zum Zeigefinger führte. „Ein paar Zehntelmillimeter reichen. Hauptsache, es gibt einen Raum, der keine Funktion hat.“

Miriam schloss für den Bruchteil einer Sekunde die Augen. Als sie sie wieder öffnete, war die Kälte aus ihren Fingern gewichen; ihre Haut brannte jetzt fast an seiner.

„Das Motel-One an der Bundesstraße“, sagte sie. Ihre Stimme war vollkommen ruhig, fast geschäftsmäßig, so wie sie an der Universität wahrscheinlich einem Dekan die Haushaltsmittel für das nächste Semester mitteilte. „Hinter dem Großmarkt. Meine Mutter nimmt morgen früh die Kinder, weil ich angeblich den Sonderbericht für das Ministerium schreiben muss. Ich bin ab zehn dort.“

Sie zog ihre Hände zurück. Der Becher blieb in Carstens Hand. Sie trat einen Schritt zurück, bückte sich nach ihrer jüngsten Tochter, hob sie mit einer flüssigen, kraftvollen Bewegung auf die Hüfte und sagte laut: „Komm, Leni, wir holen uns noch ein Michaelsmännchen.“

Carsten sah ihr nach, wie sie durch den Schlamm davonging, die Laterne ihrer Tochter in der freien Hand, aufrecht, unerschüttert, eine Mutter mitten im Vollzug ihres Lebens. In seiner Handfläche brannte die Stelle, an der ihre Haut gelegen hatte, wie eine Verätzung.

Zwischenruf: Die Schönheit der Aussparung

In einer Kultur, die von der Tyrannei der Transparenz beherrscht wird, gilt das Geheimnis als Defizit. Man fordert von Liebenden, dass sie sich „ganz zeigen“, dass sie ihre Traumata inventarisieren, ihre Bedürfnisse kommunizieren und ihre Bindungsmuster therapieren. Die moderne Liebe ist zu einem gigantischen Hearing geworden, in dem zwei Individuen einander ihre Unvollständigkeit beweisen.

Wie erlösend, ja wie seriös ist dagegen die Begegnung zweier Menschen, die einander nicht alles erzählen müssen.

Miriam und Carsten wissen nichts voneinander. Sie wissen nicht, welche Musik der andere hört, wenn er allein im Auto sitzt. Sie wissen nicht, welche Kränkungen sie in ihren Jugendjahren erlitten haben, welche politischen Parteien sie bei der letzten Kommunalwahl angekreuzt haben oder wie sie über die Rente mit siebenundsechzig denken. Sie kennen nur den Körper des anderen – und diesen Körper kennen sie noch nicht einmal nackt, sondern nur als ein Versprechen von Schwere und Präsenz.

Das ist keine Oberflächlichkeit. Es ist die radikalste Form des Respekts.

Denn indem sie auf die gemeinsame Lebensgeschichte verzichten, verzichten sie auf den Versuch, den anderen zu besitzen. Es gibt keine Erwartung einer gemeinsamen Wohnung, kein Gerangel um den Mülltonnendienst, keine Verwandtschaftsbesuche an den zweiten Weihnachtsfeiertagen. Das Begehren wird aus dem Schuldzusammenhang der Zukunft entlassen. Es darf einfach sein.

Das Zimmer 214

Das Hotel war ein fünfstöckiger Zweckbau aus vorgehängten Waschbetonplatten, eingeklemmt zwischen dem Parkplatz eines Großhandels für Sanitärbedarf und der vierspurigen Zubringerstraße zur Autobahn. Es war ein Ort, der dafür geschaffen war, keine Erinnerungen zu hinterlassen. Die Teppiche in den Fluren hatten ein geometrisches Muster in gedecktem Weinrot, entworfen, um Kaffeeflecken und Rollkofferspuren gleichermaßen unsichtbar zu machen.

Carsten stand um zehn Uhr zwei vor der Tür mit der Nummer 214.

Er hatte seine Aktentasche dabei – die lederne, abgewetzte Tasche, die er seit zehn Jahren trug, vollgestopft mit Konstruktionszeichnungen für einen pneumatischen Greifarm. Er hatte geduscht, hatte sich sorgfältig rasiert, wobei er sich an der Kinnkante geschnitten hatte; der winzige rote Punkt brannte noch immer.

Er klopfte nicht mit den Knöcheln. Er strich nur mit der flachen Hand gegen das Holz.

Die Tür öffnete sich fast geräuschlos.

Miriam stand im Gegenlicht des Fensters. Sie trug keine aufreizende Wäsche, keine Spitzen, keine Inszenierung eines Verführungswillens. Sie trug einen dunkelblauen Wollpullover mit weitem Kragen und eine schlichte, dunkle Jeans. Sie war barfuß. Ihre Füße standen flach und fest auf dem rauen Teppichboden.

Als Carsten eintrat und die Tür hinter sich ins Schloss zog, blieb der Lärm der Bundesstraße draußen. Das Zimmer war warm, die Heizung summte leise unter dem Fensterbrett, auf dem zwei kleine Wasserflaschen aus Glas standen.

Sie sagten nichts. Jedes Wort wäre ein Rückfall in die Pädagogik oder die Logistik gewesen.

Carsten stellte seine Aktentasche auf den Kofferbock neben der Garderobe. Als er sich umdrehte, war Miriam bereits vor ihm. Nicht stürmisch, nicht mit jener theatralischen Gier, die man aus Filmen kennt, sondern mit einer langsamen, unaufhaltsamen Entschlossenheit.

Sie legte ihre Hände an seine Wangen. Ihre Finger waren jetzt warm. Sie hielt sein Gesicht fest, als müsse sie die Beschaffenheit seiner Knochen prüfen, strich mit den Daumen über seine Wangenknochen, über den winzigen Bluttropfen an seinem Kinn. Carsten schloss die Augen, atmete ihren Duft ein – diesmal ohne den Rauch des Michaelsfeuers, nur sie: reine, warme Haut, ein Hauch von frischer Wäsche und jenes tiefe, weibliche Aroma, das keine Kosmetik erzeugen kann.

Dann küsste sie ihn.

Es war kein vorsichtiger Kuss. Ihre Lippen öffneten sich sofort, weich und voll, und ihre Zunge suchte die seine mit einer fast archaischen Ernsthaftigkeit. Carsten stöhnte leise auf, ein Geräusch, das tief aus seiner Brust kam. Er legte die Arme um ihre Taille,

spürte durch den dicken Pullover die Festigkeit ihres Rückens, die Muskulatur einer Frau, die Kinder getragen und gehoben hatte, die Kraft in ihren Schultern. Er zog sie an sich, presste ihren Körper gegen seinen, und sie gab nicht nach; sie drückte sich mit derselben Wucht gegen ihn, hob sich auf die Zehenspitzen, vergrub ihre Hände in seinen Nackenhaaren.

Es gab keine Eile. Das war das Überraschende. Sie hatten nur diese drei Stunden, doch sie bewegten sich, als stünde ihnen ein ganzes Zeitalter zur Verfügung.

Carsten schob seine Hände unter ihren Pullover. Der Stoff glitt nach oben, gab ihre Haut frei. Seine Handflächen, rau von der Arbeit mit Metallproben, glitten über die warme, samtige Rundung ihrer Taille, über ihre Rippen. Sie schauderte unter seiner Berührung, ein langes, tiefes Beben, das durch ihren ganzen Körper lief.

„Zieh ihn aus“, flüsterte sie an seinem Hals.

Er zog ihr den Pullover über den Kopf. Ihre Haare lösten sich aus der Spange, fielen ihr über die Schultern. Sie trug einen einfachen, weißen BH ohne Spitzen, rein funktionell, aus schwerem Baumwollstoff. Ihre Brüste waren voll, schwer von den drei Schwangerschaften, die Brustwarzen dunkel und aufgerichtet unter dem Stoff.

Carsten sah sie an. Er sah sie wirklich an. Nicht mit dem schnellen Blick des Konsumenten, sondern mit jener ehrfürchtigen Aufmerksamkeit, die man einem Kunstwerk oder einer Naturgewalt entgegenbringt.

„Du bist schön, Miriam“, sagte er.

Ihre Augen wurden feucht. Sie wandte den Blick nicht ab. Sie hielt seinem Blick stand, ließ sich betrachten, ließ zu, dass ihr Körper – dieser beanspruchte, herrlich lebendige, von der Zeit gezeichnete Körper – im Licht dieses anonymen Hotelzimmers existierte.

„Fass mich an“, sagte sie.

Er öffnete ihren BH. Ihre Brüste fielen in seine Hände, schwer und warm. Er beugte sich hinab, nahm eine ihrer Brustwarzen in den Mund, saugte sanft, während seine Zunge sie umkreiste. Miriam warf den Kopf in den Nacken. Ihre Hände krallten sich in seine Hemdschultern; sie keuchte auf, ein rauer, ungeschützter Laut, der keinen gesellschaftlichen Anstand mehr kannte.

„Ja“, flüsterte sie. „Genau so. Carsten. Ja.“

Sie half ihm, sein Hemd aufzuknöpfen. Ihre Finger zitterten jetzt, aber nicht vor Unsicherheit, sondern vor Verlangen. Als sie seine Brust entblößte, strich sie mit ihren Handflächen über seine Muskeln, über die wenigen grauen Haare in der Mitte, küsste seine Schlüsselbeine, biss ihn sanft in den Halsansatz, genau dort, wo der Krage seines Bürohemds sonst scheuerte.

Sie entkleideten einander im Stehen, Schicht für Schicht, wie zwei Menschen, die nach einer langen Reise ihre Rüstungen ablegen. Ihre Jeans, seine Wollhose, die Socken, die

Schuhe. Als sie nackt voreinander standen, gab es keine Scham. Es gab keine Vergleiche. Es gab nur das bloße Staunen über die Existenz des anderen Fleisches.

Carsten sah die feinen, silbernen Dehnungsstreifen an ihren Hüften – die Spuren ihrer drei Kinder, die wie zarte Flussläufe über ihre Haut zogen. Er beugte sich hinab, kniete vor ihr auf dem rauen Teppich und küsste genau diese Streifen. Er küsste ihren Bauch, die sanfte Rundung unterhalb des Bauchnabels, legte seine Wange an ihr Becken.

Miriam stöhnte auf, legte ihre Hände auf seinen Kopf, presste sein Gesicht an sich. Ihre Schenkel öffneten sich von selbst. Sie war nass. Er roch es: den dunklen, schweren Duft ihrer Erregung, der den Raum erfüllte. Er strich mit den Lippen über ihre Schenkelinnenseiten, tastete sich vor, bis seine Zunge ihre Schamlippen berührte.

Miriam sackte fast zusammen. Ihre Knie gaben nach; sie musste sich an seinen Schultern festhalten.

„Komm ins Bett“, hauchte sie. „Bitte. Ich will dich spüren.“

Sie ließen sich auf das breite Hotelbett mit der schneeweißen, gestärkten Bettwäsche fallen. Die Laken knisterten unter ihren Leibern. Es war kein hastiges Übereinanderfallen. Carsten legte sich über sie, stützte sich auf die Unterarme, um ihr nicht die Luft zu nehmen, und sah hinab in ihr Gesicht. Ihre Pupillen waren weit, fast schwarz.

Er führte seine Hand hinab zwischen ihre Schenkel. Sie war glühend heiß, weit geöffnet, bereit. Als er mit zwei Fingern in sie eindrang, schrie sie kurz auf, ein Ton der reinen Befreiung, und schlang ihre Beine um seine Hüften. Ihre Fersen bohrten sich in seinen Hintern, zogen ihn heran.

Er drang langsam in sie ein.

Es war jener seltene, fast unheimliche Moment, in dem zwei Körper, die einander nie zuvor berührt haben, ohne das geringste Zögern ineinanderpassen. Es gab keinen Widerstand, kein Suchen nach dem richtigen Winkel. Carsten glitt in sie hinein, Zoll für Zoll, tief, bis er ganz an ihrer Grenze anstieß.

Miriam keuchte, ihre Hände griffen nach seinen Oberarmen, ihre Fingernägel drückten sich tief in sein Fleisch. „Oh Gott“, flüsterte sie. „Carsten. Ganz. Bleib so. Rühr dich nicht.“

Sie lagen regungslos ineinander. Die Zeit im Zimmer schien zu gerinnen. Carsten spürte das Pochen ihres Pulses um sein Glied herum, die unendliche Enge und Wärme ihres Inneren. Er beugte sich hinab und küsste ihren Mund, sanft, fast zärtlich, während er tief in ihr ruhte. Miriam erwiderte den Kuss mit geschlossenen Augen, schmeckte seinen Atem, trank ihn ein.

Dann begann die Bewegung.

Es war kein wildes, unkontrolliertes Zerren. Es war ein schwerer, tiefer, wiegender Rhythmus. Carsten zog sich fast ganz zurück, um dann langsam, mit der ganzen Wucht seines Körpers, wieder in sie einzutauchen. Miriam hob ihr Becken ihm entgegen, fand

seinen Takt im selben Sekundenbruchteil. Ihre Körper kannten keine Rücksicht mehr auf die Hellhörigkeit eines Kinderzimmers, auf das nächtliche Aufwachen eines Kleinkindes, auf das leise Klappern einer Toilettentür. Sie stöhnten laut, im Einklang, ein heidnisches Duett mitten im Motel-One-Hotel.

Miriam griff nach seinen Händen, verschränkte ihre Finger mit den seinen, presste ihre Handrücken in die Matratze. Ihre Schenkel zitterten. Carsten sah, wie sich ihre Wangen röteten, wie kleine Schweißperlen auf ihrer Stirn traten.

„Sieh mich an“, keuchte er.

Miriam schlug die Augen auf. Sie sah ihn an – mit einer Intensität, die fast schmerzte. Sie sah ihn durch ihre Lust hindurch an, sah den Mann, der in ihr war, der ihr Fleisch spaltete und erfüllte.

„Ich komme“, stieß sie hervor. Es war keine Warnung, es war ein Triumph. „Carsten, ich komme jetzt.“

Ihre inneren Muskeln zogen sich in krampfartigen, heftigen Wellen um ihn zusammen. Carsten spürte, wie sie ihn umschloss, unerbittlich, heiß, wie ihr Körper unter ihm erbebte. Der Anblick ihres Gesichts – der geöffnete Mund, die zusammengekniffenen Augen, der hochgewölbte Brustkorb – riss jede Zurückhaltung in ihm ein. Er stieß noch dreimal tief in sie hinein, vergrub sein Gesicht in ihrer Halsbeuge und ergoss sich mit einem langen, heiseren Schrei in ihren Schoß.

Sie hielten einander fest, während das Zittern langsam durch ihre Gliedmaßen ebbte. Miriam strich mit den Fingern durch sein feuchtes Haar, küsste seine Schläfe, immer wieder, sanft, bedingungslos.

Sie sprachen zwanzig Minuten lang kein einziges Wort. Sie lagen einfach da, Brust an Brust, Bauch an Bauch, das Laken unter ihnen feucht, die Haut kühlend im Zugwind der Hotelklimaanlage.

Um elf Uhr fünfundvierzig saß Miriam auf der Bettkante und zog ihre Socken an.

Ihre Bewegungen waren wieder präzise, fast tänzerisch in ihrer Gewohnheit. Sie kämmte ihr Haar mit einer kleinen Reisebürste vor dem Spiegel über der Minibar. Ihr Gesicht sah anders aus als am Morgen: Die Anspannung um die Kieferknochen war verschwunden, ihre Haut schimmerte rosig, ihre Lippen waren voll und leicht geschwollen.

Carsten stand am Fenster und schloss die Knöpfe seines Hemdes. Unten auf dem Parkplatz des Großmarktes lud ein Mann in einer blauen Latzhose Kisten mit Kupferrohren auf die Ladefläche eines Pritschenwagens.

Er trat hinter sie, legte die Hände auf ihre Schultern. Sie hielt inne, sah sein Spiegelbild an, legte ihre Hand auf die seine und drückte sie sanft.

„Es war schön“, sagte sie leise.

„Ja“, sagte er. „Es war sehr schön.“

Kein: Wann sehen wir uns wieder? Kein: Was machen wir jetzt?

Auf dem Nachttisch vibrierte Miriams Telefon. Dreimal kurz. Ein Signalton von WhatsApp. Miriam warf einen Blick auf das Display.

„Mama, Leni hat den roten Stift von Leo im Rucksack gefunden. Sollen wir den am Montag zurückgeben?“ Die Nachricht stammte von ihrem dreizehnjährigen Sohn.

Miriam lächelte. Ein echtes, warmes Lächeln, das die Falten um ihre Augen wieder vertiefte. Sie steckte das Telefon in die Manteltasche.

„Ich muss los“, sagte sie. „Die Nudeln kochen sich nicht von selbst.“

Carsten half ihr in den kamelfarbenen Mantel. Er strich noch einmal über den Kragen, strich eine verirrte Haarsträhne zurück. Es war eine zärtliche Geste, frei von Besitzanspruch.

Sie verließen das Zimmer nacheinander, im Abstand von drei Minuten.

An der Rezeption nickte Carsten der Empfangsdame zu, zahlte mit der Firmenkreditkarte – als Reisekosten für eine angebliche Besprechung mit einem Zulieferer deklariert – und trat hinaus auf den nassen Parkplatz.

Die Luft war kalt, schmeckte nach Diesel und dem herannahenden Regen. Carsten setzte sich in seinen Wagen, startete den Motor. Im Radio meldete der Verkehrsfunk fünf Kilometer Stau auf der A45 wegen einer Baustelle.

Er legte den ersten Gang ein. Er spürte Miriam noch in seinen Gliedern – ein schweres, süßes Ziehen in den Muskeln, den Druck ihrer Fingernägel auf seinen Schultern, den Geruch ihrer Haut in den Poren seines Hemdes.

Er fuhr auf die Bundesstraße ein.

Ob sie es wieder tun würden? Im nächsten Monat? Im nächsten Jahr? Wenn die nächste Laterne brannte oder der nächste Klettverschluss versagte?

Carsten wusste es nicht. Als er an der ersten Ampel hielt, griff er nach seinem Telefon, um Susanne anzurufen und zu fragen, ob er auf dem Heimweg noch Brot vom Bäcker mitbringen sollte.

Das Korsett schloss sich wieder um ihn. Und zum ersten Mal seit Jahren fühlte es sich nicht wie ein Gefängnis an, sondern wie eine Rüstung, die ein kostbares, unzerstörbares Geheimnis schützte.

Epilog: Das Paradox des ersten Mals

Warum misslingt das erste Mal fast immer?

Weil die Liebenden zu viel von ihm verlangen. Sie wollen in einer einzigen Nacht die Genesis nachholen: das Erschaffen einer Welt aus dem Nichts. Sie tragen die Last der Zukunft mit ins Bett; sie fürchten das Urteil des anderen, sie wollen imponieren, sie wollen gefallen, sie wollen „gut im Bett sein“ – jene erbärmliche Kategorie der industriellen Leistungsgesellschaft, die den Beischlaf in eine TÜV-Prüfung verwandelt.

Miriam und Carsten mussten nichts beweisen.

Ihre Nacht – oder besser: ihr Vormittag – gelang, weil er unter der Guillotine der Endlichkeit stattfand. Sie wussten, dass um 13 Uhr der Alltag wie eine Springflut über sie hereinbrechen würde. Es gab kein Danach, für das man sich hätte schonen oder inszenieren müssen. Wenn ein Körper weiß, dass er nur dieses eine Mal die Wüste verlassen darf, trinkt er nicht mit Manieren; er trinkt, um zu überleben.

Die Treue zur Familie wurde in diesem Zimmer nicht verraten; sie wurde suspendiert. Das Korsett hatte gehalten. Es hatte ihnen den Rahmen geboten, der nötig war, um für zwei Stunden die Unendlichkeit zu berühren.

Die Statik der Absage

Das Kantholz und der Algorithmus

Das Büro der Sanitär- und Heizungsbau Fichte & Söhne GmbH & Co. KG roch nach dem, wonach Handwerksbetriebe im Gewerbegebiet Nord seit den siebziger Jahren zuverlässig riechen: nach kaltem Filterkaffee, scharfem Silikon, feuchtem Estrichstaub und dem herben Parfüm von Durchschreibepapier.

An den Wänden hingen Schaubilder von Brennwertthermen, deren aufgeschnittene Kupferrohre ein schematisches, kreislauftechnisches Glück versprachen. Es war kurz nach elf an einem Donnerstagmorgen, als Markus vor den Tresen trat.

Markus war einundvierzig Jahre alt. Er trug ein dunkelblaues Sakko ohne Krawatte, darunter ein Hemd, dessen Steife von der Routine einer gewerblichen Reinigung zeugte, und führte als leitender Betriebswirt die kaufmännischen Geschicke eines mittelständischen Maschinenbauers. Sein Blick auf die Welt war von doppelter Buchführung, Kennzahlen und Soll-Ist-Vergleichen geformt. Wenn man Markus fragte, woraus die Realität bestehe, dachte er unwillkürlich an Deckungsbeiträge und Engpassbeseitigung: Wo ein Mangel auftrat, musste man Ressourcen allozieren; wo eine Reibung entstand, half Prozessoptimierung.

Hinter dem Tresen saß Tanja.

Der Tresen war aus furnierter Buche gezimmert, massiv, abweisend und exakt hoch genug, um dem Eintretenden klarzumachen, dass er Bittsteller war. Tanja blickte auf. Sie hatte das Telefon zwischen Schulter und Wange geklemmt, tippte mit den Fingern der rechten Hand eine Zahlenkolonne in die Zehnertastatur und musterte ihn.

Sie war vierzig Jahre alt, konventionell weiblich, blond – jenes helle, aschblonde Haar, das sportlich nach hinten gebunden war, ohne dass auch nur eine Strähne nach sorgfältiger Absicht aussah. Sie trug eine schlichte dunkelblaue Strickjacke über einem weißen T-Shirt, das die feste, trainierte Kontur ihrer Schultern und ihres Schlüsselbeins betonte. Sie war gut gebaut, auf jene unaufgeregte, robuste Weise, die man in Tennisvereinen oder auf Waldlaufstrecken findet: kein Gramm überflüssige Inszenierung, keine affektierte Eitelkeit, keine langen lackierten Fingernägel, die im Büroalltag behindert hätten. Aber sie war, wie der Volksmund im Gewerbegebiet vermutlich gesagt hätte, schlichtweg ein wenig zu attraktiv für diese Position.

„Fichte, guten Tag … nein, Herr Schulze, die Mischbatterie ist erst im Rückstand, der Großhändler liefert Dienstag. Ja. Wiederhören.“

Sie legte den Hörer auf die Gabel, strich sich mit einer kurzen, fließenden Bewegung über den Nacken und sah Markus an. Ihre Augen waren von einem kühlen, wachen Grau.

„Sie kommen wegen der Ausschreibungsunterlagen für Halle drei?“, fragte sie.

„Markus Lindemann“, sagte er und streckte die Hand über das Kantholz des Tresens. „Kaufmännische Leitung.“

Sie ergriff seine Hand. Ihr Händedruck war trocken, fest, frei von Unterwürfigkeit, aber auch frei von jener übertriebenen Festigkeit, mit der unsichere Angestellte Professionalität simulieren.

„Tanja Becker“, sagte sie.

Sie griff unter die Platte, zog eine dicke, rote Schnellheftermappe hervor und schob sie über die Buche. Und in jenem Moment, in dem die Mappe genau in der Mitte der Furnierkante zum Halten kam und ihre Fingerspitzen die Pappe noch berührten, während seine Finger bereits danach griffen, geschah es.

Es war kein Blickwechsel, der einer Regieanweisung folgte. Es war ein Riss im Gefüge.

Für die Dauer von vielleicht drei Sekunden öffnete sich jenes paradoxe, extrem instabile Vakuum, das die Soziologie nicht fassen kann, weil es sich jeder Dokumentation entzieht: der Flirt in seiner reinsten, unerträglichsten Form. Drei Sekunden lang stand im Raum, dass da zwei geschlechtsreife, erfahrene, unbeschädigt gebliebene Körper einander maßen. Die Nähe war absolut: Er roch die herbe Zitrusnote ihrer Hautcreme, sah den feinen Ansatz von Fältchen an ihren Schläfen, der von ungezählten Sommern zeugte, und spürte die schiere physische Wucht ihrer Präsenz. Zugleich war die Distanz unüberwindbar: der Tresen, sein Ehering, die rote Mappe, die Trennung von Auftraggeber und Vorzimmer, das Brummen des Kopierers im Nebenraum.

In diesen drei Sekunden lag alles. Das Versprechen eines Hotelzimmers an einer Autobahnausfahrt, das Zerreißen von Stoff, das Geräusch von nackter Haut auf kühlen Laken – und das absolute Wissen darum, dass nichts davon geschehen durfte.

Dann, mit der Präzision eines mechanischen Uhrwerks, riss der Faden.

Tanja zog die Hand zurück, griff nach einem Bleistift und notierte ein Kürzel auf einem gelben Post-it. Markus räusperte sich, schlug die Mappe probeweise auf, blickte auf das Inhaltsverzeichnis und spürte, wie das Blut in seinen Schläfen pochte.

„Vollständig bis Seite vierundvierzig“, sagte sie, ohne aufzusehen. „Die Pläne sind hinten eingeheftet.“

„Sehr gut“, erwiderte Markus. Seine Stimme klang gepresst, bürokratisch, beinahe feindselig. „Wir prüfen das bis Freitag. Vielen Dank, Frau Becker.“

Er drehte sich um, trat durch die Glasschiebetür hinaus auf den Asphalt und stieg in seinen Firmenwagen. Seine Hände am Lederlenkrad waren leicht feucht. Auf dem Beifahrersitz lag die Mappe. Markus startete den Diesel, ordnete sich in den Verkehr der Bundesstraße ein und begann, wie jeder vernunftbegabte Mann nach einem solchen Schock, augenblicklich mit der inneren Rationalisierung.

Du bist vierzig, sagte er sich. Du bist kaufmännischer Leiter. Du hast zwei Kinder, eine Frau, die im Turnverein Vorstandsarbeit leistet, und einen Bausparvertrag, der in

drei Jahren zuteilungsreif ist. Das war eine freundliche Sekretärin, die dir Unterlagen gereicht hat. Sie hat beruflich gelächelt. Sie lächelt jeden Installateur an, der morgens Dichtungsringe abholt.

Doch der Verstand eines Betriebswirts gibt sich mit moralischer Selbstzensur nicht zufrieden. Der Verstand eines Betriebswirts sucht nach Kausalitäten.

Am Abend, als seine Frau im Obergeschoss die Wäsche faltete und das leise Surren des Trockners durch die Betondecke drang, saß Markus vor seinem privaten Laptop. Er öffnete die Website der Fichte & Söhne GmbH. Unter „Team“ fand er den Inhaber, den Meister, den Bauleiter – Tanja Becker war nicht aufgeführt. Eine Vorzimmerkraft besaß auf mittelständischen Handwerker-Websites selten ein Porträt. Aber das Impressum nannte die Adresse der Geschäftsleitung: info@fichte-haustechnik.de und k.fichte@fichte-haustechnik.de.

Markus stützte das Kinn auf die Hand. Die Nomenklatur war simpel. Erster Buchstabe des Vornamens, Punkt, Nachname.

Er öffnete sein privates E-Mail-Programm. Nicht den Firmenaccount. So viel Vorsicht gebot der Selbsterhaltungstrieb.

In die Adresszeile tippte er: t.becker@fichte-haustechnik.de.

Er starrte den blinkenden Cursor an. Was schrieb man einer Frau, die man drei Sekunden lang über einen Tresen hinweg begehrt hatte, ohne sich lächerlich zu machen? Wenn man zu forsch war, drohte die Weiterleitung an die Geschäftsleitung und ein peinlicher Anruf beim eigenen Geschäftsführer. Wenn man zu distanziert blieb, wirkte man wie ein geistesgestörter Bittsteller.

Er entschied sich für jene feine, leicht ironische Schärfe, die Männer seines Schlags für Eleganz halten:

> Sehr geehrte Frau Becker,
>
> die Unterlagen sind vollständig, die Pläne präzise. Dennoch hatte ich beim Verlassen Ihres Hauses das merkwürdige Gefühl, dass wir den eigentlichen Punkt der Tagesordnung übersprungen haben. Vielleicht lag es am Tresen. Möbel dieser Art verführen zu einseitiger Kommunikation.
>
> Falls Sie gelegentlich die Kantine meiden und stattdessen einen Espresso bevorzugen, bei dem keine Heizkessel im Hintergrund summen, ließe sich das einrichten.
>
> Mit freundlichen Grüßen,
> Markus Lindemann

Er drückte auf Senden. Das Geräusch des Mailprogramms klang wie ein metallischer Riegel, der ins Schloss fiel. Markus klappte den Laptop zu, ging nach oben, putzte sich die Zähne und legte sich neben seine Frau, die bereits schlief.

Die Antwort traf am nächsten Tag um 13.42 Uhr auf seinem Telefon ein. Keine Lesebestätigung, kein förmlicher Briefkopf. Nur zwei Zeilen, gesendet von einem iPhone:

> Der Tresen schützt vor vielem, Herr Lindemann, aber nicht vor allem.
> Freitag, 19.30 Uhr, „Trattoria da Luigi“ an der Schleuse. Ich trinke keinen Espresso, sondern Wein.
> T.B.

Zwischenruf: Die Physik des Augenblicks

Der Flirt wird gemeinhin missverstanden. Die Ratgeberliteratur und die Trivialmythen der Populärkultur behandeln ihn als Prozess, als eine Art Vorspiel, als choreografierten Tanz aus Andeutung, Verheißung und schrittweiser Annäherung. Man glaubt, ein Flirt dauere Minuten, Stunden, womöglich ein ganzes Abendessen lang.

Das ist ein folgenschwerer Irrtum.

Was stundenlang dauert, ist nicht der Flirt, sondern die Verhandlung. Der eigentliche Flirt ist kein Vorgang, sondern ein Riss im Kontinuum der Zeit. Er ist ein physikalisch prekäres, zutiefst instabiles Paradoxon: die absolute Gleichzeitigkeit von maximaler Nähe und unüberbrückbarer Distanz.

In der Welt der sozialen Rollen sind wir gepanzert. Markus ist der kaufmännische Leiter; Tanja ist die Angestellte hinter dem Tresen. Beide wissen exakt, was der andere darf und was er schuldet. Die doppelte Kontingenz – jenes quälende luhmannsche Gesetz, wonach ich tue, was du willst, wenn du tust, was ich will, aber keiner weiß, was der andere erwartet – ist im Alltag durch die Institutionen stillgelegt. Man reicht Mappen herüber, man quittiert den Empfang.

Im Flirt jedoch bricht dieser Schutzwall für den Bruchteil eines Herzschlags zusammen. Die Blicke verhaken sich, und plötzlich ist alles anwesend: die Nacktheit, der Geruch des fremden Körpers, die Möglichkeit des Verrats, die Zerstörung der bürgerlichen Existenz. Es ist die maximale Verdichtung von Möglichkeit.

Aber genau deshalb kann dieser Zustand anatomisch und psychologisch nicht länger als drei Sekunden andauern. Die Dichte ist zu hoch; der atmosphärische Druck dieses Vakuums würde die beteiligten Seelen zerquetschen.

Nach drei Sekunden muss das Gebilde implodieren. Der Blick muss abreißen, die Hand muss den Bleistift greifen, der Verstand muss anspringen und das Geschehene sofort in innere Zensur, in Rationalisierung und Häme verwandeln: „Sie lächelt jeden an.“

Dass Markus danach den Rechner hochfährt und eine E-Mail konstruiert, ist kein Beweis für seine Verwegenheit, sondern für seine Hilflosigkeit. Der moderne Mann erträgt das reine Aufblitzen der Kontingenz nicht. Er kann eine Möglichkeit nicht einfach verglühen lassen wie eine Sternschnuppe über dem Gewerbegebiet. Er muss sie in einen Prozess überführen. Er muss aus dem metaphysischen Schock ein Projekt machen. Er muss ihr schreiben.

Das Wasser und das Fleisch

Die „Trattoria da Luigi“ lag nicht in der Innenstadt, wo man Kollegen oder den Nachbarn beim Einkaufen begegnen konnte, sondern am Rande eines alten Industriehafens, direkt neben einer stillgelegten Schleuse. Draußen roch es nach fauligem Flusswasser, feuchtem Teer und den ersten modernden Blättern des Oktobers. Drinnen brannte kein schummriges Kerzenlicht; Luigi betrieb sein Lokal mit jener grellen, uneitlen Beleuchtung, die italienische Gastwirte für ehrlich und deutsche Bildungsbürger für ungemütlich halten.

Tanja saß bereits an einem Tisch im hinteren Bereich, als Markus eintrat.

Sie trug eine schwarze, eng anliegende Stoffhose und einen feinen, cremefarbenen Rollkragenpullover, der ihre sportive Anmutung noch deutlicher hervortreten ließ. Das Haar trug sie offen; es fiel glatt und schwer auf ihre Schultern. Vor ihr stand ein bereits halb geleertes Glas Grauburgunder.

Als Markus sich setzte und den Mantel über die Stuhllehne legte, musterte sie ihn mit einer Gelassenheit, die ihn augenblicklich verunsicherte. Sie lächelte nicht kokett. Sie musterte ihn wie eine Bauleiterin, die prüft, ob die gelieferten Stahlträger das versprochene Maß aufweisen.

„Sie haben die Adresse geraten“, sagte sie, ohne Begrüßungsformel.

„Deduktion“, erwiderte Markus und bemühte sich um sein geschäftsmäßigstes Lächeln. „Erster Buchstabe, Nachname. Ein mittelständischer Standard.“

„Der Chef hat vor fünf Jahren versucht, mir empfang@ zuzuweisen“, sagte sie und nahm einen Schluck Wein. „Ich habe ihm gesagt, dass ich einen Namen habe und keine Funktion bin. Er hat drei Tage geschmollt, dann hat er es geändert.“

Sie bestellten. Kein Carpaccio, kein filigranes Zögern. Tanja wählte ein Rumpsteak mit Rosmarinkartoffeln, englisch gebraten. Markus, der aus diätetischen und nervösen Gründen eigentlich zu Dorade gegriffen hätte, bestellte dasselbe.

Und dann begann ein Gespräch, das Markus in dieser Form noch nie geführt hatte.

In seiner Ehe, die seit zwölf Jahren mit geräuscharmer Effizienz funktionierte, waren Gespräche längst in logistische Absprachen transformiert worden: Wer holt die Kinder vom Hockey ab? Wann kommt der Schornsteinfeger? Reicht das Fugenweiß für das Gästebad? Selbst wenn sie mit Freunden aßen, bewegte sich die Konversation in den gepflegten Bahnen von Schulpolitik, Immobilienpreisen und dem letzten Urlaub in der Bretagne.

Tanja jedoch kannte diese Schutzzonen nicht. Oder besser: Sie hatte sie hinter sich gelassen.

„Ich war mit Klaus Fichte zusammen“, sagte sie unvermittelt, während sie ihr Fleisch schnitt. Der Saft trat rot auf das Porzellan. „Vier Jahre lang. Wir hatten eine zeitlang gemeinsam über den Aufbau der Firma nachgedacht.“

Markus hielt das Messer an. „Ihrem Chef?“

„Ja. Wir waren verheiratet, eine klassische Sauerei. Ich war nach einer Scheidung allein, seine Frau fand es heraus, es gab das volle Programm: Anwälte, Drohungen, Tränen auf der Motorhaube. Nun hat er jemanden anderes...“

„Und Sie arbeiten immer noch dort?“, fragte Markus ungläubig. „Nach all dem?“

Tanja sah ihn an, und in ihren grauen Augen lag nicht der Hauch von Bitterkeit, sondern eine vollkommen abgeklärte, beinahe kühle Heiterkeit.

„Wovon soll ich denn meine Miete zahlen, Markus? Von verletztem Stolz? Ich verdiene dort dreitausend netto, ich kenne jeden Lieferanten beim Vornamen, und Klaus traut sich bis heute nicht, mir eine Gehaltserhöhung abzuschlagen, weil er jedes Mal schwitzt, wenn ich ihm die Quartalszahlen vorlege. Ich habe das Revier abgesteckt. Man muss den Dingen den Schrecken nehmen, indem man bleibt.“

Sie sprach weiter, ohne jede Scheu. Sie erzählte von ihrer Ehe, die vor vier Jahren geschieden worden war – nicht im Drama, sondern im schleichenden Verschleiß. Von ihren beiden Töchtern, sechzehn und vierzehn, die beim Vater lebten.

„Bei ihm?“, fragte Markus. In seinem bürgerlichen Wertekanon war der Verbleib der Kinder beim Vater immer noch mit dem Verdacht mütterlicher Verwahrlosung behaftet.

„Er hat das Haus behalten, den Garten, den Hund. Die Mädchen haben dort ihre Schule, ihre Reitställe, ihre Freundinnen. Was hätte ich tun sollen? Sie in eine Dreizimmerwohnung an der Bahnlinie zerren, nur um der Nachbarschaft zu beweisen, dass ich eine gute Mutter bin? Sie sind jedes zweite Wochenende bei mir. Unter der Woche habe ich Ruhe. Ich schlafe acht Stunden, ich gehe laufen, ich muss für niemanden Nudeln kochen.“

Sie sah ihn direkt an. „Und du? Wie lange schläfst du schon im Gästezimmer?“

Markus zuckte zusammen. „Ich schlafe nicht im Gästezimmer.“

„Aber du schläfst nicht mehr mit ihr.“

Es war keine Frage. Es war eine Feststellung.

Markus spürte, wie seine Abwehrmechanismen nachgaben. Vor dieser Frau, die ihr Rumpsteak kaute und ihn ohne jedes moralische Urteil ansah, war jedes Taktieren sinnlos.

„Sehr selten“, sagte er leise. „Es ist … es ist eingeschlafen. Nicht im Zorn. Wir mögen uns. Aber der Körper des anderen ist wie ein Möbelstück geworden. Man stößt sich nicht daran, aber man sieht ihn auch nicht mehr an.“

Tanja nickte langsam. „Der bürgerliche Friede. Er riecht nach Weichspüler.“

Sie tranken eine zweite Flasche Wein. Sie sprachen über Körper. Nicht abstrakt, nicht ironisch distanziert, sondern mit jener fast anatomischen Nüchternheit, zu der nur Menschen fähig sind, die die Illusionen der Jugend abgestreift haben. Markus sprach

über seine Versagensängste, über das quälende Gefühl, mit einundvierzig Jahren bereits abgewickelt zu sein, über die verbotene, unbändige Lust, noch einmal die Haut einer fremden Frau zu riechen, ihren Widerstand zu spüren, ihr Verlangen zu wecken. Tanja hörte zu. Sie korrigierte ihn nicht, sie belächelte ihn nicht. Sie erzählte von Männern, von Affären nicht erst nach der Scheidung, von der Banalität schneller Nummern auf Rückbänken und von der seltenen, kostbaren Wucht, wenn zwei Körper für eine Stunde genau wussten, was sie taten.

Als sie das Restaurant verließen, war es fast elf.

Die Luft an der Schleuse war kalt. Markus schlug den Kragen seines Sakkos hoch. Sie gingen nebeneinander her, den asphaltierten Treidelpfad entlang, direkt am Wasser. Die Oberfläche des Kanals war schwarz wie Teer, darin spiegelten sich die gelben Natriumdampflampen der gegenüberliegenden Lagerhallen. Es roch nach Diesel und nassem Kies.

Ihre Schultern berührten sich beim Gehen. Es war keine zufällige Berührung; es war jener federnde, synchrone Rhythmus zweier Menschen, deren Schrittlänge zueinander passt.

Markus spürte, wie die Vertraulichkeit des Abends in ihm gärte. Sein Verstand, dieser unverbesserliche Betriebsleiter, zog die Bilanz: Sie hatten über Sex gesprochen. Sie hatte Schwächen offenbart. Sie hatte ihm von ihren Liebhabern erzählt. Sie war alleinstehend, die Kinder waren beim Vater, die Wohnung war leer. Die Transaktion, so schien es ihm, stand kurz vor dem erfolgreichen Abschluss.

Er brachte sie zu seinem Wagen, einem Kombi mit Ledersitzen und getönten Scheiben. Sie stieg wortlos ein. Die Fahrt zu ihrer Wohnung – ein unspektakulärer Backsteinbau aus den neunziger Jahren in einer ruhigen Seitenstraße – dauerte zehn Minuten. Im Auto sprachen sie nicht. Die Stille war aufgeladen, dickflüssig, sirupartig.

Er parkte am Straßenrand unter einer erloschenen Laterne. Er schaltete den Motor aus. Das Armaturenbrett erlosch; nur die kleine, rote Diode der Alarmanlage blinkte im Sekundentakt.

Markus drehte sich zu ihr. Sein Herz schlug bis zum Hals. Er hob die rechte Hand, führte sie an ihre Wange, strich über die feine, kühle Haut ihrer Schläfe und beugte sich vor, um ihren Mund zu suchen.

Tanja wich nicht zurück. Sie zuckte nicht zusammen.

Sie hob einfach ihre linke Hand, fing sein Handgelenk mit festem, ruhigem Griff ab und hielt es in der Luft an.

Ihre Augen waren im Halbdunkel vollkommen klar.

„Nein, Markus“, sagte sie.

Ihre Stimme war nicht laut, nicht empört, nicht erschrocken. Sie klang vollkommen ruhig, fast beiläufig, wie die Ansage einer Stationsansage im Regionalzug.

Markus verharrte. Seine Hand hing zwischen ihnen, gehalten von ihren kühlen Fingern.

„Was … warum?“, stammelte er. Die Frustration brach aus ihm heraus, gepaart mit der tiefen Kränkung des Mannes, der glaubt, alle Vorleistungen erbracht zu haben. „Tanja, nach allem, worüber wir geredet haben? Wir sitzen seit vier Stunden da, wir haben über alles gesprochen, du weißt genau, was ich will, und du willst es doch auch!“

Tanja ließ sein Handgelenk los. Sie wandte sich ihm nicht ab, aber sie rückte auch keinen Millimeter näher.

„Natürlich will ich es“, sagte sie schlicht. „Ich bin vierzig, Markus, ich bin nicht tot. Dein Hemd riecht gut, du hast schöne Hände, und ich habe seit drei Monaten niemanden mehr angefasst.“

„Und warum dann nicht?“, drängte er. Seine Stimme überschlug sich fast. „Deine Wohnung ist da oben. Es sieht uns niemand. Wir sind erwachsene Menschen!“

Tanja sah ihn an. In ihrem Blick lag ein tiefes, fast mütterliches Erbarmen, das ihn härter traf als jede Ohrfeige.

„Weil ich diesen Film schon bis zum Abspann kenne, Markus. Jede einzelne Szene.“

Sie zog ihren Mantel enger um die Schultern.

„Du kommst jetzt mit nach oben. Wir trinken keinen Kaffee mehr, wir fallen im Flur übereinander her. Es wird wahrscheinlich ziemlich gut, weil wir beide ausgehungert sind. Dann liegst du um zwei Uhr nachts in meinem Bett, starrst an die Raufasertapete und fängst an zu schwitzen, weil du überlegst, was du deiner Frau erzählst. Am nächsten Tag schreibst du mir, wie überwältigend es war. Nach drei Tagen bekommst du Panik, weil du Angst hast, dass ich bei Fichte am Tresen stehe und dein Geschäftsführer vorbeikommt. Nach zwei Wochen fängst du an, die Treffen logistisch zu planen wie eine Inventur. Und nach drei Monaten sitzt du bei Luigi und erklärst mir mit feuchten Augen, dass du deine Kinder nicht verlassen kannst.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich habe das oft genug durchgezogen. Ich brauche keine Wiederholung. Und vor allem: Ich brauche keinen verheirateten Mann, der seinen bürgerlichen Stillstand mit meinem Körper kurieren will.“

Sie griff nach dem Türöffner. Die Innenbeleuchtung des Wagens sprang an – grell, unbarmherzig, kalt.

„Es war ein schöner Abend“, sagte sie sanft. „Das Essen war gut. Das Gespräch war ehrlich. Lass es dabei. Mach es nicht kaputt.“

Sie stieg aus, schlug die Wagentür mit einem satten, metallischen Klacken zu und ging die Stufen zum Hauseingang hinauf. Sie drehte sich nicht noch einmal um.

Markus blieb allein im Wagen zurück. Er starrte auf das Lenkrad. Seine Handflächen brannten. Er fühlte sich nackt, entblößt, abgewiesen – und zugleich seltsam, beschämend wach.

Zwischenruf: Die Verwechslung von Vertraulichkeit und Verfügbarkeit

Der Bildungsbürger leidet an einem chronischen Hermeneutik-Wahn: Er glaubt, dass Verstehen und Verfügen identisch seien.

Wenn Markus mit Tanja über das Scheitern ihrer Ehen spricht, über die Verödung des Fleisches und die Anatomie der Lust, dann verbucht sein kalkulierender Verstand diese Offenheit als Anzahlung. Er unterliegt dem Gesetz der Reziprozität: Wer Intimität im Geiste gewährt, muss sie folgerichtig auch im Fleische einlösen. In den Augen des Controllers ist ein vertrauliches Gespräch die Phase zwei eines Akquisitionsprozesses; der Vollzug im Bett ist lediglich das Closing.

Doch Tanja gehört einer anderen Schule an. Sie ist durch die Hölle der Asymmetrie gegangen – jene spezifische Vorzimmerhölle, in der eine Frau die Geliebte des Chefs ist, während die Ehefrau die Repräsentationspflichten wahrnimmt und die Firma weiterläuft, als sei nichts geschehen. Sie hat gelernt, dass Intimität und Verfügbarkeit zwei völlig verschiedene Währungen sind.

Tanjas Nein im Auto ist keine Prüderie. Die Prüde sagt Nein, weil sie den Körper fürchtet. Tanja sagt Nein, weil sie ihn kennt.

Ihre Verweigerung ist ein Akt radikaler bürgerlicher Statik. Sie weiß, dass der Seitensprung die Ehe nicht gefährdet, sondern stabilisiert – als schmutziges kleines Überdruckventil, das es Männern wie Markus erlaubt, ihre geordneten Verhältnisse weitere zehn Jahre zu ertragen. Sie weigert sich, diese Dienstleistung zu erbringen. Sie weigert sich, die Sanierungsbeauftragte für sein seelisches Defizit zu sein.

Indem sie Nein sagt, rettet sie den Abend vor der Banalität. Ein Vollzug hätte das Treffen auf das Niveau eines Hotelzimmer-Unfalls herabgestuft, über den man am nächsten Morgen mit schlechtem Gewissen nachgrübelt. Das Nein jedoch verleiht dem Gespräch eine unzerstörbare Monumentalität. Es bleibt unvollendet – und damit unvergänglich.

Doch Markus, der Mann der Tat, kann das nicht begreifen. Für ihn ist ein unvollendeter Vertrag ein Mangel. Er kann nicht akzeptieren, dass eine Frau die Glut betrachten will, ohne das Haus anzuzünden. Und so greift er, kaum dass er zu Hause angekommen ist, zum nächsten Werkzeug der Zermürbung: dem Mobiltelefon.

Das digitale Belagerungsheer

Das Duell dauerte elf Tage. Es fand nicht auf Plattformen statt, die mit blauen Häkchen den Verrat des Lesens dokumentieren, sondern im archaischen, trockenen Raum der klassischen SMS.

Markus begann am Samstagmittag, während seine Frau im Garten die Hortensien zurückschnitt.

Markus · 11:42

Ich habe die halbe Nacht nicht geschlafen. Du hast gestern ein Urteil über mich gefällt, das nicht stimmt. Ich wollte dich nicht „benutzen“. Ich wollte dich.

Die Antwort kam vier Stunden später.

Tanja · 15:18

Ich weiß. Das ist das Problem. Genieß das Wochenende mit deiner Familie, Markus.

Am Sonntagabend, als der Tatort im Fernsehen lief und das Haus in die depressive Stille des Vor-Montags sank:

Markus · 22:04

Wir können das nicht einfach so stehen lassen. Da war etwas zwischen uns am Kanal. Du hast es genauso gespürt wie ich. Lass uns nächste Woche noch einmal reden. Ohne Essen. Nur eine Stunde.

Tanja · 22:19

Wir haben geredet. Vier Stunden lang. Es war alles gesagt. Es bleibt beim Nein.

Am Dienstag gab Markus jede Deckung auf. Der Controller, der gewohnt war, Lieferanten durch zähe Nachverhandlungen in die Knie zu zwingen, verlor die Geduld. Seine Nachrichten wurden länger, drängender, entkleideten sich jeder bürokratischen Höflichkeit:

Markus · 14:3

Hör auf mit dieser verdammten Festungshaltung. Du tust so, als wärst du über alles erhaben. Du willst es doch auch. Ich kriege dein Bild am Tresen nicht aus dem Kopf, deine Schultern, deine Augen. Ich fahre nächsten Donnerstag nach Frankfurt, Seminar. Komm mit. Ein Hotel, niemand erfährt es. Nur wir zwei.

Tanja antwortete erst am nächsten Morgen, um sieben Uhr, vor Dienstbeginn:

Tanja · 07:02

Ich bin nicht über alles erhaben, Markus. Ich bin nur erwachsen. Ich fahre nicht nach Frankfurt. Ich schlafe nicht mit dir. Finde dich damit ab.

Markus las die Nachricht dreimal auf dem Firmenparkplatz. Er spürte eine Wut, die er nicht einordnen konnte – eine Wut, die sich nicht gegen Tanja richtete, sondern gegen die unerschütterliche Symmetrie ihrer Abwehr. Sie beleidigte ihn nicht. Sie blockierte ihn nicht. Sie drohte nicht mit Konsequenzen. Sie stand einfach da wie eine tragende Wand aus Stahlbeton. Jedes seiner drängenden Ja prallte an ihrem lakonischen Nein ab, verlor an kinetischer Energie und fiel zu Boden.

Er versuchte es mit Sarkasmus:

Markus · 19:45

Bist du immer so unbarmherzig? Oder ist das die Fichte-Schule?

Tanja · 20:12

Das ist die Schule des Lebens, Markus. Man spart sich eine Menge Tränen, wenn man Türen zuschlägt, bevor der Zug drüberfährt. Und: Ich bin keine Wunscherfüllerin.

Am Freitagabend, nach einem Glas Whiskey im Arbeitszimmer, schrieb er die letzte verzweifelte Offensive:

Markus · 23:15

Ich will deinen Körper, Tanja. Verdammt noch mal. Ist das so schwer zu verstehen?

Ihre Antwort traf nach fünf Minuten ein. Sie war die kürzeste des gesamten Austauschs:

Tanja · 23:20

Nein. Es ist sehr leicht zu verstehen. Aber du kriegst ihn nicht. Schlaf gut.

Danach schrieb er nicht mehr.

Nicht, weil sein Begehren erloschen wäre, sondern weil er begriff, dass jede weitere Nachricht ihn tiefer in die Lächerlichkeit treiben würde. Sie hatte gewonnen – nicht durch Überlegenheit, sondern durch die schiere, unbewegliche Masse ihrer Verweigerung.

Die Wochen vergingen. Der November brachte nasskalten Nebel über das Gewerbegebiet; im Dezember schloss Markus die Jahresbilanz ab; im Januar feierte sein ältester Sohn Konfirmation.

Nach sechs Wochen, an einem verregneten Sonntagnachmittag im Februar, als die Monotonie seines Lebens ihn wieder wie eine feuchte Wolldecke erstickte, zog er das Telefon hervor.

Markus · 16:40)

Ich denke manchmal an den Kanal.

Die Antwort kam am Dienstagmorgen:

Tanja · 09:15

War auch schön. Lass es gut sein, Markus.

Im Juni, als die Sommerhitze auf dem Asphalt der Bundesstraße flimmerte, schickte er ihr ein Foto einer Baustelle, an der er vorbeifuhr – ein Witz über falsch verlegte Abwasserrohre. Sie antwortete mit einem Daumen nach oben. Kein Text.

Zum Jahreswechsel tippte er:

Markus · 00:12

Tanja, gutes neues Jahr.

Tanja · 11:30

Dir auch, Markus. Alles Gute für dich und deine Familie.

Die Intervalle dehnten sich. Aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monate. Die Geschichte fand keinen Abschluss, keinen Knall, keine Tränen. Sie läpperte aus, verlor sich im Rauschen des Alltags wie ein Radiosender, dessen Signal hinter einer Hügelkette schwächer wird, bis nur noch statisches Rauschen bleibt.

Epilog: Die Gnade des Unvollendeten

In einer Wirtschaftsordnung, die von Markus und seinesgleichen verwaltet wird, gilt das Nicht-Realisierte als Verlust. Eine nicht getätigte Investition ist verschenkter Ertrag; ein nicht geschlossener Vertrag ist vergebliche Mühe. Die gesamte bürgerliche Existenz ist darauf abgerichtet, Möglichkeiten in Fakten zu verwandeln, Potenziale auszuschöpfen und das Unbestimmte dingfest zu machen.

Doch das Begehren gehorcht nicht den Gesetzen der Betriebswirtschaftslehre.

Hätte Tanja nachgegeben, wäre aus jener Nacht an der Schleuse eine Affäre geworden. Eine Affäre mit Kalenderabgleichen, heimlichen Anrufen im Auto, Hotelrechnungen mit gefälschten Firmenadressen und der unvermeidlichen, zersetzenden Schuld. Sie hätten einander nach sechs Monaten mit jener Mischung aus Gereiztheit und Verlegenheit angesehen, die allen Heimlichkeiten innewohnt, und am Ende wäre nichts geblieben als der bittere Geschmack des Verrats und die Erkenntnis, dass auch Tanjas Haut nach dem zehnten Mal nur noch Haut war.

Ihr Nein hat das verhindert.

Ihr Nein hat das Begehren in jenem Zustand konserviert, in dem es am reinsten ist: im Zustand der Möglichkeit. Markus wird diese Frau nie vergessen. Er wird sie nicht vergessen, weil er sie nie besessen hat. Sie bleibt in seinem Gedächtnis stehen wie eine antike Säule – unberührt von der Banalität des Fleisches, frei vom Verschleiß des Alltags, für immer vierzig Jahre alt, blond, sportlich, mit kühlen grauen Augen hinter einem Tresen aus Buchenfurnier.

Ein Dienstagnachmittag im Mai, fast ein Jahr nach der ersten Begegnung.

Markus war auf dem Rückweg von einer Besprechung im Nachbarort. Er fuhr die Umgehungsstraße entlang, die am Gewerbegebiet Nord vorbeiführte. Es war kurz nach vier; die Sonne stand tief und warf lange, schräge Schatten auf den Beton.

An der Kreuzung zur Industriestraße musste er halten. Die Ampel stand auf Rot.

Rechts von ihm lag das Betriebsgelände der Fichte & Söhne GmbH. Auf dem Hof standen die weißen Lieferwagen, die Monteure luden Werkzeugkisten ab, die Luft roch nach Schweiß und Feierabend.

Markus sah hinüber zur Fensterfront des Bürotrakts.

Hinter der großen Glasscheibe, im hellen Licht einer Schreibtischlampe, sah er eine Silhouette. Tanja. Sie trug eine weiße Bluse, das blonde Haar hochgesteckt. Sie hielt den Telefonhörer an die Schulter geklemmt, tippte etwas in die Tastatur und lachte – ein freies, unbeschwertes Lachen, das man durch das Glas nicht hören, aber deutlich sehen konnte.

Markus saß am Steuer. Seine Hände lagen ruhig auf dem Leder.

Sie blickte für den Bruchteil einer Sekunde aus dem Fenster, sah den Verkehr auf der Bundesstraße, sah die wartenden Autos. Aber sie sah ihn nicht. Für sie war er nur ein schwarzer Kombi unter vielen, ein Teil des endlosen Stroms, der am Gewerbegebiet vorbeizog.

Die Ampel sprang auf Gelb. Dann auf Grün.

Markus griff nicht nach seinem Telefon. Er tippte keine Nachricht. Er überlegte nicht, den Blinker zu setzen und auf den Hof zu fahren.

Er legte den ersten Gang ein, ließ die Kupplung kommen und beschleunigte. Als er in den vierten Gang schaltete und der Wagen auf die Schnellstraße einbog, spürte er in seiner Brust jenes seltsame, schmerzhafte, aber vollkommen klare Ziehen – das Phantomschmerz-Gefühl eines Mannes, der begreift, dass die schönste Form der Liebe manchmal darin besteht, dass jemand stark genug ist, Nein zu sagen.

Die Geometrie des Vorzimmers

Das Ufer, das Kataster und das Panoptikum

Die Landesoberbehörde für Gewässerschutz und Liegenschaften residierte in einem wilhelminischen Sandsteinbau, dessen Gänge den Geruch von Bohnerwachs, feuchtem Linoleum und der geduldigen Verwesung von Papier verströmten. Die Decken waren vier Meter hoch; wer hier sprach, sprach automatisch mit jener gedämpften Resonanz, die das Beamtentum für Respekt vor dem Staat hielt.

Vor allem aber war dieses Gebäude ein optischer Apparat. Die Gänge waren schnurgerade, die Glastüren der Vorzimmer durchsichtig, und hinter jedem Aktendeckel saß ein Mensch, dessen berufliche Kernkompetenz im Auffinden von Formfehlern bestand. Eine Behörde verzeiht vieles – Trägheit, Inkompetenz, Haushaltsüberschreitungen –, aber sie verzeiht niemals das Unerklärliche. Wo hundert Sachbearbeiter den ganzen Tag Vorschriften auslegen, wird jede Geste, jedes Lachen im Kopierraum und jedes Abweichen vom gewohnten Schrittmaß mit der Schärfe eines juristischen Gutachtens seziert. Aus einem zufällig gewechselten Blick wird ein Verdacht, aus dem Verdacht ein Indiz, und am nächsten Morgen gilt das erfundene Indiz in der Teeküche als bewiesene Gewissheit.

Dr. Katharina von Bergen, siebenundvierzig Jahre alt, führte dieses Haus seit vier Jahren. Sie wusste um das Panoptikum. Sie wusste, dass Frau Meissner aus dem Vorzimmer an der Art, wie Katharina morgens ihren Schirm in den Ständer stellte, ablas, wie die Stimmung im Ministerium war. Katharina war groß gewachsen, trug das dunkle Haar kurz und präzise geschnitten, kleidete sich in Hosenanzüge aus grauem oder nachtblauem Tuch und vermied jede private Regung wie eine verunreinigte Probe. Ihre Ehe mit einem Richter am Oberlandesgericht war vor einem Jahrzehnt kinderlos geschieden worden – ein Vorgang, den sie mit derselben diskreten Präzision abgewickelt hatte wie eine Haushaltskonsolidierung. Ihr Schutzschild war ihre vollkommene Unnahbarkeit.

Julian Vogt war zweiunddreißig Jahre alt und saß im zweiten Stock, Zimmer 214, Dezernat 3: Wassernutzungsrechte und Katasterwesen. Seine Planstelle war E 11, TVöD. Er trug braune Halbschuhe, verwaschene Chinos und feine Merinopullover über offenstehenden Hemdkragen. Julian besaß ein Diplom in Hydrologie, war Jahrgangsbester gewesen und hätte jede wissenschaftliche Laufbahn einschlagen können. Stattdessen hatte er sich auf einer Sachbearbeiterstelle eingerichtet wie ein Wanderer in einer Schutzhütte. Er erledigte schwierige wasserrechtliche Feststellungsverfahren mit einer irritierenden Beiläufigkeit, verweigerte jedoch beharrlich jede Abordnung ins Ministerium.

Der Betriebsausflug im Mai war als „interdisziplinärer Wandertag“ deklariert worden: sechs Kilometer Fußweg entlang der Aueniederung, gefolgt von einer Einkehr in einem Ausflugslokal.

Katharina von Bergen marschierte an der Spitze der Kolonne, flankiert von zwei Abteilungsleitern. Nach drei Kilometern verengte sich der Pfad. Schotter wich feuchtem Uferschlamm, Weiden bogen ihre Zweige tief über das trübe, träge fließende Wasser. Die

Kolonne zog sich auseinander. Die Abteilungsleiter fielen zurück, um ihre nassen Schuhe zu begutachten, doch dreißig Meter hinter ihnen ging die Hauptmasse des Personals: ein Heer aufmerksamer Augen, das den Rücken der Präsidentin nicht aus den Augen ließ.

Plötzlich ging Julian Vogt neben ihr.

Er hielt die Hände lässig in den Taschen seiner Wachsjacke, schaute auf die Flussbiegung und sagte, ohne sie anzusehen: „Die Spundwand dort drüben steht seit vierzig Jahren schwarz, Frau Präsidentin."

Katharina verlangsamte den Schritt. Sie spürte sofort, wie die Kolonne hinter ihnen das Tempo drosselte. Sie hörte das Rascheln von zwanzig Windjacken, das gedämpfte Gemurmel, das schlagartig abebbte.

„Dezernat 3, Herr Vogt?", fragte sie mit jener Amtsstimme, die Untergebene gewöhnlich dazu brachte, ihre Haltung zu straffen.

„Genau da", sagte er ungerührt. „1984 gesetzt. Eigentlich ein gravierender Eingriff in das Retentionsbecken. Der damalige Oberbürgermeister wollte dort seinen Bootssteg sichern. Ein klarer Rückbaufall nach Landeswassergesetz."

„Und weshalb liegt mir dazu keine Verfügung vor?"

Julian blieb stehen. Katharina hielt ebenfalls an. Und mit ihnen blieb – in diskretem Abstand von zwanzig Metern – die Vorhut der Abteilung stehen: Regierungsrat Eberle nestelte plötzlich an seiner Schnürsenkeln, während die Referentin für Öffentlichkeitsarbeit so tat, als fotografiere sie eine Schafgarbe am Wegesrand. In Wahrheit waren alle Ohren auf Empfang gestellt.

Julian drehte sich zu ihr. Seine Augen waren hellbraun, fast bernsteinfarben, und er sah sie direkt an – ohne das nervöse Blinzeln, mit dem Sachbearbeiter sonst auf die Behördenleitung reagierten.

„Weil der Oberbürgermeister seit fünfzehn Jahren tot ist", sagte er ruhig, aber laut genug, dass der Wind den Klang seiner Stimme zu den Wartenden tragen konnte. „Und weil der Fluss die Bucht hinter der Spundwand längst versandet hat. Die Natur hat den Rechtsbruch geheilt, Frau von Bergen. Eine Verfügung würde nur Papier produzieren und dreihunderttausend Euro kosten. Manchmal ist die Hydrologie klüger als die Verwaltungsvorschrift."

In diesem Moment geschah es.

Es dauerte nicht länger als vier Sekunden. Die Mittagssonne brach durch die Weidenkrone und zeichnete scharfe Lichtkanten auf Katharinas Wange. Julian stand eine halbe Armlänge vor ihr. Er roch nach feuchter Wolle, herber Seife und dem kalten Tabak einer Zigarette. Sie sah das unrasierte Kinn, die Gelassenheit seiner Lippen, die absolute Verweigerung jeder Unterwerfung.

Und Julian sah die Frau hinter der Insignie: den feinen Schnitt ihres Schlüsselbeins unter dem Kragen der Funktionsjacke, die zarte Linie kleiner Fältchen um ihre dunklen Augen,

die Einsamkeit einer Frau, die es gewohnt war, immer das letzte Wort zu haben, und die gerade feststellte, dass sie keines hatte.

Ein Riss im Gefüge. Das jähe, atemberaubende Zugleich von extremer Nähe und institutioneller Ferne.

Doch im selben Atemzug sah Katharina aus dem Augenwinkel den Blick von Eberle. Es war kein harmloser Blick. Es war der Blick eines Mannes, der eine Unregelmäßigkeit notierte. Ein Sachbearbeiter sprach die Präsidentin ohne Anrede an? Sie widersprach nicht sofort? Warum neigte sie den Kopf um drei Grad zur Seite?

Das Urteil der Belegschaft brauchte keine Beweise; es brauchte nur diesen Spalt. Schon morgen würde es heißen, der junge Vogt nehme sich Freiheiten heraus, die ihm nicht zustanden – oder schlimmer: die Präsidentin habe eine Schwäche für den Querkopf aus Dezernat 3.

Der Flirt implodierte unter dem Gewicht des beobachtenden Kollektivs.

„Herr Vogt“, sagte Katharina, und ihre Stimme schnitt durch die Frühlingsluft wie Blech, laut, unmissverständlich, für alle Ohren im Umkreis von dreißig Metern bestimmt. „Wir sind nicht dafür bezahlt, Nachsicht mit Gewässern zu üben. Sie fertigen mir dazu bis Montag einen präzisen Prüfvermerk nach Aktenlage. Im Dienstweg über Ihren Referatsleiter.“

Julian verstand sofort. Seine Augenbraue zuckte kurz empor. Er sah den Vorbau der Kollegen hinter sich, sah das gespannte Warten auf den Ausgang der Szene.

„Sehr wohl, Frau Präsidentin“, erwiderte Julian, zog die Hand wieder in die Tasche und trat mit einer übertrieben korrekten, fast persiflierenden Verbeugung zur Seite, um den schnaufenden Regierungsrat Eberle vorbeizulassen.

Zwischenruf: Die Tyrannei der gegebenen Form

Die bürokratische Diensthierarchie ist das wirksamste Beruhigungsmittel gegen die existenzielle Angst vor der Formlosigkeit – aber sie ist zugleich ein Tribunal der Überwachung.

Innerhalb der Amtsstube herrscht vollkommene Klarheit: Die Besoldungsgruppen B 4 und E 11 wissen exakt, was sie voneinander zu erwarten haben. Die Dienstform regelt die Anrede, die Sitzordnung, das Maß des erlaubten Widerspruchs und die physische Distanz. In dieser Form ist das Individuum geschützt; es muss sich nicht erfinden, es muss nur seine Planstelle ausfüllen.

Doch genau diese Segnung erweist sich als verhängnisvoll, sobald zwei Körper aufeinandertreffen: Die gegebene Hierarchie gibt dem Leben eine Form und verunmöglicht zugleich die Form der Beziehung für jede informelle Begegnung.

Zwischen Gleichen – zwei Fremden an einer Haltestelle – existiert keine Vorgabe. Sie müssen das Wagnis eingehen, eine Beziehung aus dem Nichts zu schöpfen. Sie können eine eigene, fehlerhafte Grammatik stiften, und niemand sieht ihnen dabei zu.

Zwischen der Präsidentin und ihrem Sachbearbeiter hingegen ist der Raum bereits besetzt – nicht nur von Paragrafen, sondern von den Augen der Anderen. Das behördliche Umfeld duldet keine Formlosigkeit. Wo immer Hierarchie herrscht, operieren die Untergebenen als ein gewaltiger, dezentraler Geheimdienst: Jede Irregularität wird sofort gedeutet, gewichtet und moralisch aufgeladen. Wenn Katharina und Julian am Flussufer stehen und das Begehren aufblitzt, finden sie keinen freien Raum vor. Jeder Schritt ins Private steht sofort unter dem Verdacht der Korruption oder der Lächerlichkeit.

Die Hierarchie verbietet das Informelle nicht nur durch Vorschriften; sie verbietet es durch die soziale Ächtung des Klatsches. Man kann die Dienstform nicht einfach abstreifen wie ein Sakko. Wer versucht, aus der Hierarchie in die informelle Begegnung zu springen, stürzt nicht in die Freiheit, sondern vor das Tribunal der Kollegen, die aus jedem Hauch eines Indizes ein Todesurteil für die Reputation zimmern. Weil ihnen in der physischen Realität kein unbeobachteter Boden bleibt, müssen sie auf das einzige Medium ausweichen, das die Illusion von Unsichtbarkeit verspricht: den asynchronen Bildschirm.

Das Hotel in Kassel und die Ökonomie des Schweigens

Die elektronische Auseinandersetzung begann drei Wochen später auf einem privaten Messenger.

Es war ein Freitag, 22.38 Uhr. Katharina saß in ihrer Altbauwohnung bei einem Glas Barolo und korrigierte Haushaltsentwürfe. Das private Telefon vibrierte auf dem Tisch.

Julian · 22:38

Der Prüfvermerk liegt seit vierzehn Tagen in Ihrem Vorzimmer. Frau Meissner hütet ihn wie den Staatsschatz. Sie hat mich heute beim Gang zur Kaffeemaschine gemustert, als hätte ich die Kasse geplündert.

Katharina hielt den Stift an. Frau Meissner. Natürlich. Die Chefsekretärin hatte den Vermerk nicht einfach weitergeleitet; sie hatte die Seitenzahl gezählt, die Randbemerkungen registriert und vermutlich längst in der Kantine fallengelassen, dass der Vogt aus Dezernat 3 auffallend direkte Vorlagen an die Hausleitung verfasste.

Katharina antwortete nicht.

Sie ließ die Nachricht eine ganze Nacht liegen. Den Samstag. Den Sonntag. Es war die klassische Kampfform der Amtsleiterin: das Schweigen als Hoheitsakt. Wer schweigt, setzt den Rahmen. Wer nicht reagiert, zwingt den anderen, in der Ungewissheit zu schmoren.

Erst am Montagmorgen, um exakt 07.12 Uhr, während sie auf den Dienstwagen wartete, tippte sie:

Katharina · 07:12

Frau Meissner tut ihre Pflicht, Herr Vogt. Ihre Vorlage war formell mangelhaft.

Die Antwort kam nach vierunddreißig Sekunden.

Julian · 07:13

Sie haben siebzig Stunden gebraucht, um Frau Meissners Argusaugen zu rechtfertigen, Frau von Bergen. Für eine Behördenleiterin ist das eine bemerkenswerte Reaktionszeit.

Katharina sog scharf die Luft ein. Sie tippte nichts mehr. Das Duell war eröffnet, doch die Geister der Behörde saßen mit am Display.

Die Konferenz in Kassel bot den Anlass zum Zusammenstoß. Eine bundesweite Fachtagung zum Hochwasserschutz. Der Leiter des Dezernats 3 hatte sich zwei Tage vor der Abreise bei einem Fahrradsturz das Handgelenk gebrochen. Katharina brauchte einen Fachmann für die strittigen Paragrafen der Flussbettverordnung – und der einzige im Haus, der die Richtlinien im Schlaf beherrschte, war Julian Vogt.

Schon die Abreise war von Vorsicht diktiert. Als Julian mit seinem Rucksack die Eingangshalle der Behörde betrat, stand dort Oberregierungsrat Dr. Schramm.

„Sie fahren mit der Präsidentin, Vogt?“, hatte Schramm mit einem säuerlichen Lächeln gefragt, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. „Im Dienstwagen?“

„Ich fahre mit der Regionalbahn, Herr Dr. Schramm“, hatte Julian trocken erwidert. „Zweite Klasse. Mit Umstieg in Bebra.“

Schramms Lächeln war verblasst, aber die Botschaft war klar gewesen: Wir zählen eure Schritte.

Im Kongresshotel – einem wuchtigen Kasten aus Waschbeton und Rauchglas – trafen sie im Plenum aufeinander. Katharina leitete eine Podiumsdiskussion. Als ein Vertreter des Bundesumweltministeriums eine komplizierte Klausel über Alt-Rechte ins Feld führte, ergriff Julian aus der dritten Reihe das Wort. Ohne Manuskript zerlegte er die Argumentation des Ministerialen in drei Minuten.

Katharina sah von ihrem Podium herab. Sie sah aber auch die drei Delegierten ihres eigenen Hauses in Reihe fünf: Sie steckten die Köpfe zusammen, flüsterten, blickten abwechselnd zu Julian und zu ihr herauf. Jede Anerkennung, die sie ihm jetzt zollte, würde im Hausbericht als Bevorzugung gewertet werden. Sie nickte ihm daher lediglich mit frostiger Neutralität zu: „Danke, Herr Vogt. Der Punkt ist protokolliert.“

Um 22.45 Uhr trafen sie sich an der Hotelbar. Die anderen Tagungsgäste waren in die Stadt gezogen. Die Bar war fast leer – bis auf zwei Sachbearbeiterinnen aus dem Ministerium für ländlichen Raum, die am Ecktisch saßen und auffällig unauffällig zu ihnen herüberäugten.

Julian trank herbes Pils aus der Flasche. Katharina saß auf einem Barhocker, das Sakko über die Lehne gehängt, und trank Gin Tonic. Sie saßen im Halbprofil zu den Kolleginnen am Ecktisch. Katharina spürte die Blicke wie Nadelstiche im Nacken.

„Sie haben den Mann aus Bonn lächerlich gemacht“, sagte sie leise.

„Er hat Unsinn geredet“, erwiderte Julian. Er musterte sie. „Und Sie haben sich gelangweilt, Katharina.“

Es fiel ohne Ankündigung: Katharina.

Sie zuckte nicht zusammen, aber sie warf einen schnellen, kontrollierten Blick zum Ecktisch. Hatten die beiden Frauen es gehört? „Sie überschreiten Grenzen, Herr Vogt. Und Sie vergessen, wo wir sind.“

„Wir sind hundertfünfzig Kilometer von der Dienststelle entfernt“, sagte er leise. „Aber Sie sitzen hier, als stünde Frau Meissner mit dem Stenoblock hinter Ihnen. Trinken Sie aus. Reden wir über etwas, das nicht im Bundesgesetzblatt steht.“

Sie blieben bis halb zwei. Als die Kolleginnen am Ecktisch endlich zahlten und gingen – nicht ohne Katharina einen übertrieben devoten Gruß zuzuwerfen –, fiel eine unsichtbare Rüstung von ihnen ab. Katharina sprach über die Leere nach ihrer Scheidung, über die Sonntage in ihrer Wohnung, an denen das Parkett knarrte und niemand da war, der den Lärm des Tages dämpfte.

Im Fahrstuhl zum vierten Stock standen sie nebeneinander. Die Spiegelwände vervielfachten ihre Körper. Als der Aufzug hielt, gingen sie den Teppichgang hinunter.

Ihre Zimmer lagen sich gegenüber: 408 und 411.

Julian blieb vor seiner Tür stehen. Er steckte die Zimmerkarte nicht in das Schloss. Er trat ganz nah an sie heran, drehte sich um und sah sie an. Der Geruch von Malz und kühlem Wind ging von ihm aus.

„Komm mit rein“, sagte er leise.

Katharina stand da. Ihr Körper reagierte mit einer Wucht, die ihren Verstand für Sekunden lahmlegte. Sie brauchte nur diesen einen Schritt zu tun.

Doch im selben Moment klickte am Ende des langen Korridors eine Tür. Ein gedämpftes Lachen, Schritte auf dem Teppich. War es Schramm? War es jemand aus der Personalabteilung?

Die Angst fuhr ihr wie Eiswasser in die Glieder. Ein einziger Zeuge auf diesem Flur, der sah, wie die Behördenleiterin um zwei Uhr morgens im Zimmer eines 32-jährigen Sachbearbeiters verschwand – und ihre Autorität wäre pulverisiert. Bis zum nächsten Mittag wüsste es die gesamte Liegenschaftsabteilung; bis zum Abend läge ein anonymer Hinweis im Ministerium vor: Verdacht auf Begünstigung, ungebührliches Verhalten, Dienstaufsichtsbeschwerde. Das Getuschel würde sie erdrücken. Man würde nicht von Liebe sprechen, sondern von einem Skandal.

Sie hob die Hand, legte die Fingerspitzen ganz kurz an seine Wange und zog sie sofort zurück, als verbrenne sie sich.

„Nein, Julian“, sagte sie. Ihre Stimme war belegt, aber fest. „Wir sind im Dienst.“

Er sah sie an. Kein Zorn. Nur ein müdes Lächeln.

„Nicht das Amt hat Angst vor mir, Katharina“, sagte er leise. „Du hast Angst vor den Schatten auf dem Flur.“

Er zog die Karte durch den Schlitz, drückte die Klinke und ging hinein. Die Tür fiel ins Schloss.

Katharina ging in Zimmer 411. Sie setzte sich auf die Bettkante.

Um 02.16 Uhr vibrierte das Telefon:

> Julian · 02:16
>
> *Du hast nicht das Amt geschützt. Du hast dich vor den Spionen geduckt. Du lebst im Gefängnis deiner eigenen Leute.*

Sie tippte drei Entwürfe. Sie löschte alle drei. Sie schaltete das Gerät auf Flugmodus. Das Schweigen war ihre letzte Bastion gegen den Wahnsinn des Verdachts.

Zwischenruf: Das Schweigen als Währung

Im asynchronen Medium wird die Zeit zur Waffe – und zum einzigen Versteck.

Katharina nutzt das Schweigen, um die Grenzen wieder aufzurichten, die im Hotelflur fast eingestürzt wären. Doch das Schweigen ist nicht nur eine Strategie gegenüber Julian; es ist eine Notwehr gegen das Panoptikum.

In einer hierarchischen Institution existiert kein privater Raum. Jeder Mitarbeiter ist ein potenzieller Kronzeuge in einem Prozess, der niemals offiziell eröffnet wird, dessen Urteil aber in der Kantine vollstreckt wird. Der Verdacht benötigt keine Tatsachen; er ernährt sich von Indizien, die er selbst erfindet: Haben Sie gesehen, wie er sie ansah? Warum wurde sein Antrag so schnell bewilligt?

Julian glaubt, die Asymmetrie zwischen ihnen sei eine Frage von Macht und Alter. Er irrt. Die wahre Asymmetrie liegt in der Verwundbarkeit vor dem Kollektiv. Julian, der ambitionslose Sachbearbeiter auf E 11, hat im Getuschel der Kollegen nichts zu verlieren außer ein wenig Ruhe. Wenn über ihn geredet wird, gilt er als verwegener Hund, der sich an die Chefin herangewagt hat.

Katharina hingegen verliert alles. Eine Frau an der Spitze einer Behörde, die eine Affäre mit einem jüngeren Untergebenen beginnt, wird nicht als kühn bewundert. Sie wird entwertet. Man wird ihr jede fachliche Entscheidung absprechen, jede Beförderung als Willkür brandmarken und ihr Urteilsvermögen bezweifeln. Ihr Nein im Flur war keine

Prüderie; es war der nackte Selbsterhaltungstrieb einer Herrscherin, die weiß, dass ihre Untertanen nur auf den ersten Fehltritt warten, um sie zu stürzen.

Das Refugium und der finale Rückzug

Zwei Wochen nach Kassel herrschte im Amtsgebäude jene drückende Julihitze, die das Misstrauen brüten lässt.

Julian hatte am Vormittag einen Routinesteckbrief zur Gewässergüte im Vorzimmer abgegeben. Frau Meissner hatte das Dokument entgegengenommen, ohne von ihrer Tastatur aufzublicken. „Die Frau Präsidentin zeichnet derzeit nur Eilanträge, Herr Vogt“, hatte sie mit eisiger Korrektheit gesagt. „Ich lege es zu den anderen Vorgängen.“ Es war kein Wort zu viel gewesen, aber die Art, wie sie die Mappe mit den Fingerspitzen an den äußersten Rand ihres Tisches geschoben hatte, war eine Kriegserklärung gewesen. Das Amt roch den Braten. Es gab noch kein Gerücht, aber die Atmosphäre war aufgeladen wie vor einem Sommergewitter.

Um siebzehn Uhr leerte sich das Gebäude schlagartig.

Um siebzehn Uhr dreißig klopfte es an Katharinas Tür. Julian stand im Rahmen. Er trug ein dunkelblaues Polohemd und helle Leinenhosen.

„Feierabend, Frau von Bergen“, sagte er.

Katharina sah erschrocken zur offenen Vorzimmertür. „Herr Vogt! Sind Sie verrückt? Frau Meissner ist erst vor zehn Minuten gegangen. Der Hausmeister schließt unten ab.“

„Frau Meissner sitzt in der Straßenbahnlinie 4“, sagte er gelassen. „Und der Hausmeister trinkt im Keller Bier. Wir gehen etwas essen. Aber dreißig Kilometer von hier entfernt. Wo uns kein einziger Ihrer Aktenmenschen über den Weg läuft.“

Sie sah ihn an. Die Erschöpfung saß tief in ihren Schläfen. Die Aussicht auf ihre stille, leere Wohnung und die ewige Paranoia dieses Hauses schien ihr unerträglich.

„Zehn Minuten“, sagte sie. „Sie steigen nicht am Amt ein. Drei Straßen weiter, hinter der Kreuzkirche.“

Drei Straßen weiter, im toten Winkel der Überwachungskameras und der Kollegenaugen, stieg er zu ihr in den silbergrauen Wagen.

Sie fuhren weit hinaus, über die Kreisgrenze, in ein kleines Dorf abseits aller Bundesstraßen. Ein alter Landgasthof mit Kopfsteinpflaster, wildem Wein an den Mauern und dicken Eichentischen. Hier verkehrten Landwirte, Handwerker und Durchreisende – niemand, der ein Landeswassergesetz kannte oder wusste, wie eine Besoldungsgruppe B 4 aussah.

Drei Stunden lang gelang die Flucht.

Sie aßen Forelle, tranken kühlen Grauburgunder. Julian sprach über historische Flussläufe, Katharina erzählte von ihrem Vater. Sie lachten. Zum ersten Mal sah Julian, wie

Katharinas Gesicht aussah, wenn sie nicht auf der Hut war: weich, fast mädchenhaft, voller Wärme. Als er beim Nachschenken ihre Finger berührte, zog sie die Hand nicht zurück.

Es war vollkommen. Sie hatten die Festung des Amtes hinter sich gelassen.

Um kurz nach elf traten sie hinaus in die milde Nachtluft. Sie fuhren zurück in die Stadt. Im Wageninneren herrschte jenes dichte, aufgeladene Schweigen, das keinen Zweifel am Ziel der Fahrt ließ. Julian hielt ihre rechte Hand auf der Mittelkonsole. Seine Finger waren warm, sein Daumen strich über ihre Knöchel.

Sie bogen in sein Wohnviertel ein – ein Gründerzeitviertel mit alten Linden und hohen Altbauten.

Sie hielt vor seiner Hausnummer. Der Motor verstummte.

Julian drehte sich zu ihr, zog ihre Hand an seine Lippen und küsste ihre Handfläche, lang und fest.

„Komm mit nach oben“, sagte er heiser. „Hier ist kein Flur. Keine Meissner, kein Schramm, kein Kollegium. Nur du und ich, Katharina.“

Er stand auf der absoluten Ja-Seite.

Er hatte den Kreis durchbrochen. Er hatte die Zeugen abgeschüttelt, die Mauern niedergerissen. Er bot ihr eine Nacht ohne Zeugen, ein nacktes, unbürokratisches Begehren.

Katharina saß reglos im Ledersitz. Ihr Herz schlug schwer gegen ihre Rippen. Sie spürte eine Woge von Verlangen, die ihr den Atem raubte. Wie leicht wäre es gewesen: die Handbremse anziehen, die Autotür öffnen, die dunklen Stufen zu seiner Wohnung hinaufsteigen, die Seidenbluse abstreifen und alles vergessen.

Und dann sah sie nach draußen.

Im ersten Stock des Nachbarhauses ging ein Licht an. Eine Gestalt trat an das Fenster, um die Blumen zu gießen. Unten auf dem Bürgersteig schloss ein Mann mit einem Hund die Haustür auf.

Und plötzlich sah Katharina den nächsten Morgen vor sich.

Nicht die Schönheit des Erwachens, sondern die unausweichliche Rückkehr. Sie sah seinen Altbauflur: Wie sie um sechs Uhr morgens im matten Schein des Treppenhauslichts die Stufen hinunterhuschen würde, den Kragen hochgeschlagen, die Tasche fest an sich gepresst. Was, wenn ein Nachbar sie sah? Was, wenn hier jemand wohnte, der jemanden im Ministerium kannte?

Und selbst wenn diese Nacht unbemerkt bliebe: Wie sollte es am Montag weitergehen?

Sie sah sich vor dem Spiegel im Vorzimmer stehen. Sie sah den Blick von Frau Meissner – jenen Röntgenblick, der jedes Zögern, jede veränderte Nuance im Tonfall registrierte. Das Kollektiv würde es spüren. Eine Behörde riecht das Geheimnis. Sie würden sehen,

wie Julian ihr die Mappe reichte; sie würden bemerken, dass sie ihm nicht mehr in die Augen sehen konnte, ohne zu erröten.

Aus dem kleinsten Zögern bei einer Unterschrift würden sie die Wahrheit destillieren: Sie schlafen miteinander. Und von diesem Tag an wäre jedes Dienstgespräch vergiftet. Jeder Abteilungsleiter würde hinter ihrem Rücken grinsen; jede Entscheidung von Julian würde im Flurfunk als Gefälligkeit gewertet. Die Mitarbeiter würden aus ihren Blicken ein Schafott zimmern, auf dem ihre zwanzigjährige Arbeit verbrannt würde.

Julian verstand das nicht. Er lebte in der Illusion, man könne die Welt draußen aussperren. Doch man konnte es nicht. Das Amt ging mit ihnen ins Bett.

Sie zog ihre Hand langsam aus seinem Griff.

„Nein, Julian“, sagte sie.

Ihre Stimme zitterte nicht. Sie war leise, traurig und unerbittlich fest.

Julian erstarrte. Seine Stirn legte sich in tiefe Falten. „Katharina... wir sind hier. Es ist niemand da. Verdammt noch mal, hör auf mit diesem Wahn!“

„Es ist kein Wahn, Julian“, sagte sie und sah ihn direkt an. „Sie sind überall. Und sie werden es wissen.“

„Wer? Wer soll es wissen? Wir sind allein!“

„Wir sind nie allein“, erwiderte sie leise. „Am Montag sind wir wieder dort. Und ich kann nicht mit dir schlafen und am Montag so tun, als seist du nur der Sachbearbeiter aus Dezernat 3. Das kann ich nicht spielen. Und sie würden es sehen. Sie würden es riechen. Frau Meissner, Schramm, die ganze Mannschaft. Sie warten doch nur auf das Indiz.“

„Und deshalb wirfst du das hier weg? Aus Angst vor dem Getuschel von Leuten, die du nicht einmal respektierst?“

„Ich respektiere das Amt“, sagte Katharina mit einer Härte, die sie selbst schmerzte. „Und ich habe mein ganzes Leben darauf gebaut, dass niemand mir etwas anhaben kann. Ich habe keine Kinder, ich habe keinen Mann, ich habe nur meine Integrität in diesem verdammten Sandsteinbau. Wenn ich die verliere, Julian, verliere ich mich selbst. Für eine Nacht? Für drei Monate Versteckspiel?“

„Es hätte mehr sein können“, sagte er, und seine Stimme brach vor Enttäuschung.

„Nein“, flüsterte sie und strich ihm mit einer unendlichen Zärtlichkeit über die Wange. „In dieser Welt nicht. Du bist zweiunddreißig. Du kannst gehen, du kannst alles neu anfangen. Ich bin siebenundvierzig. Mich zerreißt dieses Haus, wenn ich falle. Steig bitte aus.“

Julian starrte sie an. Er suchte in ihren Augen nach einem letzten Spaltbreit Nachgeben, nach einer Einladung zum Protest. Aber er fand nur die kalte, gläserne Wand einer Frau, die ihr eigenes Urteil bereits vollstreckt hatte.

Er stieß einen bitteren Laut aus, griff nach dem Türgriff und stieg aus. Er knallte die Wagentür nicht zu; er schloss sie leise, fast behutsam. Er ging auf das Haustor zu, ohne sich umzudrehen.

Katharina wartete, bis er im Haus verschwunden war. Dann legte sie den Gang ein und fuhr langsam durch die schlafende Stadt zurück in ihr leeres, sicheres Leben.

Epilog: Das unvollendete Monument

Die Mitarbeiter hatten recht behalten – und sich doch fundamental geirrt.

In den Wochen nach jener Nacht flüsterte die Behörde intensiver denn je. Frau Meissner bemerkte, dass die Präsidentin die Prüfvermerke aus Dezernat 3 nicht mehr persönlich abzeichnete, sondern an die Zentralabteilung delegierte. Schramm bemerkte, dass Vogt in den Dienstbesprechungen schwieg und den Blick auf die Tischplatte heftete. Aus diesen erfundenen Indizien formte der Flurfunk eine Gewissheit: Da war etwas. Die Sache ist schiefgegangen.

Sie sonnten sich in ihrer hermeneutischen Klugheit, ohne zu begreifen, dass sie selbst die Henker dieser Möglichkeit gewesen waren. Nicht der Mangel an Leidenschaft hatte Katharina und Julian getrennt, sondern die allgegenwärtige Drohung des Gerüchts.

Doch indem Katharina Nein sagte, rettete sie das Begehren vor seiner Profanierung.

Wäre sie mit hinaufgegangen, wäre ihre Liebe zu dem geworden, was die Kollegen ohnehin vermuteten: eine peinliche Affäre, ein bürokratischer Betriebsunfall, der im Gezerre um Versetzungen und Befangenheitsanträge erstickt wäre. Ihr Verzicht hingegen fror das Begehren in jenem Zustand ein, in dem es unantastbar bleibt: im Zustand des Reinen, Unvollendeten.

Das Ausläppern im Messenger vollzog sich nach den Regeln des Verrinnens.

Drei Tage später, an einem Sonntagabend:

Julian · 21:40

Du hast dich dem Chor der Feiglinge gebeugt.

Katharina las die Nachricht. Sie antwortete erst am Dienstagmorgen:

Katharina · 07:30

Ich habe dafür gesorgt, dass wir beide aufrecht durch das Portal gehen können, Herr Vogt.

Danach folgte das Schweigen. Ein endgültiges, bleiernes Schweigen, das über Monate nicht mehr gebrochen wurde. Auf den Gängen nickten sie einander mit vollendeter Dienstkälte zu, bis selbst der schärfste Spürhund der Behörde das Interesse verlor.

Im Oktober reichte Julian Vogt ein Gesuch um Versetzung ein: Abordnung an die Wasser- und Schifffahrtsdirektion nach Koblenz. Begründung: persönliche Gründe, hydrologische Messreihen am Mittelrhein.

Frau Meissner legte den Antrag mit spitzem Zeigefinger auf Katharinas Schreibtisch. Sie beobachtete die Hand der Präsidentin. Doch Katharinas Hand zitterte nicht. Mit gleichmäßigem Zug setzte sie ihre Paraphe unter das Papier – mit grüner Tinte, wie es der Amtsleitung gebührte.

Ein Jahr später. Ein trüber Dienstagnachmittag im November.

Draußen fiel nasser Schnee auf den Sandstein. Katharinas persönlicher Referent trat ein, verbeugte sich leicht und legte eine braune Akte vor.

„Frau Präsidentin, der Abschlussbericht zur Aueniederung liegt vor. Der Nachfolger von Herrn Vogt empfiehlt den sofortigen Rückbau der Spundwände von 1984. Siebenundsechzig Seiten. Kostenpunkt: vierhunderttausend Euro. Er wartet auf Ihre Zeichnung.“

Katharina blickte auf das Papier. Sie sah die akkuraten Kurven, die sauberen Tabellen. Sie dachte an den Geruch von feuchtem Schilf, an die bernsteinfarbenen Augen am Ufer und an die Stimme, die ihr gesagt hatte, dass der Fluss kein Amtsdeutsch versteht.

Sie schlug die Mappe zu. Sie nahm den Füllfederhalter.

Mit ruhiger, fester Hand schrieb sie quer über das Deckblatt:

„Vorgang ruht. Die Uferlinie bleibt, wie sie ist.“

Sie gab die Mappe zurück, trat an das hohe Fenster und blickte in das monochrome Grau des Hofes. Sie war allein, unangefochten und unantastbar – die unbestrittene Herrscherin über ein Haus voller Akten und Schweigen.

Die geliehene Partitur

Das Café und das gefallene Buch

Ein Samstagnachmittag im November, von jener feuchten, gleichförmigen Härte, die mitteleuropäische Städte in flüssiges Blei taucht. Im Café Königshof, einem Etablissement mit dunkler Mahagonitäfelung, Marmortischchen und Messinglampen, die das Licht alter Gaslaternen imitierten, herrschte eine schwere, fast sakrale Ruhe. Es roch nach Mohnkuchen, geschlagener Sahne und dem nassen Wolltuch abgelegter Mäntel.

Sophie Saalfeld saß an einem Tisch im Halbrund der Fensterfront. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt, arbeitete seit einem halben Jahr als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Stadtarchiv und trug einen camelfarbenen Wollpullover mit hochgeschlossenem Kragen. Sophie war nicht zynisch, sie war nicht weltflüchtig, und sie besaß nicht jene schneidende, kalkulierende Rationalität, die man ihren Altersgenossen oft nachsagte. Sie war schlicht müde.

Sie war müde von den endlosen Verhandlungsprozessen einer Generation, die jede Berührung zunächst auf ihre machttheoretische Unbedenklichkeit hin abklopfen musste. Sie war erschöpft von Datierungs-Apps, in denen Gesichter wie Aktiendepots durchgewischt wurden, und sie fürchtete jene schwebende Unverbindlichkeit, in der jede Verabredung mit einem Fragezeichen endete. In Sophies Vorstellungsapparat gab es eine stille, fast beschämende Sehnsucht: Sie wünschte sich eine Welt der drei Stadien, in der die idealen Dinge einen Anfang, eine Mitte und ein Ende hatten; eine Welt mit Haltegriffen, Geländern und einer klaren, unverfänglichen Grammatik des Begehrens.

Zwei Tische weiter saß Felix Winter. Fünfundzwanzig Jahre, Archivalassistent in einer Stiftung für Buchkunst, weiche Gesichtszüge, das dunkelbraune Haar sauber hinter die Ohren gestrichen. Er trug ein dunkelblaues Sakko über einem hellen Hemd, dessen oberster Knopf geschlossen war. Felix war kein Reaktionär, er verachtete das Gehabe selbsternannter Verführer, und er besaß nicht den geringsten Drang, Macht über einen anderen Menschen auszuüben. Aber er war ratlos.

Die permanente Aufforderung zur Selbsterschaffung, das Diktat, stets originell, fluid und unberechenbar zu sein, hatte ihn in eine sanfte, permanente Überforderung getrieben. Um dieser Formlosigkeit zu entfliehen, hatte Felix in alten Büchern geblättert – nicht aus Nostalgie, sondern wie ein Schiffbrüchiger, der in einem Handbuch für Navigation nach festen Landmarken sucht. Er hatte die Regeln des traditionellen Takts studiert: Man erhob sich, wenn eine Frau den Tisch verließ. Man zahlte die Rechnung, ohne sie zu kommentieren. Man verstellte sich nicht durch flapsige Ironie, sondern suchte die Würde in der Hingabe an ein altes Maß.

Als Sophie aufstand, um zur Garderobe zu gehen, passierte es. Es war kein kalkulierter Zwischenfall, sondern jener seltene, unberührte Zufall, den das Leben manchmal wie eine Leihgabe bereitstellt: Ihre lederne Aktentasche rutschte vom Stuhl, schlug auf dem

Parkett auf, und ein fadengeheftetes Notizbuch mit schwarzem Leineneinband glitt über den gewachsten Boden bis vor Felix' cognacbraune Budapester.

Sophie blieb stehen. Ihre Wangen überzog ein zartes, echtes Erröten.

Felix reagierte sofort. Aber er griff nicht hektisch zu, wie ein Junge, der gefallen will. Er beugte sich ruhig hinab, nahm das Buch mit beiden Händen auf, stand auf und glättete mit einer fast unmerklichen Bewegung sein Revers. Er trat an Sophie heran, hielt das Buch auf Brusthöhe und sah sie direkt an.

„Ich glaube, das gehört Ihnen", sagte er. Seine Stimme war ruhig, tief und trug jene modulierende Festigkeit, die man heutzutage nur noch bei Schauspielern älterer Jahrgänge vermutete. Kein schnoddriges „Hey, du hast da was verloren", kein fahriges Lachen.

Sophie sah ihn an. Für den Bruchteil einer Sekunde – nicht länger als der Schlag eines Schmetterlingsflügels – trafen sich ihre Blicke ohne jede Barriere. In diesem winzigen Moment blitzte eine unendliche Verheißung auf: Ein Mann, der ein Buch aufhebt; eine Frau, die es dankbar entgegennimmt. Ein Muster, so alt wie die Druckerschwärze.

„Ich danke Ihnen vielmals", sagte sie leise. Ihre Hand berührte das Leinen, während er es noch hielt. Ihre Finger streiften die seinen. Es war ein warmer, trockener Kontakt.

„Kommen Sie öfter hierher?", fragte Felix. Die Frage war formvollendet, frei von jedem aufdringlichen Unterton, fast ein Zitat aus einer Novelle von Schnitzler.

„Manchmal samstags", erwiderte sie, und ein feines Lächeln öffnete ihre Züge. „Hier ist es noch still."

„Dann darf ich Sie vielleicht auf einen Mokka begleiten? Wenn es Ihre Zeit erlaubt."

Sophie spürte, wie eine Welle von Erleichterung durch ihre Glieder strömte. Er forderte nichts. Er ließ ihr den Rückzug offen, aber er bot ihr eine feste Schiene, auf die sie ihren Fuß setzen konnte.

„Sehr gern", sagte sie.

Er trat einen halben Schritt zurück, um ihr den Vortritt an seinen Tisch zu lassen, und half ihr, die schwere Eichenbank zu erreichen. Als sie saßen, bestellte er beim Kellner mit einem knappen, höflichen Kopfnicken zwei kleine Schwarze und eine Kanne Wasser.

Sie sprachen zwanzig Minuten lang. Sie sprachen über Papierqualitäten, über die Restaurierung von Inkunabeln und den Geruch von Pergament. Es war ein fehlerloses Gespräch. Niemand erwähnte seine mentale Befindlichkeit, niemand kokettierte mit Neurosen oder den Absurditäten des Arbeitsmarktes. Felix hörte zu, hielt den Blickkontakt, ohne zu starren, und Sophie lauschte seinen Ausführungen mit jener aufmerksamen Sanftmut, die in einer laut gewordenen Welt wie ein vergessenes Wunder anmutet.

Als Sophie auf ihre Armbanduhr blickte – eine schlichte Junghans mit Lederband –, sagte Felix nicht: „Schreib mir mal deine Nummer auf Whatsapp."

Er nahm eine kleine, schwere Visitenkarte aus festem Büttenpapier aus seiner Brieftasche, legte sie neben ihren Teller und schrieb mit einem Druckbleistift seine Festnetz- und Mobilfunknummer darauf.

„Darf ich Sie anrufen, Sophie? Am Dienstagabend?“

„Ja“, sagte sie und steckte die Karte mit einer Bedächtigkeit ein, als handle es sich um ein kostbares Relikt. „Bitte tun Sie das, Felix.“

Beim Hinausgehen trat er an die Garderobe, nahm ihren schweren Mantel vom Messinghaken und hielt ihn ihr hin. Sophie schlüpfte in die Ärmel. Seine Hände berührten ganz kurz den Wollstoff auf ihren Schultern – ein klassischer Griff, der Halt und Distanz zugleich markierte.

Sie sahen sich an der Tür noch einmal an. Felix zog die Schirmmütze, Sophie neigte den Kopf. Alles war vollkommen gewesen. Und doch, als Sophie die regennasse Straße betrat, lag ein seltsamer, metallischer Geschmack auf ihrer Zunge. Ein Frösteln erfasste sie, das nicht vom Novemberwind herrührte. Sie hatte bekommen, wonach sie sich sehnte: ein unbeschädigtes, fehlerfreies Ritual. Warum aber fühlte es sich an, als hätte sie soeben eine Rolle aufgesagt, deren soufflierter Text aus einem Grab zu ihr herüberdrang?

Zwischenruf: Das Museum der Gesten

Man muss sich die Sehnsucht dieser beiden jungen Menschen vergegenwärtigen, um ihre Tragik nicht mit bürgerlicher Lächerlichkeit zu verwechseln.

Sophie und Felix gehören einer Generation an, der das historische Gedächtnis die Form zerschlagen hat. Ihnen wurde – mit einigem Recht – beigebracht, dass jede traditionelle Geste des Mannes ein Herrschaftsanspruch und jedes Nachgeben der Frau eine Unterwerfungsgeste sei. Sie wuchsen auf in der Diktatur der permanenten Eigenverantwortung: Nichts gilt mehr von selbst; jede Berührung muss lizenziert, jedes Wort auf seine strukturelle Toxizität hin überprüft werden. Das Ergebnis dieser radikalen Aufklärung ist jedoch selten Freiheit – es ist zumeist eine bodenlose Erschöpfung.

In dieser Not greifen Sophie und Felix zu einer List, die sie für ein Heilmittel halten: Sie reanimieren die Konvention. Sie leihen sich die Partitur der Großelterngeneration. Er hebt das Buch auf, er hilft in den Mantel, er kündigt den Anruf mit Uhrzeit an; sie errötet, sie bedankt sich, sie überlässt ihm die Initiative. Es ist der Versuch, das Verhältnis durch die reine Schablone der Höflichkeit vor der Kontingenz zu retten.

Doch hier ereignet sich der fundamentale Irrtum, den die Soziologie seit Max Weber kennt: Man kann Tradition nicht wollen. Tradition wirkt ausschließlich dann befreiend und entlastend, wenn sie naiv, unbewusst und selbstverständlich gelebt wird – als unhinterfragte Sitte. In dem Augenblick, in dem Sophie und Felix das Ritual bewusst wählen, verliert es seine Unschuld. Es hört auf, Sitte zu sein, und wird zum Zitat.

Wer den Mantel aufhält, weil es „die Väter so taten“, vollzieht keine organische Bewegung des Schutzes, sondern rezitiert ein historisches Denkmal. Und die Frau, die sich helfen lässt, um der Verhandlungsmühe zu entgehen, empfängt nicht die Fürsorge des Mannes, sondern die Regieanweisung eines toten Textes. Das konventionelle Muster scheitert heute nicht daran, dass es böse oder unterdrückerisch wäre. Es scheitert daran, dass es in der Sekunde seines Vollzugs als Museumsstück entlarvt wird. Die Form, die entlasten sollte, wird zur Zwangsjacke: Man kann sich in ihr nicht mehr bewegen, ohne das Knarren der Kulissen zu hören.

Das Telefonat am Dienstag

Am Dienstag saß Sophie ab neunzehn Uhr fünfundvierzig an ihrem Küchentisch. Ihre Wohnung war klein, kahl und aufgeräumt; das einzige Geräusch war das Summen des alten Kühlschranks. Ihr Mobiltelefon lag auf der Wachstischtuchdecke, das Display nach oben gekehrt.

Sie berührte es nicht. Sie überprüfte keine Nachrichten. Sie widerstand dem Drang, einen Status zu posten oder nachzusehen, ob er online war. Sie hielt sich an die Verabredung. Er hatte gesagt: Dienstagabend.

Punkt zwanzig Uhr null zwei vibrierte das Gerät. Nicht mit dem schnellen Doppelton eines Messengers, sondern mit dem langen, insistierenden Rhythmus eines echten Telefonanrufs. Der Name Felix Winter erschien auf dem Bildschirm.

Sophie wartete drei Ruftöne ab – nicht aus Koketterie, sondern um ihren Atem zu sammeln. Dann nahm sie ab.

„Guten Abend, Sophie. Hier ist Felix Winter.“

Seine Stimme klang über die Leitung etwas heller als im Kaffeehaus, aber unverändert gefasst.

„Guten Abend, Felix.“

„Ich hoffe, ich störe Sie nicht bei der Arbeit oder beim Abendessen.“

„Überhaupt nicht. Ich habe auf Ihren Anruf gewartet.“

Ein kurzes Innehalten am anderen Ende der Leitung. Für zwei Sekunden schien die Konvention ins Wanken zu geraten – Sophies Satz war fast zu ehrlich gewesen, ein unverstellter Splitter Wirklichkeit. Doch Felix fing den Riss sofort mit der nächsten formalen Floskel auf.

„Das freut mich sehr. Ich wollte mich erkundigen, wie Ihr Wochenanfang verlaufen ist. Die Akten im Stadtarchiv waren hoffentlich gnädig?“

„Durchaus“, antwortete Sophie und merkte, wie sich ihre Finger um das Telefon verkrampften. „Wir verzeichnen einen Bestand aus dem neunzehnten Jahrhundert. Es ist viel Staub, aber lohnend. Und bei Ihnen in der Stiftung?“

„Ein Neuzugang aus Leipzig. Handpressendrucke von 1920. Eine sehr disziplinierte Arbeit.“

„Das klingt wunderbar.“

„Ja. In der Tat.“

Stille trat ein. Es war keine intime Stille, kein atemloses Lauschen auf die Anwesenheit des anderen Körpers im Äther. Es war die zähe, lastende Stille zweier Menschen, die einen Fragebogen abarbeiten, dessen nächste Zeile unleserlich geworden ist. Beide spürten das Vakuum, das sich hinter ihren wohlerzogenen Sätzen auftat. Ohne die schnellen Bildchen, die unverbindlichen Sprachnachrichten oder die ironischen Memes, mit denen Gleichaltrige die Leere zu überbrücken pflegten, saßen sie nackt vor ihren Telefonen – verkleidet in Frack und Abendkleid.

Felix räusperte sich leise. Man hörte, wie er die Haltung straffte.

„Sophie, der Grund meines Anrufs ist natürlich ein anderer. Ich würde den Faden unseres Gesprächs vom Samstag sehr gern wieder aufnehmen. Darf ich Sie für kommenden Freitag zum Abendessen ausführen?“

Ausführen. Das Wort hing im Raum wie eine Perücke aus Rosshaar.

Sophie schluckte. Sie spürte eine plötzliche, unerklärliche Traurigkeit in der Magengrube. Sie wollte Ja sagen, sie wollte diesen Mann wiedersehen, denn er war sanft, er war gebildet, er war nicht grob. Aber die Schwere des Wortes schnürte ihr die Kehle zu. Es gab kein Ausweichen mehr. Keine Ausrede der Art: „Lass mal spontan schauen, wie es mir nach dem Sport geht.“ Hier stand eine Forderung nach Verbindlichkeit im Raum, die so massiv war, dass sie fast erdrückend wirkte.

„Ich nehme die Einladung sehr gern an, Felix“, sagte sie. Ihre Stimme klang dünner, als sie gewollt hatte.

„Das ist ein schöner Entschluss“, sagte Felix, und man hörte das Aufatmen eines Mannes, der eine Prüfung bestanden zu haben glaubte. „Ich habe an das Ratskeller-Restaurant am Marktplatz gedacht. Neunzehn Uhr dreißig? Ich werde einen Tisch reservieren.“

„Der Ratskeller ist sehr schön. Neunzehn Uhr dreißig passt mir gut.“

„Dann hole ich Sie ab? Wenn Sie mir Ihre Adresse anvertrauen möchten?“

„Nein“, entgegnete Sophie etwas zu rasch. Sie erschrak über ihre eigene Härte und milderte sofort ab: „Lassen Sie uns direkt dort treffen. Das ist für Sie einfacher mit der Straßenbahn.“

„Wie Sie wünschen. Dann verbleiben wir so. Ich wünsche Ihnen eine erfolgreiche Restwoche, Sophie.“

„Ich Ihnen auch, Felix. Auf Wiederhören."

„Auf Wiederhören."

Das Klicken des beendeten Gesprächs hallte in Sophies Ohren nach wie ein Hammerschlag. Sie legte das Telefon beiseite, stützte die Ellbogen auf das Wachstuch und vergrub das Gesicht in den Händen. Sie hatte alles bekommen: Verlässlichkeit, Respekt, Höflichkeit, Planungssicherheit. Es gab keinen Grund zur Klage. Warum fühlte sie sich dann so unendlich verlassen, so heillos überfordert von einem einfachen Abendessen?

Zwischenruf: Die Tyrannei des Anstands

Die Tragödie des wohlmeinenden Menschen besteht darin, dass er die Tugend für einen Ersatz der Anziehungskraft hält.

Felix und Sophie verhalten sich wie zwei Passagiere auf einem Schiff, die sich weigern, die Rettungswesten anzulegen, weil sie die historische Konstruktion des Schiffes bewundern. Die Konvention verspricht Schutz vor der Kontingenz – jenem quälenden Umstand, dass im menschlichen Miteinander alles auch ganz anders sein könnte. Indem Felix anruft, anstatt unverbindlich zu texten, und indem Sophie pünktlich abnimmt, anstatt ihn zappeln zu lassen, tilgen sie das Zufällige aus ihrer Gleichung.

Doch was sie dabei übersehen: Das Erotische lebt ausschließlich von der Kontingenz. Es nährt sich von der Möglichkeit des Scheiterns, von der Ambivalenz, vom tastenden Vorstoß und dem erschrockenen Rückzug. Wenn Felix fragt: „Darf ich Sie ausführen?", schließt er die Zukunft hermetisch ab. Es gibt keinen Raum mehr für das Ungefähre, für das beiläufige Entdecken, für den glücklichen Fehler. Jedes Wort wird zur Erfüllung eines zuvor festgelegten Paragrafen.

Hier kehrt Luhmanns doppelte Kontingenz in ihrer perfidesten Form zurück: Nicht als Angst vor dem Nichtverstandenwerden, sondern als Entfremdung durch das perfekte Verständnis. Sophie weiß genau, was Felix will: Er will der vollkommene Gentleman sein. Und Felix weiß genau, was Sophie tut: Sie ist die vollendete Dame, die ihm den Raum dafür gewährt. Beide beobachten sich gegenseitig bei der fehlerfreien Ausführung eines historischen Rituals. Sie begegnen aber nicht einander – sie begegnen den Schablonen, die sie voreinander hertragen.

Die Überforderung, die beide empfinden, ist keine Angst vor dem anderen Geschlecht. Es ist die Angst vor der Leblosigkeit ihrer eigenen Inszenierung. Sie haben eine Partitur gewählt, die keine Dissonanzen erlaubt. Aber wo keine Dissonanz ist, kann auch kein Einklang entstehen – es bleibt nur das monotone Summen einer leeren Mechanik.

Das Menü und der Haustür-Kuss

Am Freitagabend empfing der Ratskeller seine Gäste mit schwerem Eichengebälk, Butzenscheiben und dem Duft von Sauerbraten, geschmortem Rotkohl und Nelken. Die Tische standen weit auseinander, bedeckt mit gestärkten, weißen Damasttüchern, auf denen massives Silberbesteck lag.

Felix war fünfzehn Minuten vor der Zeit eingetroffen. Er trug einen dunkelgrauen Anzug, eine dezent gemusterte Seidenkrawatte und glatt polierte Schuhe. Auf dem freien Stuhl neben sich hatte er eine einzelne, langstielige weiße Rose abgelegt – eingewickelt in schlichtes Seidenpapier, ohne Glitzerfolie, ohne Kitsch.

Als Sophie den Raum betrat, erhob er sich auf der Stelle.

Sie trug ein dunkelgrünes Samtkleid, das bis knapp unter die Knie reichte, schlichte Pumps und eine feine Perlenkette um den Hals. Sie sah makellos aus – eine Erscheinung von altmodischer Anmut. Doch ihr Gesicht war blass, ihre Augen wirkten wachsam und leicht gehetzt, wie die einer Schülerin kurz vor einer mündlichen Abiturprüfung.

Felix trat vor, reichte ihr die Hand und deutete eine Verbeugung an. „Guten Abend, Sophie. Sie sehen bezaubernd aus."

„Guten Abend, Felix. Danke." Sie nahm die Rose entgegen, roch daran und lächelte gequält. „Die ist wunderschön. Das wäre wirklich nicht nötig gewesen."

„Eine kleine Aufmerksamkeit", sagte er und schob ihren Stuhl zurecht, als sie sich setzte.

Der Abend nahm seinen Lauf mit der Präzision eines Schweizer Uhrwerks. Felix wählte den Wein – einen trockenen Riesling aus dem Rheingau, nachdem er sich diskret bei Sophie erkundigt hatte, ob Weißwein ihr genehm sei. Sie nickte.

Das Essen wurde aufgetürmt: Maronensuppe, Entenbrust, Wirsinggemüse. Sie hielten das Besteck nach allen Regeln der Etikette. Sie tupften sich die Lippen mit der Stoffserviette ab, bevor sie das Glas ansetzten. Sie unterhielten sich über die Architektur der Altstadt, über Thomas Manns Buddenbrooks und die Frage, ob handgebundene Bücher in fünfzig Jahren noch existieren würden.

Niemand lachte zu laut. Niemand verschüttete einen Tropfen.

Doch mit jedem Gang, mit jedem gewechselten Satz wuchs die Beklemmung zwischen ihnen wie eine unsichtbare Mauer aus Eis. Es war keine Feindseligkeit; es war eine lähmende, bleierne Hilflosigkeit.

Felix saß kerzengerade und spürte, wie seine Muskeln im Nacken schmerzten. Er wollte etwas Echtes sagen. Er wollte sagen: „Ich habe solche Angst, dass ich mich lächerlich mache. Ich weiß überhaupt nicht, wie man eine Frau wie dich berührt, ohne alles zu zerstören." Aber die Krawatte um seinen Hals schien jedes unbedachte Wort abzuschnüren. Das Ritual forderte Souveränität, nicht Geständnisse.

Sophie stocherte in ihrem Dessert – einer Crème brûlée, deren Karamellkruste mit einem sauberen Knacken brach. Sie blickte auf Felix' wohlgeformte Hände, auf seine sauberen Fingernägel, auf den gepflegten Kragen. Er ist ein guter Mensch, dachte sie panisch. Er tut alles, was ich mir immer gewünscht habe. Er beschützt mich vor dem Schmutz der Welt. Warum will mein Herz nicht schneller schlagen? Warum fühle ich mich wie eine Statue in einer Gruft?

Als der Kellner die Rechnung auf einem kleinen Silberteller brachte, deckte Felix sie beiläufig mit der Hand ab, zog seine Kreditkarte hervor und beglich den Betrag mit einer Selbstverständlichkeit, die keinen Widerspruch duldete. Sophie protestierte nicht. Sie sagte: „Ich danke dir für diesen schönen Abend, Felix."

Es war das erste Mal, dass sie das Du benutzte. Es klang jedoch nicht wie eine Eroberung, sondern wie das Verlesen eines Urteils.

Er half ihr in den Mantel. Sie traten hinaus in die Nacht.

Die Luft war kalt und klar geworden. Der Atem stand in weißen Fahnen vor ihren Gesichtern. Der Marktplatz war menschenleer; die Pflastersteine glänzten feucht unter den gelben Laternen.

„Ich begleite dich nach Hause", sagte Felix. Es war keine Frage.

„Es ist nicht weit. Zehn Minuten bis zur Humboldtstraße."

Sie gingen nebeneinander her. Der Abstand zwischen ihren Schultern betrug exakt zehn Zentimeter. Felix bot ihr seinen Arm an – jene klassische Geste, die er in einem Benimmbuch von 1954 als Gipfel des Schutzes gelesen hatte. Sophie zögerte eine Sekunde, dann schob sie ihren Unterarm unter den seinen.

Der Kontakt fühlte sich an wie ein mechanisches Ineinandergreifen von Hebeln. Da war kein Strom, keine Glut, keine Reibung. Nur zwei Körper in dicken Wollstoffen, die im Takt der Straßenlaternen durch die Nacht marschierten, überfordert von der Last ihrer eigenen Tugendhaftigkeit.

Vor Sophies Haustür – einem wilhelminischen Portal mit schwerem Gitter – blieben sie stehen. Das gelbe Licht der Straßenlaterne zeichnete ihre Konturen scharf auf den nassen Gehweg.

Der Moment war da. Das Drehbuch verlangte ihn nun mit unerbittlicher Konsequenz: die Verabschiedung, die Dankesworte, das Zögern, der Kuss an der Schwelle.

Felix drehte sich zu ihr um. Er nahm ihre behandschuhte Hand.

„Es war ein unvergleichlicher Abend, Sophie."

„Danke, Felix. Für alles."

Felix beugte sich langsam vor. Seine Bewegungen waren behutsam, vollkommen kalkuliert, frei von jedem Überfall. Er schloss die Augen. Sophie hob das Kinn, schloss ebenfalls die

Augen und hielt still. Sie wollte es. Sie wollte, dass die Magie der alten Zeit endlich ihre Wirkung tat, dass die Form ihr Versprechen einlöste.

Ihre Lippen berührten sich.

Es war ein Kuss von vollendeter technischer Reinheit. Weder zu trocken noch zu feucht, weder zu fordernd noch zu scheu. Ein Kuss, wie ihn Maler des Biedermeier auf Porzellanteller gemalt hätten.

Und in genau diesem Augenblick – während ihre Münder aufeinanderlagen – brach das Nichts über sie herein.

Es war keine Abscheu. Es war schlicht: Abwesenheit. Hinter der fehlerfreien Bewegung war kein Mensch. Da war kein Funke, kein inneres Aufbäumen, kein Erschrecken, kein Hunger. Es war die Berührung zweier Wachsfiguren in einem abgedunkelten Kabinett. Sie küssten nicht einander; sie küssten die Idee eines Kusses.

Sophie war die Erste, die zurückwich. Es war kein ruckartiges Zurückweichen, sondern ein sanftes, erschöpftes Gleiten um einen halben Schritt nach hinten.

Felix öffnete die Augen. Er sah sie an. Und zum ersten Mal an diesem Abend sah Sophie in seinen Augen nicht die Maske des perfekten Kavalters, sondern die nackte, bodenlose Trauer eines fünfundzwanzigjährigen Jungen, der alles richtig gemacht hatte – und dessen Welt dennoch leer geblieben war.

Er ließ ihre Hand los. Seine Arme fielen schlaff an den Seiten herab.

„Sophie“, sagte er leise. Seine Stimme zitterte nun doch, ganz leicht, an den Rändern. „Es funktioniert nicht, oder?“

Sophie sah ihn an. Eine Träne stieg in ihr rechtes Auge, lief langsam über ihre Wange und blieb an der Kante ihres Mantelkragens hängen. Sie schüttelte langsam den Kopf.

„Nein“, flüsterte sie. „Es funktioniert nicht.“

„Aber warum?“, fragte er, und in dieser Frage lag die ganze grenzenlose Überforderung ihrer Generation. „Ich wollte dich nicht bedrängen. Ich wollte dir Sicherheit geben. Eine Form, an der man sich festhalten kann.“

Sophie sah auf die weiße Rose, die sie in der linken Hand hielt. Die Blüte wirkte in der Kälte bereits steif.

„Wir haben uns an einem Denkmal festgehalten, Felix“, sagte sie mit einer Sanftheit, die ihm das Herz zerriss. „Aber ein Denkmal wärmt nicht. Es friert einen nur ein.“

Felix stand da, die Hände in den Manteltaschen vergraben, die Schultern leicht nach vorn gesunken. Die Haltung des vollendeten Herrn war von ihm abgefallen wie ein geborgtes Kostüm. Er sah plötzlich sehr jung aus, sehr verletzlich und verloren auf dem feuchten Pflaster.

„Es tut mir leid“, sagte er.

„Mir auch“, erwiderte sie. „Mehr, als ich sagen kann.“

Sie trat an das Portal, steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn um. Das schwere Eisen knackte im Riegel. Sie wandte sich noch einmal um.

„Gute Nacht, Felix.“

„Gute Nacht, Sophie.“

Sie ging hinein. Die Tür fiel ins Schloss – ein satter, schwerer Ton, der die Straße wieder der Stille überließ.

Felix Winter blieb noch eine Minute vor dem Haus stehen. Er sah hinauf zu den Fenstern im dritten Stock, wo nach einem Moment ein gelbes Licht aufleuchtete. Dann drehte er sich um und ging mit langsamen, gleichmäßigen Schritten zurück zum Marktplatz, während über der Stadt ein feiner, eisiger Graupelregen einsetzte.

Epilog: Das Echo einer fremden Zeit

Hier endet eine Geschichte, in der niemand schuldig geworden ist – und die dennoch mit einer Niederlage schlägt, die tiefer schneidet als der zynische Bruch moderner Liebschaften.

Sophie und Felix haben nicht versagt, weil sie unfähig zur Liebe wären. Sie haben versagt, weil sie der Illusion erlegen sind, man könne die Form vor den Inhalt stellen. Sie suchten im überlieferten Verhaltenskodex ein Asyl vor der Überforderung der Gegenwart. Sie glaubten, wenn sie nur die Gesten der Väter und Mütter exakt kopierten – das Buch aufheben, den Mantel halten, die Rechnung decken, den Kuss an der Schwelle zelebrieren –, dann würde sich die damit verbundene seelische Geborgenheit von selbst einstellen.

Es ist das moderne Missverständnis des Rituals: Man hält das Gefäß für den Wein. Aber ein Ritual ist geronnene Geschichte; es transportiert nur dann Leben, wenn die Menschen, die es vollziehen, in der gleichen symbolischen Ordnung verwurzelt sind wie das Ritual selbst. Sophie und Felix sind jedoch Kinder einer säkularen, gebrochenen, reflexiven Welt. Sie können nicht mehr unschuldig „Kavalier“ und „Dame“ sein, ohne sich selbst dabei zuzusehen.

Dieses ständige, innere Zuschauen – die Reflexion der eigenen Harmlosigkeit – ist das Gift, das die Erotik im Keim erstickt. Begehren braucht ein Wagnis, eine Reibung, ein Moment der Asymmetrie oder des Schreckens. Wer alles glättet, wer jede Kante im Vorhinein durch Höflichkeit abpolstert, baut kein Liebesnest, sondern eine gepolsterte Zelle.

Am Ende bleibt beiden nur die Erkenntnis, dass es kein Zurück gibt. Man kann die mühsame Pflicht, eine eigene, unvollkommene Sprache für das Begehren zu erfinden, nicht an die Vergangenheit delegieren. Wer die Freiheit fürchtet und in die Konvention flieht, findet dort nicht den Frieden der Väter, sondern nur deren Gespenster.

Am Montagvormittag fand Sophie auf ihrem Schreibtisch im Archiv einen kleinen Umschlag aus festem Papier vor. Er war mit der Hauspost überbracht worden – Felix' Stiftung lag nur zwei Straßen weiter.

Darin lag keine Nachricht, keine Klage, keine nachträgliche Rechtfertigung. Es war lediglich eine Postkarte mit dem Schwarz-Weiß-Druck einer alten Bibliotheksansicht aus Oxford. Auf der Rückseite stand in seiner sauberen, ruhigen Handschrift:

„Für die Inkunabeln wünsche ich Ihnen stets das richtige Licht. In aufrichtiger Verbundenheit, Felix Winter."

Sophie stellte die Karte an ihre Schreibtischlampe. Sie ließ sie dort eine Woche lang stehen, neben den Katalogen und dem Vergrößerungsglas.

Am folgenden Freitag nahm sie die Karte, zerriss sie nicht, knitterte sie nicht, sondern legte sie ganz unten in eine Schublade mit unbeschriebenen Karteikarten. Dann öffnete sie das Fenster zum Innenhof, zog die kalte Stadtluft tief in ihre Lungen und wandte sich wieder den Akten zu – allein, überfordert, aber in ihrer eigenen, ungeborgten Zeit.

Die Verpuffung des Beliebigen

Die Kollision der Einkaufswagen

Ein Samstagnachmittag im Spätherbst, eingefasst in das schmutzige Grau einer Gewerbezone am Stadtrand. Hier gab es keine Architektur, nur umbaute Kubikmeter. Die SB-Halle eines Möbel- und Heimwerkermarktes bildete das Biotop: nackter Estrich, an der Decke das Gewirr verzinkter Lüftungsrohre, grelles, schattenloses Licht aus Neonröhren, die in gleichförmigem Summton die Abwesenheit jeder Tageszeit beglaubigten. Es roch nach feuchtem Wellkarton, Imprägniermitteln und dem kalten Frittierfett der Imbissstation am Ausgang.

Tim, siebenundzwanzig Jahre alt, schob einen jener schwerfälligen Transportwagen vor sich her, deren vierte Rolle stets unkontrolliert um die eigene Achse schlägt. Er trug einen petrolfarbenen Fleecepullover ohne Markenaufdruck, bequeme Sneakers mit dicker Sohle und hatte die Hände tief in die Taschen geschoben. Tim war weder unglücklich noch getrieben. Seine Tage im Projektmanagement einer Agentur für Content-Distribution vergingen in einer Folge von Klicks, kurzen Feedbackschleifen und Teams-Nachrichten, die selten mehr als drei Wörter umfassten. Er pflegte gegenüber der Welt jenen sanften, unerschütterlichen Gleichmut, der nichts verurteilt, weil er an nichts Maßstäbe anlegt.

Aus dem Seitengang – Gang 14, Befestigungstechnik und Hohlraumdübel – bog Lea ein. Sechsundzwanzig Jahre, Social-Media-Betreuung für eine Kette von Fitnessstudios, eingehüllt in eine wattierte Steppjacke von undefinierbarem Braun, die Kapuze locker über das hochgesteckte Haar geworfen. Ihr Wagen transportierte zwei flache Kartons mit Regalbrettern, die bei jeder Fuge des Betonbodens klapperten.

Die Kollision war unvermeidlich, aber sie besaß kein Drama. Es gab keinen spitzen Schrei, kein Erschrecken, kein blitzschnelles Abbremsen. Die pulverbeschichteten Stahlrohre ihrer Wagen schoben sich mit einem dumpfen, metallischen Knirschen ineinander und verkeilten sich an den vorderen Lenkrollen.

Für den Bruchteil einer Sekunde herrschte Stillstand. Nach den Regeln bürgerlicher Anstandsbücher hätte nun eine Entschuldigung erfolgen müssen, ein Blickwechsel mit leichter Neigung des Kopfes, vielleicht ein verlegenes Lächeln. Nach den Gesetzen moderner Achtsamkeit hätte man den Raum des anderen verbal respektieren und die Berührung des Territoriums aushandeln können. Nichts davon geschah.

Tim sah auf das Ineinandergreifen der Metallgitter hinab. Er nahm die Hände nicht aus den Taschen. Sein Gesicht verzog sich zu einem schmalen, unbeteiligten Grinsen.

„Ja gut“, sagte er trocken. „Ganz lustig verkeilt.“

Lea sah nicht ihn an, sondern das Vorderrad ihres Wagens, das schräg in der Luft hing. Sie spürte keinen Ärger, keine Irritation, nicht einmal Ungeduld. Die Welt war nun einmal ein Ort, an dem sich Dinge ineinander schoben.

„Passt schon“, erwiderte sie und zog den Wagen mit einem ruckartigen Tritt gegen das Gitter frei. Das Metall kreischte schrill auf dem Beton. „Meinetwegen.“

Sie standen nebeneinander im Gang. Es gab keinen Grund zu bleiben, aber ebenso wenig einen zwingenden Grund zu gehen. Die Leere des Raumes schien jede Bewegung sofort aufzusaugen. Draußen klatschte der Novemberregen gegen die trapezförmigen Blechfassaden.

„Hast du alles?“, fragte Tim. Es war kein Werben, keine Anbahnung, sondern schlicht das Füllen einer Pause mit Geräusch.

Lea zuckte die Schultern. „Schon. Dübel halt noch. Aber macht ja keinen Unterschied.“

„Da vorne gibt's Pommes“, sagte Tim. Er deutete vage in Richtung des Kassenbereichs, wo eine rot-gelbe Leuchtreklame für Currywurst warb. „Können uns da noch hinstellen. Ist draußen eh eklig.“

Lea überlegte nicht. Sie wog weder Sympathie noch Risiko ab. Warum auch? Wer keine Pläne hat, kann nicht gestört werden.

„Von mir aus“, sagte sie.

Sie schoben ihre Wagen zu den Stehtischen aus gebürstetem Edelstahl. Die Papierschalen waren durchweicht, das Ketchup schmeckte nach Essig und Konservierungsstoff. Tim kaute mit offenem Mund, während er beiläufig auf den Monitor seines Telefons tippte. Sie sprachen nicht über ihre Berufe, nicht über Herkunft oder Absichten. Als Tim an den Senfspender herantrat, stand Lea im Weg. Anstatt zu bitten, anstatt einen Schritt zur Seite abzuwarten oder die Distanz durch ein sprachliches Signal zu überbrücken, griff er ihr ohne Zögern, mit der fettigen Serviette in der Hand, fest und selbstverständlich an die linke Hüfte und schob ihren Körper einen halben Meter zur Seite.

Es war eine reine Übersprunghandlung. Kein erotischer Vorgriff, keine gezielte Grenzverletzung, sondern jene fatale Distanzlosigkeit, die entsteht, wenn keine Konvention mehr anzeigt, wo der fremde Raum beginnt. Er berührte sie nicht als Frau; er verschob sie wie ein Hindernis, das man beiläufig aus dem Sichtfeld räumt, weil die Etikette des Fragens zu mühsam wäre.

Lea zuckte nicht zusammen. Sie drehte sich nicht um, um ihn zur Rede zu stellen. Sie spürte den Druck seiner Finger durch die Steppjacke und kaute ungerührt weiter.

„Geht's?“, fragte er kauend.

„Joa“, sagte sie und stocherte mit der Plastikgabel in den Pommes. „Schau'n wir mal.“

Zwischenruf: Die Banalität des Reibungslosen

Wir müssen hier einen Moment innehalten, um die eigentümliche Beschaffenheit dieses Nicht-Ereignisses zu würdigen.

Generationen von Liebenden haben sich an den Formen abgearbeitet. Die Älteren unter uns erinnern sich an die Qualen des Skrupels, an jene endlosen inneren Verhöre, in denen jede Geste auf ihre patriarchale Altlast oder ihre emanzipatorische Reinheit hin überprüft werden musste. Man zögerte, man errötete, man dekonstruierte das eigene Begehren, bis von ihm nur noch Asche und ein schlechtes Gewissen übrig blieben. Die Jüngeren wiederum erfanden das Misstrauen neu: Sie scannten den Raum nach Übergriffen, wichen Berührungen aus wie Minenfeldern und zogen sich hinter den Schutzwall digitaler Bildschirme zurück, wo das Bro-Abklatschen die letzte erlaubte Form physischer Resonanz darstellte.

Hier jedoch, zwischen den Spanplattenregalen von Gang 14, begegnen wir einer völlig neuen anthropologischen Spezies: den Reibungslosen.

Tim und Lea leiden nicht an der Form, denn sie haben keine. Sie leiden aber auch nicht an der Sehnsucht nach Form, denn sie kennen ihren Wert nicht. Sie sind das Endprodukt einer Gesellschaft, die jede Hemmschwelle als bürokratisches Hindernis abgetragen hat. Wo es keine Tabus mehr gibt, existiert auch keine Übertretung mehr. Was Tim tut – das unbedachte Zupacken an der Hüfte –, ist kein Akt machistischer Dominanz; dazu fehlt ihm jeglicher Wille zur Macht. Es ist schlicht eine motorische Entlastungsbewegung. Eine Übersprunghandlung des Körpers, der im Vakuum der Bedeutungsfreiheit operiert.

Wenn aber jede Berührung erlaubt ist, weil ohnehin alles gleichgültig ist, verliert die Berührung ihren Sinn. Sie sendet kein Zeichen mehr. Sie ist nur noch Physik: Druck auf Textilgewebe. Der Griff an die Hüfte, der vor fünfzig Jahren eine Kriegserklärung und vor dreißig Jahren ein Skandal gewesen wäre, wird hier mit einem Achselzucken quittiert. „Passt schon." Die Sprache der Figuren ist kein Werkzeug des Ausdrucks, sondern ein Schalldämpfer. Mit Vokabeln wie „meinetwegen" und „ganz lustig" wird jede aufkeimende Intensität sofort neutralisiert, noch ehe sie das Bewusstsein beunruhigen könnte.

Das Sofa und das Flimmern

Vier Stunden später in Leas Wohnung. Ein Neubaukomplex mit weiß verputzten Wänden, Laminatboden in Eichenoptik und Fenstern, die sich nicht ganz öffnen ließen. Auf dem Couchtisch standen die Reste einer Lieferdienst-Bestellung: zwei aufgeklappte Kartons mit lauwarmer Pasta, daneben drei leere Aluminiumdosen mit Grapefruit-Hard-Seltzer. Auf dem Flachbildschirm an der Wand lief eine Streaming-Serie ohne Ton – Bilder von Verfolgungsjagden und Explosionen, die das Zimmer in kaltes, blaues Licht tauchten.

Sie waren nicht verabredet gewesen. Tim hatte nach dem Baumarkt seinen Wagen hinter ihren gelenkt, weil es geregnet hatte und er keine Lust verspürte, in seine eigene Wohnung

zu fahren, in der der Kühlschrank leer war. Sie hatte ihn nicht eingeladen; sie hatte lediglich die Haustür aufgedrückt und die Wohnungstür offen gelassen. Er war eingetreten, hatte die nassen Sneakers im Flur von den Fersen gestreift und sich auf das graue Ecksofa fallen lassen.

Es herrschte keine Spannung im Raum. Kein Blick, der dem anderen nachschlich, kein heimliches Mustern von Profil oder Händen. Tim lag halb auf den Kissen, die Beine über die Lehne geworfen, und tippte mit dem Daumen auf seinem Smartphone herum. Lea saß im Schneidersitz am anderen Ende der Couch, die Ärmel ihres Sweatshirts über die Handgelenke gezogen, und starrte mit leerem Blick auf das lautlose Flimmern des Fernsehers.

„Die Action-Szenen da“, murmelte Tim, ohne den Blick vom Display zu heben, „sind schon ganz lustig geschnitten.“

„Geht so“, erwiderte Lea. Sie gähnte ungeniert, ohne die Hand vor den Mund zu nehmen. „Zieht sich halt.“

Eine Viertelstunde verging in vollkommenem Schweigen. Draußen rauschte der Verkehr auf der vierspurigen Ausfallstraße. Tim legte das Telefon auf seine Brust, streckte die Arme über den Kopf, bis die Gelenke knackten, und sah zur Decke.

„Ziemlich warm hier drin“, sagte er.

Lea reagierte nicht sofort. Dann griff sie mit beiden Händen unter den Saum ihres Sweatshirts, zog es mit einer einzigen, flüssigen Bewegung über den Kopf und warf es auf den Boden. Darunter trug sie keinen BH, nur die nackte, blasse Haut des Oberkörpers im kalten Widerschein der Autoverfolgungsjagd. Es lag in dieser Entblößung nicht der leiseste Hauch von Verführung. Es war keine Geste des Angebots, kein Entkleiden im Dienste des Eros, sondern eine rein thermische Regulation. Ihr war warm; also zog sie sich aus.

Tim drehte den Kopf zur Seite. Sein Blick streifte ihre Brüste mit derselben beiläufigen Aufmerksamkeit, mit der er zuvor die Schnitttechnik der Serie registriert hatte. Kein Pulsieren an den Schläfen, kein Stocken des Atems.

„Kann man machen“, bemerkte er.

„Was soll’s“, sagte Lea und stützte die Ellbogen auf die Knie. „Ist doch egal.“

Was nun folgte, trug die Züge einer vollständigen Übersprunghandlung. Es gab kein Herantasten, kein Zögern, kein Vorkapitel. Tim rollte sich auf der Couch herum, griff nach ihrem Oberschenkel, zog sie zu sich heran und öffnete den Reißverschluss seiner Hose. Sie half ihm dabei, nicht aus Gier, sondern um den Vorgang zu beschleunigen.

Der Vollzug war mechanisch, direkt und erstaunlich geräuschlos. Sie bewegten sich aufeinander wie zwei Turnende, die eine bekannte Übungsfolge auf der Matte absolvieren. Es gab keinen Kuss, denn ein Kuss verlangt nach Gesichtern, und Gesichter verlangen nach Anerkennung. Ihre Münder blieben halb geöffnet, stumm, während ihre Körper

die biomechanischen Reibungen vollzogen, die ihnen von der Natur und unzähligen Internetclips vorgegeben waren. Es tat nicht weh, es war nicht abstoßend; es war schlicht funktional. Ein Stoffwechselvorgang im Halbdunkel eines Wohnzimmers, beleuchtet von den Blaulichtern einer lautlosen Polizeikarawane auf dem Bildschirm.

Als es vorbei war, rollte Tim zur Seite auf den Rücken. Er atmete kurz durch die Nase aus, tastete sofort nach seinem Telefon auf dem Teppich und entsperrte den Bildschirm.

Lea stand auf, ging mit nackten Füßen über das kalte Laminat in die Küchenzeile und trank zwei Schluck Leitungswasser direkt aus dem Hahn. Das Wasser tropfte ihr auf das Schlüsselbein. Sie wischte es mit dem Handrücken ab.

„War eigentlich ganz witzig“, sagte Tim von der Couch, während sein Daumen bereits wieder über die Benutzeroberfläche glitt.

Lea stellte das Glas nicht ab, sondern lehnte sich gegen die Arbeitsplatte.

„Meinetwegen“, sagte sie tonlos. „Passt schon.“

Er blieb über Nacht, weil der Weg zur Straßenbahn zu weit gewesen wäre. Sie schliefen auf derselben Matratze, Rücken an Rücken, durch eine Lücke von zwanzig Zentimetern getrennt, in der die Luft kühl blieb. Keiner von beiden berührte den anderen im Schlaf.

Zwischenruf: Ohne Form kein Zauber

Hier stoßen wir auf die zentrale Täuschung unserer Epoche, auf jenen großen Irrtum, der uns von den Aposteln der totalen Enthemmung als Fortschritt verkauft wurde: der Glaube, dass der Zauber dort beginnt, wo die Form aufhört.

Jahrhundertelang predigte man der Jugend, dass die Rituale, die Schranken, die gesellschaftlichen Gesetze und die moralischen Bedenken Gefängnismauern seien, die den armen Eros knebelten. Man müsse nur die Kleider zerreißen, die Konventionen in den Müll werfen, die Höflichkeit als Heuchelei entlarven und den Körpern ihren freien Lauf lassen – und schon würde das Paradies der unmittelbaren Leidenschaft aufbrechen.

Welch ein grandioser Unfug.

Was Tim und Lea auf diesem grauen Sofa praktizieren, ist die traurigste aller Entzauberungen: die Entzauberung durch Vollzug. Erotik ist kein Naturzustand. Das Aufeinandertreffen zweier nackter Körper ist zunächst nichts weiter als Säugetierbiologie, eine Kombination aus Thermodynamik und Schleimhautkontakt. Das, was wir Liebe nennen – oder auch nur Begehren, Verführung, Zauber –, ist kein biologischer Rohstoff, sondern ein hochgradig artifizielles Kunstprodukt.

Der Zauber entsteht niemals aus der Unmittelbarkeit. Er entsteht ausschließlich durch den Umweg. Er braucht die Verzögerung, das Hindernis, die Schwelle, die erst überwunden werden muss. Er lebt von der Sekunde des Zögerns an der Wohnungstür; von dem Blick, der sich nicht sicher ist, ob er gemeint ist; von der Angst vor der Zurückweisung und

dem Triumph des Gelingens. Erotik verlangt nach einem Vorhang. Wer den Vorhang einfach abreißt, wie man eine Plastikfolie von einer Fertigpackung reißt, findet dahinter kein Geheimnis, sondern nur die nackte Wand.

Weil Tim und Lea jede Form verweigern – weil sie weder die bürgerliche Courtoisie noch die moderne Konsensverhandlung noch die romantische Sehnsucht kennen –, bleibt ihre Vereinigung vollkommen spurlos. Wo alles sofort erlaubt ist, weil nichts mehr eine Bedeutung trägt, gibt es nichts mehr zu gewinnen. Ihre Übersprunghandlung brennt ab wie trockenes Stroh: eine helle, kalte Stichflamme ohne Hitze, die nichts hinterlässt als einen feinen, grauen Aschefilm auf dem Sofa. Ohne Form gibt es keinen Zauber, sondern nur die endlose, gähnende Öde des Erledigten.

Die Straßenkreuzung

Dienstagnachmittag, drei Tage später. Der Regen hatte aufgehört, aber die Luft schmeckte nach Abgasen und nassem Asphalt. Vor einem Spätkauf an einer großen Kreuzung standen gelbe Plastikkisten mit schrumpeligen Orangen und eingeschweißten Blumensträußen, die niemand kaufte.

Tim kam gerade aus der Tür des Ladens. Er trug dieselbe Steppweste wie am Samstag und balancierte eine Dose Eistee und eine Schachtel Kaugummis in der Hand. Er hatte Feierabend, aber sein Schritt verriet kein Ziel; er schlenderte einfach der Straßenbahnhaltestelle entgegen.

Von links, den Gehweg herab, kam Lea. Sie trug die braune Steppjacke und trug ein schmales, mit braunem Paketband umwickeltes Papppaket unter dem Arm, das sie soeben aus einer Packstation befreit hatte.

Sie sahen einander schon aus zehn Metern Entfernung. Keiner von beiden beschleunigte den Schritt, keiner verlangsamte ihn, keiner wich zur Seite aus. Sie steuerten aufeinander zu wie zwei Schiffe im Nebel, deren Radarsysteme zwar ein Signal empfangen, deren Steuerleute aber den Kurs nicht korrigieren wollen, weil das Manöver zu viel Kraft kosten würde.

Sie blieben zwei Schritte voneinander entfernt stehen, genau zwischen einem Mülleimer der Stadtreinigung und einem Werbeaufsteller für Mobilfunkverträge.

Tim öffnete mit einem metallischen Zischen die Eisteedose. Er nahm einen Schluck, wischte sich mit dem Ärmel über die Lippen und nickte ihr zu.

„Hi“, sagte er.

„Hi“, sagte sie. Sie schob das Paket ein Stück weiter unter die Achsel.

Ein Lastwagen donnerte über die Kreuzung, das Klappern seiner Ladebordwand übertönte für Sekunden jedes andere Geräusch. Nach der Dramaturgie aller Beziehungsgeschichten der Menschheit hätte nun jener Moment eintreten müssen, in dem das Schicksal verhandelt

wird. Sie hatten eine Nacht geteilt; ihre Körper waren ineinander gewesen. Es hätte die Möglichkeit bestanden, die Hand auszustrecken. Es hätte die Möglichkeit gegeben, zu fragen: Wer bist du eigentlich? Was machen wir jetzt? Sehen wir uns wieder? Oder aber den schmerzhaften Schnitt zu setzen: Es war ein Fehler.

Doch die Figuren dieser Epoche sind nicht fähig zum Drama, weil ihnen das Pathos der Entscheidung fremd ist. Sie kennen nur die Fortsetzung des Zustands durch Ausweichen.

Tim starrte auf das Klebeband ihres Pakets.

„War ganz lustig neulich“, sagte er schließlich. Er grinste dasselbe flache, schmale Grinsen wie im Baumarkt.

Lea blickte an seiner Schulter vorbei auf die Ampel, die gerade von Rot auf Gelb sprang. Sie spürte weder Reue noch Wärme. Die Erinnerung an seine Hände, an das Geräusch des Sofas, an den Geschmack seiner Haut war in ihrem Kopf bereits zu einer konturlosen Information herabgesunken – abgelegt in jenem mentalen Zwischenspeicher, in dem auch alte Werbeslogans und vergessene Passwörter lagern.

„Macht ja keinen Unterschied“, sagte sie leise und zuckte mit einer Schulter.

Tim nahm noch einen Schluck aus der Dose. Er trat mit der Schuhspitze gegen den Bordstein.

„Können ja die Tage nochmal… na ja. Schau’n wir mal.“

Lea sah ihn zum ersten Mal direkt an. Ihre Augen waren klar, hell und vollkommen leer. In ihnen spiegelte sich das Bremslicht eines Taxis.

„Klar“, sagte sie und wandte sich bereits halb zur Seite. „Mal sehen.“

Sie ging weiter. Tim drehte sich nicht nach ihr um. Er steckte die freie Hand in die Jackentasche, schob den Kaugummistreifen zwischen die Zähne und ging mit schlurfenden Schritten hinüber zur Verkehrsinsel, um auf die Straßenbahn der Linie 4 zu warten.

Es gab keinen Bruch, keinen Krach, kein Abschiedswort. Die Beziehung endete nicht; sie fand schlicht nicht statt. Sie verpuffte im Raum zwischen zwei Ampelphasen, spurlos zerronnen wie das Kondenswasser auf den Scheiben des Spätkaufs.

Epilog: Das Gespenst des Beliebigen

Hier kapituliert der Chronist.

Wie gern hätte ich Ihnen, verehrte Leser, an dieser Stelle von einem Scheitern berichtet! Vom tragischen Scheitern zweier Seelen, die an den Klippen der gesellschaftlichen Verhältnisse zerschellen; von der Wucht des Unausgesprochenen; von der edlen Verzweiflung derer, die sich lieben wollen, aber nicht können, weil die Zeit gegen sie steht.

Aber man kann an nichts zerschellen, wenn keine Felsen da sind. Man kann nicht fallen, wenn es keine Höhe gibt. Tim und Lea scheitern nicht. Denn um zu scheitern, müsste man ein Ziel gehabt, einen Versuch gewagt, eine Form riskiert haben. Sie haben nichts gewagt. Sie haben lediglich die Möglichkeiten des Raumes genutzt, wie Wasser die Senke nutzt, um dort eine schmutzige Pfütze zu bilden, bis die Sonne sie wieder austrocknet.

Das ist die letzte, zynische Pointe der vollkommenen Formlosigkeit: Sie beraubt uns sogar noch der Melancholie. Wo kein Zauber war, kann es keine Trauer über seinen Verlust geben. Wo alles egal ist, bleibt am Ende nicht einmal das Bedauern.

An der Haltestelle zog Tim sein Telefon aus der Tasche. Der Akku stand bei vierzig Prozent. Die Bahn hatte vier Minuten Verspätung. Er öffnete eine App, in der kurze, bunte Videos von unbekannten Menschen im Endlos-Loop abgespielt wurden. Sein Daumen wischte nach oben, einmal, zweimal, dreimal. Ein Hund, der auf einem Skateboard fuhr; ein Rezept für Nudeln mit Schmelzkäse; ein Mann, der in ein Mikrofon brüllte. Tim sah zu. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. Er wusste bereits nicht mehr, wie Leas Nachname gelautet hatte.

Drei Straßen weiter schloss Lea die Tür ihrer Wohnung auf. Sie warf die Post auf die Kommode, stellte das Paket neben den Kühlschrank und zog die Steppjacke aus. Auf dem Sofa lag noch die Falte von Tims Körper im Polster.

Sie strich mit der flachen Hand darüber, ganz mechanisch, um den Stoff zu glätten. Dann schaltete sie den Fernseher ein, drehte den Ton ab und setzte sich auf das Kissen – allein, unberührt, unrettbar geschützt vor jedem Zauber der Welt.

Die Symmetrie der Höflichkeit

Zwei Männer, die sich zu gut verstehen

Der Erzähler möchte gleich zu Beginn gestehen, dass er keine Geschichte erzählt, sondern einen Versuchsaufbau beschreibt, und dass er die beiden Männer, deren Namen Matthias und Jens sind, aus diesem Versuch nicht entlassen wird, ohne sie ein wenig zu lieben. Das widerspricht der wissenschaftlichen Distanz, die er sich verordnet hat, aber der Erzähler hat schon lange aufgehört, seinen Verordnungen zu glauben. Er hat sie, wie die meisten Menschen ihre Neujahrsvorsätze, nur formuliert, um etwas zu haben, wogegen er verstoßen kann.

Es ist ein Donnerstagabend im März, und in der Stadtbibliothek Dresden, im Untergeschoss des Kulturpalastes, findet eine Lesung zur Stadtgeschichte statt. Der Titel lautet *Dresden nach 1945: Wiederaufbau und Verdrängung*, und das Publikum besteht aus Rentnern, Geschichtslehrern, einer Gruppe von Studierenden, die für einen Schein anwesend sein müssen, und zwei Männern Ende dreißig, die sich beide einreden, sie seien aus rein sachlichem Interesse gekommen. Der Erzähler hat diese Formel, *rein sachliches Interesse*, in seinem Leben so oft gehört, dass er sie für eine der großen Chiffren des Jahrhunderts hält: Sie bedeutet, dass jemand sehr genau weiß, was er sucht, und gerade deshalb nicht sagen darf, dass er es sucht.

Matthias ist Architekt. Er restauriert Altbauten in der Neustadt und hat eine Vorliebe für Treppenhäuser, in denen man noch die Spuren von Menschen erkennt, die dort vor ihm gelebt haben, den abgewetzten Handlauf, die Kerbe im Holz, die Stelle, an der jahrzehntelang dieselbe Hand dieselbe Wand berührt hat. Er sagt gern, ein Haus sei ein Gedächtnis, das nicht sprechen könne, und er halte es für seine Aufgabe, ihm zuzuhören. Dass er selbst ein Mann ist, der nicht gern spricht, hält er für einen Zufall. Jens ist Anästhesist am Uniklinikum und hat sich beruflich darauf spezialisiert, Menschen in einen Zustand zu versetzen, in dem sie nichts mehr empfinden, ein Zustand, den er privat nie ausprobiert hat und den er, wie er einmal einer Kollegin gestand, nur deshalb so gut beherrscht, weil er ihn aus der Beobachtung kennt. Beide sind siebenunddreißig, beide in Sachsen aufgewachsen, Matthias in Freital, Jens in Bautzen, und beide haben mit dem Vater seit Jahren nur das Nötigste gesprochen, was in Sachsen, wie der Erzähler vermutet, ein eigener Dialekt des Schweigens ist.

Der Erzähler hält es für nötig, an dieser Stelle auf eine Symmetrie hinzuweisen, die er nicht erfunden hat: Beide wohnen in einer Dreizimmerwohnung, beide haben eine Zimmerpflanze, die sie sich nicht gekauft haben, sondern geschenkt bekamen, und beide hängen ihre Jacke immer an denselben Haken. Das sind keine Auffälligkeiten, aber der Erzähler ist der Meinung, dass man die Gleichheit zweier Menschen weniger an ihren Überzeugungen als an ihren Gewohnheiten erkennt, und dass die Liebe, wenn sie eine Wissenschaft wäre, eine Wissenschaft der Haken und Pflanzen sein müsste.

Der Abend beginnt mit einem Vortrag über die Rekonstruktion der Frauenkirche, den beide mit höflichem Interesse verfolgen, jeder in einer anderen Reihe, jeder ein wenig zu aufrecht. Matthias sitzt links, am Gang, damit er jederzeit gehen kann. Jens sitzt rechts, ebenfalls am Gang, aus demselben Grund. Der Erzähler findet es bemerkenswert, wie viele Menschen sich in öffentlichen Räumen so platzieren, dass der Rückzug stets möglich bleibt, und er hat den Verdacht, dass die Fluchtwege in Konzertsälen weniger der Brandsicherheit dienen als dem Selbstbild der Besucher.

In der Pause stehen beide vor dem Büchertisch. Der Zufall, den der Erzähler wie jeder Erzähler nicht leiden kann, aber braucht, will es so, dass beide nach demselben Band greifen, einem schmalen Buch über das Leben homosexueller Männer in der DDR, mit einem grauen Umschlag und einem Foto, auf dem zwei Männer in Mänteln an einer Elbbrücke stehen und nicht in die Kamera sehen. Das Foto ist, wie der Erzähler findet, das ehrlichste Bild, das man von Intimität machen kann: zwei Menschen, die nebeneinander stehen und gemeinsam in eine Richtung schauen, die nicht ihre eigene ist.

»Bitte«, sagt Matthias.

»Nein, bitte«, sagt Jens.

Hier könnte eine Geschichte beginnen, und der Erzähler weiß, wie sie dann weiterginge: ein Lachen, ein zweites Buch, ein Kaffee, eine Verabredung, die niemand Verabredung nennt. Aber die beiden sind Männer ihrer Zeit und ihrer Herkunft. Sie haben gelernt, dass man sich in Dresden lange Zeit nicht zeigte und dass Höflichkeit eine Form des Selbstschutzes ist, die sich über Generationen vererbt, auch wenn der Anlass verschwunden ist, so wie ein Kind den Gang seiner Mutter erbt, ohne zu wissen, dass sie einst hinkte. Jeder tritt einen Schritt zurück, jeder lässt dem anderen den Vortritt, und am Ende kauft keiner das Buch.

Der Erzähler erlaubt sich eine Randbemerkung: Wenn zwei Menschen einander gleichzeitig den Vortritt lassen, entsteht ein Vakuum, und dieses Vakuum hat in der Geschichte der Menschheit mehr Beziehungen verhindert als alle Eltern, Religionen und Staaten zusammen. Es ist ein Vakuum aus Rücksicht, und deshalb ist es so schwer zu bekämpfen.

Draußen, am Ausgang, stehen beide unter dem Vordach des Kulturpalastes, denn es regnet, und beide haben einen Schirm, der eine schwarz, der andere ebenfalls schwarz. Der Erzähler hält das für eine Chiffre, vermutlich für eine billige, aber er verzichtet nicht auf Billiges, wenn die Wirklichkeit es ihm anbietet. Der Altmarkt glänzt nass, die Straßenbahn quietscht in der Kurve, und irgendwo spielt jemand auf einer Gitarre ein Lied, das keiner der beiden kennt und beide für schön halten.

»Sie interessieren sich für das Thema?«, fragt Jens.

»Beruflich«, sagt Matthias, was gelogen ist. »Und Sie?«

»Auch beruflich«, sagt Jens, was ebenfalls gelogen ist.

Sie lächeln beide, und beide verstehen, dass der andere gelogen hat und warum. Dieses Verstehen ist der Anfang und, wie sich zeigen wird, auch das Ende. Es hat etwas von

dem Moment, in dem zwei Schachspieler erkennen, dass sie denselben Eröffnungszug gewählt haben, und vor Schreck beide die Hand vom Brett nehmen.

Sie gehen gemeinsam bis zur Haltestelle am Postplatz, ohne dass einer es vorgeschlagen hätte, und bleiben drei Minuten nebeneinander im Regen stehen, ohne ein Wort zu sagen. Die Bahn von Matthias kommt zuerst. Er steigt ein, dreht sich um und hebt die Hand, und Jens hebt die seine, und der Erzähler stellt fest, dass es das erste Mal in dieser Geschichte ist, dass beide dasselbe zum selben Zeitpunkt tun, ohne dass es ein Ausweichen wäre.

Zwischenbetrachtung über die Etikette der Unauffälligkeit

Der Erzähler muss hier einen Gedanken einschieben, der in der Handlung nichts verloren hat und gerade deshalb wichtig ist.

Die Generation der beiden Männer ist die erste, die in Freiheit aufwachsen durfte und diese Freiheit nie ganz geglaubt hat. Ihre Eltern lebten in einem Land, in dem Männer, die Männer liebten, nicht mehr bestraft, aber auch nicht gesehen wurden. Der Paragraph 175 galt in der DDR bis 1968 in seiner alten Form und wurde dann gemildert, später ganz gestrichen, aber die Gesellschaft hatte ihn längst verinnerlicht, so wie man ein Gesetz, das man lange genug befolgt hat, nicht mehr als Gesetz, sondern als Charakter empfindet. Man traf sich in Parks, in Toiletten, in Wohnungen mit zugezogenen Vorhängen, in kirchlichen Gesprächskreisen, die keinen Namen trugen, und lernte eine Sprache der Andeutung, in der ein falsches Wort die Existenz kosten konnte. Wer in dieser Sprache sicher war, überlebte, und wer überlebte, gab sie weiter, nicht als Lehre, sondern als Haltung, als Art, einen Raum zu betreten und beim Eintreten schon den Ausgang zu zählen.

Dann kam 1989, und mit ihm das Versprechen, dass alles gesagt werden dürfe. Aber Sprachen, die man sich über Jahrzehnte angewöhnt hat, verschwinden nicht über Nacht. Sie leben weiter in den Kindern, die sie nie sprechen mussten und trotzdem beherrschen, wie eine Muttersprache, die man nicht mehr benutzt und doch im Schlaf noch versteht. Der Erzähler denkt dabei an Wörter, die man nicht sagt, an Blicke, die man abbricht, an Fotografien, die nicht aufgehängt werden, und er denkt, dass die Befreiung eines Landes eine Sache von Tagen sein kann, die Befreiung seiner Gesten aber eine Sache von Generationen.

Matthias und Jens sind Erben dieser Unauffälligkeit. Sie haben sich geoutet, sie haben Freunde, die es wissen, sie gehen zum Christopher Street Day und lassen sich fotografieren, mit Fahne und mit einem Lachen, das echt ist. Aber in dem Moment, in dem es darauf ankäme, sich zu zeigen, vor einem Einzelnen, ohne die Menge als Schutz, greift die alte Sprache wieder. Man sagt nicht, was man will. Man wartet, bis der andere es sagt. Und wenn beide warten, entsteht eine Symmetrie, die man mit Höflichkeit verwechseln kann und die nichts anderes ist als gemeinsam organisiertes Schweigen.

Der Erzähler entschuldigt sich für den soziologischen Ton. Er ist ihm in dieser Lage unvermeidlich, und er verspricht, ihn bald wieder gegen Zuneigung auszutauschen, obwohl er ahnt, dass er das Versprechen nicht halten wird, weil beides bei ihm ohnehin dasselbe ist.

Der Kochkurs

Die zweite Begegnung ist, wie jede gute zweite Begegnung, ein Missverständnis, das als Zufall auftritt. Matthias hat sich auf Drängen seiner besten Freundin Katrin, einer Lehrerin, die ihn seit zehn Jahren zu seinem Glück zwingen will und dabei die Entschlossenheit einer Verkehrspolizistin an den Tag legt, in einem Kochkurs der Volkshochschule angemeldet. Jens wurde von seiner Schwester Anja, die in Leipzig lebt und ihn aus der Ferne verwaltet wie ein Familienunternehmen mit schwankenden Umsätzen, zum selben Kurs geschickt. Der Erzähler findet es bemerkenswert, dass beide Männer eine beste Freundin oder Schwester haben, die ihnen ein Leben organisiert, das sie sich selbst nicht zutrauen, und beschließt, dies nicht weiter zu kommentieren, außer mit der Bemerkung, dass es in Sachsen vermutlich mehr Frauen gibt, die ihren Männern das Glück vermitteln, als Standesämter, die es beurkunden.

Der Kurs heißt *Norditalienische Küche für Anfänger*, und er findet dienstags in einer Lehrküche im Souterrain einer Schule in der Johannstadt statt, mit Edelstahlzeilen, einem Geruch nach Spülmittel und Zwiebeln und einem Poster der Lebensmittelpyramide, das seit den neunziger Jahren dort hängt und niemanden mehr überzeugt. An diesem Abend steht Risotto auf dem Plan. Die Kursleiterin, eine resolute Frau namens Frau Wendler, die dreißig Jahre lang eine Betriebskantine geleitet hat und Menschen nach der Art beurteilt, wie sie ein Messer halten, teilt die Teilnehmer in Zweiergruppen ein. Matthias und Jens werden zusammengestellt, und der Erzähler schwört, dass er daran nichts gedreht hat. Er wäre nie so plump gewesen.

Sie erkennen sich sofort, was beide für einen Augenblick lang aus der Fassung bringt und was beide hinter einem Lachen verbergen.

»Der Mann mit dem Schirm«, sagt Matthias.

»Der Mann ohne Buch«, sagt Jens.

Sie binden sich Schürzen um, beide dunkelblau, was der Erzähler als Zeichen betrachtet, dass die Volkshochschule nur eine Farbe bestellt hat, aber er gesteht sich ein, dass er das Zeichen lieber als Zeichen liest. Sie schneiden Zwiebeln, und der Erzähler beobachtet, dass beide mit derselben Sorgfalt vorgehen, im selben Rhythmus, mit demselben leichten Zögern vor dem ersten Schnitt. Die Arbeitsteilung ergibt sich von selbst, ohne ein Wort der Absprache: Matthias rührt, Jens gießt die Brühe nach. Es ist, als hätten sie hundertmal miteinander gekocht, und genau das erschreckt beide ein wenig. Denn Vertrautheit, die man nicht erarbeitet hat, kommt einem unverdient vor und macht misstrauisch, so wie

ein Geschenk ohne Anlass den Beschenkten erst in Verlegenheit bringt und dann in Verdacht.

Während der Reis quillt, reden sie. Über die Stadt, über die Neubauten am Neumarkt, die Matthias für Kulissen hält und Jens für gelungene Heilung. Über das Wetter, das in Dresden immer etwas Entschuldigendes hat. Über die Eltern, ohne Namen zu nennen. Über Freital und Bautzen, die beide nur mit einem Achselzucken erwähnen, das mehr sagt als ein Satz. Matthias erzählt, dass er als Jugendlicher die Bahnlinie nach Dresden täglich als Fluchtweg betrachtet habe, als eine Schiene, auf der man in eine Stadt fahren könne, in der niemand wisse, wessen Sohn man sei. Jens erzählt, dass in Bautzen der Gefängnisname, der in ganz Deutschland bekannt ist, die Stadt bis heute wie ein Schatten begleite, und dass er als Kind geglaubt habe, es gebe Orte, an denen man nicht leben könne, ohne mitverurteilt zu sein.

»Mein Vater«, sagt Jens und rührt, »hat mich zwei Jahre nicht angerufen, nachdem ich es ihm gesagt hatte.«

Er sagt es nebenbei, im Ton eines Mannes, der von einer Reifenpanne erzählt. Matthias hört es und weiß, was er jetzt sagen müsste, nämlich etwas Eigenes, etwas Verletzliches, das Gleichgewicht der Offenbarung. Aber er hat gelernt, dass man auf eine Offenbarung nicht mit einer Offenbarung antwortet, sondern mit einem verständnisvollen Nicken, das den anderen schützt und sich selbst gleich mit.

»Das tut mir leid«, sagt er.

Es ist der richtige Satz, und er ist völlig falsch. Beide spüren es, und beide tun, als sei nichts gewesen. Der Erzähler muss zugeben, dass er an dieser Stelle gern die Küche gewechselt hätte, in ein Zimmer, in dem man sich setzen kann, in eine Nacht, in der Sätze dieser Art nicht beantwortet, sondern ausgehalten werden. Aber die Geschichte findet in einer Lehrküche statt, und in einer Lehrküche werden Sätze, wie der Reis, gerührt und nicht gegessen.

Das Risotto gelingt ausgezeichnet, Frau Wendler lobt es als das beste des Abends, und die beiden essen es schweigend an einem Tisch, den sie sich nicht ausgesucht haben und von dem keiner aufstehen will. Frau Wendler geht an ihnen vorbei, bleibt kurz stehen, wirft einen Blick auf die beiden Teller und sagt: »Sie kochen, als würden Sie sich schon lange kennen.« Beide lachen, ein wenig zu laut, und der Erzähler beschließt, Frau Wendler in sein Herz zu schließen, weil sie als Einzige in dieser Geschichte ausspricht, was alle sehen.

Beim Abwasch stehen sie nebeneinander, Matthias wäscht, Jens trocknet. Ihre Hände berühren sich nicht, aber der Erzähler beobachtet, dass beide in den vierzig Sekunden, in denen sie einen Topf zwischen sich weiterreichen, so sorgfältig darauf achten, sich nicht zu berühren, dass die Vermeidung selbst zur Berührung wird, zu einer Art Tanz um einen Gegenstand, den beide für ein Küchengerät halten und der keines ist.

Auf dem Heimweg läuft jeder allein durch die Johannstadt, an Plattenbauten vorbei, in deren Fenstern das blaue Licht der Fernseher flackert. Beide denken an den anderen,

beide denken sich dasselbe, nämlich dass es sich um eine sympathische Bekanntschaft handelt, und beide, jeder auf seine Weise, lügen sich dabei an, und jeder mit dem Vorteil, dass er die Lüge des anderen nicht kennt.

Zwischenbetrachtung über das Angebot, das zu symmetrisch ist

Man könnte meinen, Gleichheit sei die beste Voraussetzung für Nähe. Der Erzähler hat das lange geglaubt, bis er die Liebe als eine Gelegenheit erkannte, die Ungleichheit braucht, einen Unterschied im Gefälle, in dem etwas fließen kann. Wo zwei Pegel genau gleich stehen, fließt nichts, und das Wasser steht still und spiegelt den Himmel, was sehr schön aussieht und niemanden durstig macht.

Matthias und Jens sind zwei solche Wasser. Jeder wartet darauf, dass der andere den Abfluss öffnet, und jeder hält das Warten des anderen für eine Auskunft. Wenn er nicht fragt, will er nicht. Wenn er nicht anruft, bin ich ihm gleichgültig. Dass der andere dasselbe denkt, ist dem Denkenden nicht zugänglich, denn die doppelte Kontingenz, die der Erzähler aus der Soziologie borgt, besteht gerade darin, dass jeder nur sein eigenes Innenleben kennt und das des anderen aus dessen Verhalten erschließen muss, das seinerseits aus der Vermutung über das eigene Verhalten gespeist wird. Jeder ist für den anderen eine Black Box, aber in diesem Fall sind es zwei Black Boxes, die beide dieselbe Aufschrift tragen und beide dieselbe Schaltung enthalten, so dass jeder, hätte er nur hineingesehen, sich selbst erkannt hätte.

Der Erzähler merkt an, dass dies kompliziert klingt und in der Praxis ganz einfach ist: Beide stehen vor einer Tür, beide halten sie dem anderen auf, und beide stehen so lange, bis die Tür von selbst zufällt.

Es gibt, fügt er hinzu, eine Klasse von Menschen, die Höflichkeit für Zuneigung halten, und eine andere, die Zuneigung für Höflichkeit hält. Beide leben nebeneinander in jeder Stadt, und sie begegnen sich fast nie. Matthias und Jens gehören zu keiner der beiden Klassen, sondern zu einer dritten, seltenen, die Höflichkeit als Zuneigung einsetzt und dabei nicht merkt, dass sie dem anderen die Gelegenheit nimmt, ihr zu widersprechen. Denn man kann einem höflichen Menschen nicht sagen: Sei nicht so nett. Man kann nur gehen.

Das Abendessen, das beide für das Gleiche hielten

Am Ende des Kochkurses, nach sechs Abenden, in denen sie Gnocchi, Ossobuco und ein misslungenes Tiramisu zubereitet haben, tauschen sie ihre Nummern aus. Der Erzähler muss gestehen, dass er hier eine Ausnahme von der Regel macht, die elektronischen Medien aus der Geschichte herauszuhalten. Er löst das, indem er sagt: Es gibt einen Zettel, auf den Jens seine Nummer schreibt, mit einem Kugelschreiber der Volkshochschule, und Matthias steckt ihn in die Brusttasche seines Hemdes, wo er nichts bewirkt, außer dass er da ist. Der Zettel ist kariert, er stammt aus einem Block, den Frau Wendler für die

Rezepte bereitgelegt hat, und er trägt am oberen Rand noch die Spur eines Rezepts für Panna Cotta, die Jens unabsichtlich durchgedrückt hat. Der Erzähler findet, dass es keine bessere Art gibt, eine Telefonnummer zu übergeben, als auf der Rückseite eines Nachtischs.

Drei Wochen vergehen. In dieser Zeit passiert nichts, was den Namen Ereignis verdient, aber der Erzähler möchte nicht übergehen, dass die drei Wochen die intensivste Phase der ganzen Beziehung sind, weil jeder von beiden in dieser Zeit so oft an den anderen denkt, dass die Gedanken ihn mehr beschäftigen, als es ein Gespräch je könnte. Matthias zieht den Zettel am Montag aus der Hemdtasche und steckt ihn zurück. Am Mittwoch legt er ihn auf den Schreibtisch, neben die Baupläne eines Hauses in der Louisenstraße. Am Freitag wirft er ihn fast weg und holt ihn aus dem Papierkorb zurück. Jens dagegen schreibt die Nummer von Matthias, die er nicht hat, sondern nur imaginiert, mehrmals auf Rezepte und streicht sie wieder durch, was er als Übung in Selbstbeherrschung bezeichnet und was in Wahrheit eine Übung in Selbstbetrug ist.

Dann ruft Matthias an. Er hat dreimal gewählt und dreimal aufgelegt, und dass er es beim vierten Mal geschafft hat, verdankt er einem Glas Wein und der Erinnerung an Katrins Satz, dass man sich entscheiden müsse, ob man ein Mann oder ein Museum sei.

»Ein Abendessen«, sagt er. »Nichts Besonderes. Ich kenne ein Lokal an der Elbe.«

»Gern«, sagt Jens, zu schnell, und korrigiert sich: »Ich meine, ja, warum nicht.«

Das Lokal liegt in Pieschen, direkt am Wasser, mit Tischen, die ein wenig zu eng stehen, und Kerzen, die ein wenig zu viel Absicht verraten. Es ist ein Lokal, das so aussieht, als hätte jemand lange überlegt, wie man Zufälligkeit inszeniert. Beide kommen zehn Minuten zu früh, beide warten draußen, jeder sieht den anderen auf der anderen Straßenseite und tut so, als schaue er auf den Fluss. Der Erzähler kann diese Szene nicht ohne Zärtlichkeit beschreiben: Zwei erwachsene Männer, die einander beobachten und beide hoffen, dass der andere zuerst hineingeht. Der Fluss, der an diesem Abend träge und hell dahinzieht, wirkt wie ein Zuschauer, der die Pointe schon kennt und aus Anstand schweigt.

Schließlich gehen sie gleichzeitig los, treffen sich in der Mitte der Straße und lachen. Es ist das erste unverstellte Lachen der Geschichte, und es dauert genau drei Sekunden, dann ist es wieder verschwunden, ersetzt durch die vertraute Höflichkeit.

Drinnen bestellen sie beide den Fisch und beide ein Glas Riesling, nicht aus Absprache, sondern aus derselben Vorsicht. Das Gespräch fließt, ohne zu strömen. Sie reden über Bauten und Narkosen, über die Vorzüge des Altbaus und die Unzuverlässigkeit des Schlafes, über Freunde, die weggezogen sind, nach Berlin, nach Hamburg, nach München, und über Orte, an denen man sich früher getroffen hat und die es nicht mehr gibt. Jens erzählt von einem Park in der Johannstadt, den sein Onkel ihm einmal gezeigt hat, ohne ein Wort zu sagen, nur mit einem Blick, der auf einen Baum wies, und Matthias begreift, was gemeint ist, und sagt nichts, weil er Angst hat, das Richtige falsch zu sagen.

Matthias erzählt seinerseits, aber nur halb, von einem Mann, mit dem er acht Jahre zusammengelebt hat, in einer Wohnung in der Äußeren Neustadt, und der ihm eines

Morgens beim Frühstück gesagt hat, er sei nicht unglücklich, aber auch nicht mehr da. Jens nickt. Er hat die gleiche Geschichte, mit anderen Namen und einem anderen Frühstück, und er erzählt sie nicht, weil er glaubt, dass eine Geschichte, die der andere schon kennt, nicht erzählt werden muss. Der Erzähler sieht darin das größte Missverständnis dieses Abends: dass Verstehen mit Erzählen verwechselt wird und dass zwei Männer, die einander so gut verstehen, einander nichts mehr erzählen müssen und deshalb nichts mehr voneinander erfahren.

Der Erzähler hat in diesem Moment das dringende Bedürfnis, einzugreifen. Er möchte Matthias zuflüstern: Fass seine Hand an. Er möchte Jens zuflüstern: Sag ihm, dass du ihn magst. Aber ein Erzähler, der eingreift, hört auf, ein Erzähler zu sein, und wird ein Kuppler, und dazu fehlt ihm das Talent. Außerdem sind die beiden, das muss er zugeben, nicht so dumm, dass sie einen Rat brauchten. Sie wissen es längst. Sie wissen nur nicht, dass der andere es weiß.

Beide halten das Abendessen für das Gleiche, nämlich für eine freundliche Verabredung unter Männern mit gemeinsamen Interessen, bei der man nicht verlieren kann, weil man nichts gesetzt hat. Beide haben im Stillen gehofft, es sei mehr, und beide haben dem anderen zugetraut, es nicht zu hoffen. Jeder hat sich vorgenommen, nicht der zu sein, der zuerst zu viel will, und weil beide sich dieselbe Zurückhaltung auferlegt haben, gelingt sie mit tadelloser Perfektion. Es gibt einen Moment, kurz nach dem Hauptgang, in dem Matthias die Hand auf den Tisch legt, nur wenige Zentimeter von der Hand von Jens entfernt, und Jens es bemerkt und seine Hand nicht bewegt, weil er glaubt, die Geste sei zufällig, und Matthias es bemerkt und seine Hand nicht bewegt, weil er glaubt, die Reglosigkeit des anderen sei eine Antwort. Die beiden Hände liegen eine ganze Weile so, wie zwei Schiffe, die sich in der Nacht begegnen und beide die Positionslichter löschen, um den anderen nicht zu stören.

Als die Rechnung kommt, teilen sie sie, auf den Cent genau, was beiden im selben Moment wie ein kleiner Verrat vorkommt und was keiner auszusprechen wagt. Der Kellner, ein junger Mann mit Nasenring, der den ganzen Abend freundlich und unauffällig war, lächelt dabei auf eine Weise, die der Erzähler als wissend deutet und die vermutlich nur müde ist.

Sie gehen die Elbe entlang, zwanzig Minuten lang, in einem Abstand von etwa einem Meter, der von Minute zu Minute größer und kleiner wird, ohne dass einer ihn bewusst reguliert. Über dem Fluss hängt der Mond, und am anderen Ufer leuchten die Fenster der Neustadt wie ein Archiv von Leben, in das man nicht hineinsehen darf. An der Marienbrücke bleibt Jens stehen und sagt: »Hier war ich als Kind einmal mit meinem Onkel.« Matthias fragt nicht nach. Er nickt, und das Nicken ist, wie schon im Kochkurs, ein Schutz, der zugleich eine Tür schließt.

Am Bahnhof Neustadt trennen sich ihre Wege. Matthias muss nach Süden, Jens nach Norden, die Gleise liegen sich gegenüber, getrennt durch dreißig Meter Luft und zwei Oberleitungen. Beide stehen auf ihrem Bahnsteig, beide sehen hinüber, beide heben zögernd die Hand. Dann fährt der eine Zug ein, der andere eine Minute später, und beide

drehen sich im Einsteigen noch einmal um, doch in dem Augenblick, in dem der eine zurückschaut, schaut der andere schon in den Wagen hinein, und ihre Blicke verfehlen sich um eine Sekunde.

Der Erzähler ist der Einzige, der beide Blicke gesehen hat. Er hätte es ihnen sagen können. Er tut es nicht, weil er nicht existiert.

Epilog: Die Unwahrscheinlichkeit des Verstehens

Es gibt keine Fortsetzung. Der Erzähler weiß, dass dies enttäuschend ist, und er bittet den Leser um Nachsicht, denn er hat nie versprochen, ein Märchen zu erzählen.

Matthias hat Jens nicht mehr angerufen, weil er glaubte, der andere hätte es getan, wenn er gewollt hätte. Jens hat Matthias nicht mehr angerufen, aus demselben Grund. Beide haben je einmal den Zettel hervorgeholt, den sie eigentlich nie vernichtet haben, und ihn wieder weggelegt. Beide haben ihrer besten Freundin, beziehungsweise Schwester, berichtet, es sei ein netter Abend gewesen, und beide haben sich dabei fast überzeugt. Katrin hat daraufhin drei Tage lang nicht mit Matthias gesprochen, Anja eine Woche lang nicht mit Jens, und der Erzähler hält diese beiden Schweigen für die einzigen ehrlichen Reaktionen der ganzen Geschichte.

Der Erzähler sagt, er mag beide. Er mag Matthias, der Treppenhäuser liebt und Menschen nicht ganz zutraut, dass sie bleiben. Er mag Jens, der Menschen in den Schlaf schickt und selbst nicht schlafen kann. Er hätte sie gern zusammengebracht, aber er muss einsehen, dass ihr Scheitern kein Fehler ist, sondern eine Leistung: Es gehört Können dazu, einander so vollkommen zu verstehen, dass nichts mehr passieren kann. Es gehört Disziplin dazu, die man nur in einem Land erwirbt, in dem das Verschweigen jahrzehntelang eine Überlebenstechnik war, und es gehört Takt dazu, den man nur in einer Familie lernt, in der Zuneigung stets mit Schweigen bezahlt wurde.

Man könnte sagen, die Geschichte der beiden sei die Geschichte einer Generation, die gelernt hat, sich nicht mehr zu verstecken, und dabei vergessen hat, wie man sich zeigt. Man könnte auch sagen, es sei die Geschichte eines Zufalls, der sich nicht ereignet hat. Man könnte schließlich sagen, es sei die Geschichte der Höflichkeit selbst, dieser leisen Tyrannin, die uns beibringt, niemandem zu nahe zu treten, und uns damit auch vor jedem schützt, der uns nahe kommen könnte. Der Erzähler lässt alle drei Deutungen gelten, weil er der Wirklichkeit nicht die Eleganz einer einzigen Erklärung zumuten will.

Dresden liegt weiter an der Elbe, die Brücken stehen, der Park in der Johannstadt hat seine Bäume, und in der Stadtbibliothek liegt das graue Buch mit den beiden Männern in Mänteln noch immer auf dem Tisch. Niemand hat es gekauft. Vielleicht wird es irgendwann jemand nehmen, der nichts von den beiden weiß und es aus keinem sachlichen Interesse liest, und vielleicht wird er auf dem Foto zwei Männer sehen, die nebeneinander an einer Brücke stehen und in dieselbe Richtung blicken, und zum ersten Mal verstehen,

dass dies kein Bild des Abschieds ist, sondern eines der größten Möglichkeiten, die Menschen zueinander haben, und dass sie es sich nie erlaubt haben, sie zu nutzen.

Es ist eine kleine Geschichte, und sie ist zu Ende.

Die Asymmetrie der Gewissheit

Der Stand, der Schirm und die Frage nach dem Flyer

Anfang Mai, an einem Samstagvormittag, stand auf dem Marktplatz von Bad Lindenau ein grüner Schirm, der aussah, als habe er sich in einer anderen Stadt verheddert und sei aus Höflichkeit hiergeblieben. Bad Lindenau war eine Mittelstadt, wenn man ihre Einwohnerzahl in eine statistische Tabelle eintrug, und eine Kleinstadt, sobald man auf dem Marktplatz jemanden grüßte, den man nicht kannte, aber dessen Schwager man kannte. Die Luft roch nach nassem Pflaster, Hefe aus der Bäckerei und dem erdigen Süßlichen der Radieschen, die der Biogemüsehändler in flachen Holzkisten aufgeschichtet hatte. Über den Dächern hing ein Himmel, der noch nicht entschieden hatte, ob er Regen war.

Es war Kommunalwahlkampf. Kommunalwahlkampf ist die Jahreszeit, in der Menschen, die sich sonst nur am Rand des Blickfeldes begegnen, einander plötzlich erklären, wie die Zukunft einer Straße aussehen sollte. Zwischen Bäcker und Gemüsewagen hatten die Grünen ihren Stand aufgebaut: ein Klapptisch, zwei Stühle, ein Glas mit Gummibärchen, ein Stapel Flyer, ein Topf mit einer jungen Sonnenblume, die in den kommenden Stunden mehr Aufmerksamkeit bekommen sollte als das kommunale Verkehrskonzept. Das Wahlplakat hinter ihnen war mit Kabelbindern an den Schirmfuß befestigt und flatterte bei jedem Windstoß, als wolle es seine eigene Botschaft davontragen.

Marlene Kaschuba war dreißig und Sozialarbeiterin in der Jugendhilfe. Sie war an diesem Morgen nicht als Kandidatin gekommen. Ihre Freundin Jana, die auf der Liste stand und auf dem Plakat lächelte, lag mit Grippe im Bett und hatte Marlene gebeten, zwei Stunden einzuspringen. Marlene hatte zugesagt, weil sie zuverlässig war, weil sie Jana mochte und weil sie sich insgeheim für unfähig hielt, eine Bitte abzulehnen, die mit einem Hustenanfall endete. Sie trug einen dunklen Wollmantel, obwohl es Mai war, darunter einen roten Pullover, der an den Ellenbogen bereits glänzte, und Schuhe, deren Sohlen den Marktplatz kannten. Ihre Haare hatte sie im Nacken zusammengebunden; einzelne Strähnen lösten sich, sobald sie den Kopf wandte.

Sie nahm den Flyer vom obersten Stapel, glättete ihn und legte ihn wieder hin. Auf dem Papier standen die üblichen Versprechen über Busse, bezahlbare Wohnungen, sichere Schulwege und eine Stadt, die niemanden zurücklasse. Der Satz war ordentlich gesetzt und hatte trotzdem etwas Rührendes: als ließe sich ein Zurücklassen durch den richtigen Zeilenabstand verhindern. Marlene kannte die Grenzen solcher Sätze. Sie kannte auch ihren Nutzen. Ein Flyer war keine Politik, aber eine kleine Gelegenheit, jemanden anzusprechen, der noch nicht wusste, ob er angesprochen werden wollte.

Er neigte dem blauen Lager zu, ohne Mitglied zu sein. Das Blau war eine Chiffre, die Menschen verwendeten, wenn sie eine politische Richtung bezeichnen wollten, ohne die ganze Schwere eines Namens auf den Tisch zu legen. Tobias sagte selten, dass er zu etwas gehörte. Er sagte eher, man müsse ja noch fragen dürfen, und meinte damit zugleich,

dass er gefragt werden wollte und dass die Frage selbst manchmal schon die Antwort enthielt. Er war nicht dumm, was eine Bemerkung ist, die der Erzähler nicht machen müsste, wenn sie nicht so oft für eine Erklärung gehalten würde.

Er blieb vor dem Stand stehen. Zunächst sah er nicht Marlene an, sondern das kleine Windrad, das neben dem Gummibärchenglas steckte. Es drehte sich nicht. Dann blickte er zu dem Plakat, dessen Kabelbinder sacht knirschten.

„Und wenn es nicht weht?“, fragte er.

Marlene sah auf. „Dann steht es still.“

„Ich meine die Windräder.“

„Dann stehen die auch still.“

„Und der Strom?“

„Kommt aus dem Netz.“

Er zog die Augenbrauen zusammen. Das war entweder Provokation oder Interesse; im Alltag erkennt man den Unterschied oft erst, wenn man die Antwort gehört hat. Marlene hätte die Frage als Einladung nehmen können, über Speicher, Netze und Lastverteilung zu sprechen. Sie hätte sie als Falle nehmen können, in die Tobias sie zu locken versuchte. Sie entschied sich für beides nicht und sagte: „Das Netz ist zum Glück nicht beleidigt, wenn die Sonne scheint und der Wind gerade Pause macht.“

Tobias lachte. Nicht laut, aber an der richtigen Stelle. Marlene lachte ebenfalls, und auch sie traf den Einsatz. Diese kleine Synchronität war die erste Tatsache zwischen ihnen, die nicht aus einem politischen Etikett bestand. Sie war so unscheinbar, dass beide sie später nicht hätten beschwören können, und so deutlich, dass der Erzähler sie nicht verschweigen kann.

„Das war eine Antwort“, sagte er, „die man auf einem Flyer drucken sollte.“

„Dann müsste sie jemand bezahlen.“

„Ich dachte, dafür ist das Gummibärchenglas.“

„Das Glas ist für die großen Investitionen.“

Er blickte hinein. Die Bärchen klebten in der Sonne zu einer bunten Masse zusammen, als hätten sie sich zu einer Fraktion vereinigt. Tobias nahm einen Flyer vom Stapel. Er las nicht sofort. Er hielt ihn in der Hand, drehte ihn einmal um und sah auf das Logo. Das Logo war rund und grün, einfach genug, dass der Blick daran hängenbleiben konnte, ohne etwas zu erfahren.

„Ich wähle sowieso nicht, was hier verteilt wird“, sagte er.

„Sie haben zu lange auf das Logo gestarrt.“

Er sah sie an, und sie sah, dass er den Satz zunächst für eine Beleidigung hielt und dann bemerkte, dass er auch ein Scherz sein konnte. Das war der zweite Augenblick, in dem sie sich nicht ganz missverstanden. Solche Augenblicke sind die Bausteine, aus denen man nachträglich eine Brücke baut. Manchmal tragen sie. Manchmal waren sie nur Kies.

„Tobias“, sagte er und deutete mit dem Kinn auf sich, als sei der Name eine Quittung, die man ihm abzeichnen könne.

Marlene nahm die Hand vom Flyer. Sie hätte ihren Namen nennen können. Sie nannte ihn nicht. Nicht aus Vorsicht, sagte sie sich später, sondern weil am Stand gerade ein älterer Mann mit einem Bund Lauch vorbeikam und sie dessen Frage beantworten musste, ob man an der Kreuzung zur Gesamtschule wirklich Tempo dreißig einführen wolle. Die Erklärung war glaubwürdig und deshalb brauchbar. Tobias legte eine Münze in das Glas.

„Ein Euro“, sagte er. „Für die Großinvestition.“

„Das ist großzügig.“

„Ich habe den Flyer genommen.“

„Das verpflichtet Sie zu nichts.“

„Gut. Ich wollte ihn ohnehin zurückgeben.“

Er ging. Die Papiertüte knisterte bei jedem Schritt. Marlene sah ihm nach, bis die graue Jacke zwischen dem Gemüsewagen und den Passanten verschwand. Sie sagte sich, sie habe nur geprüft, ob er den Flyer tatsächlich mitnahm. Das war nicht dasselbe, wie auf ihn zu achten – es war eine berufliche Fähigkeit, Menschen im Blick zu behalten, bevor sie den Blick selbst bemerkten.

Nach ungefähr zwanzig Metern drehte Tobias sich nicht um. Marlene hatte nicht gewusst, dass sie darauf wartete, bis er es nicht tat. Als es geschah, war sie enttäuscht, dass sie darauf geachtet hatte. Enttäuschung ist eine besonders effiziente Form der Selbstbeobachtung: Sie verrät uns, dass wir eine Hoffnung hatten, ohne uns mit der Hoffnung auseinandersetzen zu müssen.

Sie hätte nun den Kopf schütteln können. Stattdessen stellte sie das Gummibärchenglas so hin, dass die Münze am Boden nicht mehr zu sehen war. Der nächste Besucher fragte nach dem Busverkehr. Marlene antwortete. Über dem Marktplatz zog eine Wolke auf, die zunächst nur das Licht veränderte und später Regen brachte. Ausgerechnet der Flyer, den Tobias mitgenommen hatte, war der erste des Stapels, der fehlte. Es war keine bedeutsame Zahl. Aber jede Geschichte beginnt mit einer Zahl, die sich als bedeutsam ausgibt.

Zwischenruf: Die Etikette und die Black Box

Lassen Sie uns, bevor der Mai weitergeht, zwei Menschen vor einer Tür betrachten. Einer steht auf der einen Seite, die andere auf der anderen. Die Tür ist schmal, und beide können hindurch, aber nicht gleichzeitig, ohne dass einer die Schulter einzieht. „Nach Ihnen“, sagt der eine. „Nein, bitte“, sagt die andere. Wer geht zuerst? Die Antwort ist nicht in der Tür verborgen. Sie liegt in zwei Köpfen, zu denen keiner Zugang hat.

Das ist die doppelte Kontingenz – jeder weiß, dass der andere frei ist, anders zu handeln, und jeder weiß, dass der andere weiß, dass er selbst frei ist. Aus dieser kleinen Freiheit wächst eine große Unsicherheit. Der eine könnte zuerst hindurchgehen, der andere könnte es ihm überlassen, beide könnten lachen, beide könnten den höflichen Satz wiederholen, bis aus der Höflichkeit eine Blockade wird. Anfang ist das Problem, nicht weil nichts da wäre, sondern weil zu viel möglich ist.

Marlene sah in Tobias zunächst den Mann, der auf ein Logo starrte und erklärte, er werde nicht wählen, was darauf stand. Tobias sah in Marlene die Frau, die einen Satz über ein Windrad mit einem Witz beantwortete. Beides war Beobachtung. Beides war auch Etikett. Ein Etikett reduziert Komplexität, und Komplexität ist anstrengend. Es hilft uns, den anderen handhabbar zu machen; es verhindert zugleich, dass wir ihn erreichen. Sobald ein Mensch eine Chiffre geworden ist, hört man seine Sätze als Beweise für das, was man schon wusste.

Das grün-rote Lager und das blau-braune Lager sind nicht zwei Sorten menschlichen Materials. Sie sind zwei Regale, in die man Menschen stellt, damit der Raum übersichtlicher wirkt. Der Mensch steht dann ordentlich, doch er ist nicht mehr erreichbar. Marlene und Tobias waren beide klug genug, das zu wissen, und beide waren Menschen genug, es zu vergessen, sobald der andere sprach.

Ich empfinde Zärtlichkeit für sie. Das ist ein methodischer Fehler. Ein Erzähler sollte beobachten, nicht hoffen. Ich sage nicht, dass sie einander liebten. Ich sage nur, dass ich gern gesehen hätte, wie sie es hätten tun können. Schon weil es so unwahrscheinlich ist.

Das Sportfest, die Flutlichter und das dritte Bier

Mitte August veranstaltete der TSV Bad Lindenau sein Sportfest. Die Hitze des Tages war in den Abend hinübergerutscht und saß nun zwischen den Zelten, auf den Bierbänken und im feuchten Gras. Der Grill roch nach Fett und Rauch, aus der Lautsprecheranlage kam eine Blasmusik, deren Fröhlichkeit sich nicht entscheiden konnte, ob sie Tradition oder Verstärkerstörung war. Über dem Sportplatz standen die Flutlichter wie vier helle, ungeduldige Monde. In ihrem Licht sah jeder Schweißtropfen nach einer Leistung aus.

Marlene war mit einer Gruppe Jugendlicher aus der Einrichtung gekommen. Sie hatte sie zum Staffellauf angemeldet, weil ein gemeinsamer Wettbewerb besser klang als „Wir müssen mal raus“. Die Jugendlichen trugen Nummern auf den T-Shirts, eine hatte sich

die Schnürsenkel mit Klebeband fixiert, ein anderer behauptete, er könne die letzte Runde auch barfuß laufen. Marlene verteilte Wasser, band ein gelöstes Schuhband und erinnerte einen Jungen daran, dass man den Staffelstab nicht werfen müsse, auch wenn die Übergabe schiefging. Sie war in ihrem Element und wusste es nicht. Das ist oft der Zustand, in dem Menschen am besten sind.

Tobias stand am Zielstrich mit einer Stoppuhr. Als Vorstandsmitglied des Sportvereins tat er, was bei einem Sportfest getan werden musste: Startlisten prüfen, Ergebniszettel sichern, mit dem Platzwart darüber sprechen, warum das Kabel der Lautsprecheranlage wieder über den Weg lief. Die Stoppuhr lag schwer und altmodisch in seiner Hand. Ihr roter Knopf war glatt geworden von Jahren, in denen jemand auf ihn gedrückt hatte, um eine Sekunde festzuhalten, die längst verstrichen war.

Marlene rief ihre Gruppe an den Start. Ein Mädchen namens Selin stand mit hochgezogenen Schultern in der Bahn. Sie hatte eine kleine Narbe über der Augenbraue und sah aus, als würde sie am liebsten verschwinden, bevor jemand sie sehen konnte. Marlene sagte nichts Ermutigendes. Sie sagte: „Du musst nur bis zu dem Kegel und dann zu Leandro. Der Rest ist sein Problem.“ Selin grinste. Das war besser als ein Vortrag über Selbstvertrauen.

Der Lauf begann. Selin lief zu schnell an, der erste Junge nahm den Stab falsch herum, die dritte Läuferin stolperte beinahe, fing sich aber, und der Schlussläufer zog die Gruppe auf den letzten Metern vorbei an einer Familie in gelben Trikots. Als sie ins Ziel kamen, zeigte Tobias’ Stoppuhr eine Zeit, die um drei Zehntelsekunden besser war als die tatsächlich gelaufene. Er wusste das. Er hatte den Knopf ein wenig zu früh gedrückt, nicht viel, nur genug, dass die Gruppe auf dem Ergebniszettel einen Platz nach vorn rückte. Der Erzähler verrät es, denn die Tatsachen haben manchmal einen unbequemen Hang, sich selbst wichtig zu nehmen.

Tobias tat es nicht, weil er sich für einen Wohltäter hielt. Er tat es, weil das Mädchen Selin beim Laufen nicht mehr aussah, als wolle es verschwinden, und weil ein Jugendstaffellauf kein Weltrekord war. Er hätte sagen können, dass Regeln Regeln seien. Er hätte auch sagen können, dass drei Zehntel in einer solchen Veranstaltung nur die Genauigkeit einer Handbewegung besäßen. Er sagte nichts. Marlene bekam den Zettel, sah auf die Zeit und dann auf ihn.

„Die Uhr geht wohl gut“, sagte sie.

„Sie geht immer genau“, sagte Tobias.

„Das ist ein hoher Anspruch an eine Uhr.“

„Naja, an eine Stoppuhr nicht.“

Sie sah ihn an. Er konnte nicht wissen, ob sie es bemerkt hatte. Sie konnte nicht wissen, ob er wusste, dass sie es bemerkte. Die Stoppuhr hing zwischen ihnen wie ein Gegenstand, der eine Wahrheit maß und zugleich eine andere verdeckte.

Später saßen sie an einem langen Festzelttisch mit ungefähr zwanzig Leuten. Es waren Trainer, Eltern, Vereinsleute, zwei Stadträte, ein Mann vom Bauhof und eine Frau, die jedem ein Stück Zwiebelkuchen auf den Pappteller legte, als ob sie die Gesellschaft durch Backwaren zusammenhalten könnte. Marlene saß neben Tobias, zunächst zufällig, dann aus Gründen, die niemand benannte. Zwischen ihnen standen Biergläser, eine Schüssel mit Kartoffelsalat und ein Salzstreuer, dessen Löcher mit Senf verstopft waren.

Sie redeten wie zu zweit, obwohl zwanzig Menschen am Tisch saßen. Sie sprachen über den Schulweg, den Bus, den Fußballplatz, über die Frage, ob der alte Jugendtreff noch einmal gestrichen werden müsse. Ihre Sätze begannen mit „Bei uns“ statt mit „Man müsste“. Bei uns hieß: Ich habe gesehen, wer das macht. Bei uns hieß auch: Ich werde morgen wieder dort sein. „Man müsste“ war der Satz derer, die eine Veränderung wollten, solange sie nicht mit ihrem eigenen Kalender kollidierte.

„Bei uns fehlt am Nachmittag immer jemand, der einfach da ist“, sagte Marlene. „Nicht als Programm. Nur als Erwachsener, der nicht gleich einen Zettel ausfüllt.“

„Bei uns fehlen Leute, die die Reparaturen machen, bevor etwas kaputtgeht“, sagte Tobias. „Dann heißt es, der Betrieb sei teuer. Wenn man wartet, kostet es doppelt.“

„Das ist wahrscheinlich dieselbe Rechnung.“

„Nur mit anderem Material.“

Sie lachte. Er lächelte. Neben ihnen diskutierten zwei Vereinsmitglieder über den Preis eines neuen Rasenmähers. Der Bürgermeister sprach mit dem Bauhofmann über eine Einbahnstraßenregelung. Politik saß als schweigender Gast am Tisch: man spürte ihre Anwesenheit, doch keiner zog den Stuhl für sie heran. Sie hätte die Gespräche verschärfen können. Stattdessen lag sie in den Pausen, wenn einer ein Wort wie „die da oben“ sagte und der andere den Bierdeckel drehte.

„Du warst im Mai am Grünen-Stand“, sagte Tobias schließlich.

„Ich war für Jana eingesprungen.“

„Du hast mir einen Flyer gegeben.“

„Du hast ihn genommen.“

„Ich wollte ihn zurückgeben.“

„Das hattest du gesagt.“

„Ich habe ihn noch.“

Marlene hob die Augenbrauen. „Warum?“

„Weil ich ihn nicht wegwerfen wollte, bevor ich wusste, ob ich ihn zurückgeben muss.“

„Das ist eine erstaunlich sorgfältige Form des Nichtwählens.“

„Ich habe nicht gesagt, dass ich nicht lesen kann.“

Wieder lachten sie an der richtigen Stelle. Für einen Moment war die Politik kein Gegner, sondern das Dritte, worüber zwei Menschen sprechen konnten, ohne einander unmittelbar auszuliefern. Ein Drittes kann Brücke sein. Es kann auch Schutzwand bleiben.

Sie tranken Bier. Das erste schmeckte nach kalter Kohlensäure, das zweite nach dem Gespräch, das dritte nach der Stunde, die keiner von ihnen erwähnt hatte. Tobias redete über den Familienbetrieb, über seinen Vater, der die Werkstatt von einem Raum auf zwei erweitert hatte, und über die Pflicht, auch dann freundlich zu sein, wenn der Kunde am Telefon schon mit „Ich hab da ein Problem“ begann. Marlene erzählte von einem Jugendlichen, der eine Woche lang behauptet hatte, es gebe keine Schule, und schließlich doch jeden Morgen zur Bushaltestelle gegangen war. Sie erzählten einander keine Lebensläufe. Sie legten nur einzelne Werkzeuge auf den Tisch und ließen den anderen selbst erkennen, wozu sie dienten.

Als der Abend weit geworden war, wurden die Bierbänke abgebaut. Es war kurz vor Mitternacht. Die Lichter des Platzes waren noch an, aber die Stimmen hatten sich in die Zelte zurückgezogen. Marlene trug einen Tisch an einem Ende, Tobias nahm das andere. An der Kante war ein Holzsplitter, den sie mit dem Daumen spürte. Sie stellte den Tisch ab und rieb sich die Hand.

„Ich könnte dich fahren“, sagte Tobias.

„Ich habe den Bus der Gruppe.“

„Ich meine irgendwann.“

Die Worte waren klein, vielleicht absichtlich. Sie standen im feuchten Gras und hörten aus der Ferne eine Tür schlagen. Marlene sah Tobias an. „Irgendwann“ war ein Wort, in dem man alles unterbringen konnte, wozu man heute nicht bereit war. Es war sowohl ein Versprechen als auch eine Rückzugsmöglichkeit.

„Samstag in zwei Monaten“, sagte sie nach einer Pause. „Café Rosenhof, vierzehn Uhr. Wenn du kommst, kommst du.“

„Gut.“

„Das ist keine Nummer, die ich dir gebe.“

„Ich habe auch keine verlangt.“

Sie nickte. Das war die Verabredung, die sich nicht Verabredung nennen wollte, weil beide wussten, dass ein Name sie verbindlicher machen würde. Sie hatten keinen Kontakt ausgetauscht, keine Adresse und keine Zusicherung. Nur einen Ort, eine Uhrzeit und ein Datum, das im Kalender nicht stand.

Marlene wollte ihm die Stoppuhr geben, die er bei der Aufräumaktion auf eine Bank gelegt hatte. Sie griff in die Jackentasche, fand dort den kalten Metallrand und steckte sie wieder ein, weil Tobias gerade mit einem Vereinskollegen sprach. Sie bemerkte es nicht. So blieb die Stoppuhr in ihrer Tasche, als wäre sie für einen Augenblick aus der Zeit gefallen und hätte beschlossen, nicht sofort zurückzukehren.

Zwischenruf: Das Angebot, das nicht angenommen werden kann

Eine Verabredung ohne Verabredung ist eine Form der Diplomatie. Zwei Staaten erklären sich bereit, irgendwann an einem neutralen Ort zu erscheinen, und überlassen dem Zufall die Frage, ob sie sich dort tatsächlich begegnen. Der neutrale Boden des Café Rosenhofs lag auf halber Strecke zwischen ihren Städten, obwohl Bad Lindenau auf keiner Karte weit genug voneinander entfernt war, um eine halbe Strecke zu brauchen.

Marlene und Tobias hatten das Risiko in den Zufall ausgelagert. Wenn einer nicht kam, gab es keinen Streit, keine Absage und keine Zurückweisung, nur eine leere Stunde, die sich in der Erinnerung beliebig deuten ließ. Man kann eine Tür offen lassen, ohne durch sie zu gehen. Man kann auch durch sie gehen und behaupten, man habe nur nachgesehen.

Ich erzähle diese Szene mit der Selbstsicherheit eines Menschen, der bereits weiß, wo die Geschichte später landet. Das ist eine Form der Unredlichkeit. Ich wählte stets die Variante, die das spätere Erzählen erleichterte. Deshalb wurde ich Schriftsteller, nun ja, und nicht Liebhaber, tja. Der Liebhaber muss handeln, bevor er weiß, was seine Handlung bedeutet; der Schriftsteller darf erst Bedeutung behaupten, wenn die Handlung vorbei ist.

Die dritte Begegnung dürfte eigentlich nicht stattfinden. Es fehlen die Mittel, mit denen Menschen die Zufälle ihrer Begegnungen absichern: keine Nummern, keine Nachrichten, keine Adressen, nicht einmal ein gemeinsamer Freund, der sich als Vorwand anbietet. Aber Geschichten können, was das Leben aus Anstand unterlässt. Sie können zwei Menschen an denselben Ort setzen, obwohl sie einander keine Garantie gegeben haben.

Das bedeutet nicht, dass sie einander finden. Auch eine Geschichte kann sich irren, wenn sie eine Tür für einen Anfang hält. Doch bevor wir zur Tür gehen, müssen wir noch warten. Warten ist die Zeitform der Ungewissheit.

Das Café, die Stoppuhr und der Platz am Fenster

Mitte Oktober lag ein feiner Regen über der Kreisstadt, die ungefähr auf halber Strecke zwischen Marlenes Arbeit und Tobias' Werkstatt lag. Das Café Rosenhof hatte hohe Fenster, eine Messingglocke über der Tür und einen Boden, dessen dunkle Fliesen an den Rändern glatt getreten waren. Es roch nach Kaffee, Zimt, nasser Wolle und dem Staub, den Heizungen im Herbst wieder in Bewegung setzen. Draußen schoben sich Autos durch glänzende Straßen. Drinnen klirrte das Geschirr mit der diskreten Strenge eines Ortes, der seinen Gästen erlaubte, lange zu sitzen, solange sie ab und zu etwas bestellten.

Marlene kam kurz nach eins. Sie hatte den Bus genommen und war an der Haltestelle zwei Straßen weiter ausgestiegen. Unter ihrem Mantel trug sie einen grauen Pullover, an den Ärmeln war die Wolle leicht aufgegangen. Sie setzte sich an einen Tisch nahe dem Fenster und bestellte Kaffee. Dann sah sie zur Tür. Sie sagte sich, sie wolle nur erkennen, wer hereinkam. Sie hatte die Stoppuhr in ihrer Tasche und wusste nicht, warum sie sie

mitgenommen hatte. Vielleicht hatte sie sie eingesteckt, weil sie noch immer nicht daran gedacht hatte, sie zurückzugeben. Vielleicht hatte sie daran gedacht und den Gedanken als Zufall verkleidet.

Tobias war bereits seit zwölf Uhr fünfundfünfzig im Café. Er hatte eine Stunde zu früh Feierabend gemacht und war mit dem Transporter in die Kreisstadt gefahren. Er setzte sich an die gegenüberliegende Seite des Raumes, hinter eine Zeitung, die er an diesem Tag im Betrieb aus dem Pausenraum mitgenommen hatte. Die Zeitung war gefaltet, sodass der Sportteil oben lag. Er sah auf die Tür über den Rand des Papiers und las kein Wort. Wenn jemand ihn gefragt hätte, warum er so früh gekommen war, hätte er gesagt, er sei ohnehin in der Stadt gewesen. Das stimmte nicht und war eine gute Lüge, weil sie keinen Schaden anrichtete.

Sie saßen einander gegenüber, ohne voneinander zu wissen. Das Café hatte ihnen eine Geometrie angeboten, die sie im Leben selten erhielten: zwei Plätze, ein Raum, eine Tür, die jeder beobachten konnte, ohne den anderen sehen zu müssen. Marlene nahm einen Schluck Kaffee. Tobias faltete die Zeitung um. Beide sahen hinaus, als wäre draußen etwas zu erwarten, und beide sahen dann wieder zur Tür.

Kurz vor zwei stand Marlene auf, um sich die Hände zu waschen. Sie ging an Tobias vorbei, der gerade die Zeitung neu faltete. Seine Augen blieben auf dem Papier. Sie sah seinen Hinterkopf, die dünne Stelle über dem Kragen, die sie vom Sportfest nicht kannte. Sie bemerkte die Arbeitsjacke, die er über die Stuhllehne gehängt hatte. Ein Gefühl von Bekanntheit glitt an ihr vorbei, aber es blieb nicht stehen. Sie kam zurück, setzte sich und bestellte ein Stück Apfelkuchen. Sie aß langsam, obwohl sie keinen Hunger hatte.

Tobias hatte die Zeitung nun ganz gesenkt. Er sah Marlene nicht, weil sie durch die Tür zur Toilette gegangen war. Er sah den Platz, an dem sie gesessen hatte, den Kaffeebecher, den grauen Pullover, der wieder auftauchte, als sie sich setzte. Er dachte nicht: Das ist sie. Er dachte: Diese Frau wartet auch. Das war keine Erkenntnis, aber schon eine Gemeinsamkeit.

Um vierzehn Uhr standen beide gleichzeitig auf. Marlene legte Geld auf den Tisch, obwohl sie ihren Kaffee noch nicht ausgetrunken hatte. Tobias schob den Stuhl zurück und faltete die Zeitung zusammen. Sie machten zwei Schritte auf die Tür zu und sahen einander in der Mitte des Raumes. Der erste Blick war Erkennen, der zweite war die kurze Enttäuschung darüber, dass der Zufall sich als verabredet herausstellte. Dann lachten sie.

„Du bist gekommen“, sagte Marlene.

„Du auch.“

„Das war der Plan.“

„Ich dachte, es wäre nur eine Möglichkeit.“

„Das ist bei Plänen oft so.“

Sie standen zwischen den Tischen, während ein Kellner mit einem Tablett an ihnen vorbeiging. Er musste den Körper seitlich drehen, damit er durchkam. Die Tür war plötzlich nicht mehr das Problem. Zuerst mussten sie Platz machen.

Tobias sah auf ihre Tasche. „Du hast meine Stoppuhr."

Marlene blickte hinunter, als sei sie selbst überrascht, dass sich die Tasche öffnen ließ. Sie zog die Stoppuhr heraus. Das Metall war kalt, und der rote Knopf stand unter ihrem Daumen hervor.

„Ich wollte sie dir zurückgeben", sagte sie.

„Vor zwei Monaten?"

„Ich wollte sie nicht verlieren."

„Sie gehört mir."

„Dann war es ein vorsorgliches Nichtverlieren."

„Das klingt nach meinem Flyer."

Sie grinste. „Den hast du noch?"

Tobias griff in die Innentasche seiner Jacke und zog den Flyer hervor. Das Papier war an den Ecken weich geworden. Eine bräunliche Kaffeespur verlief über das Logo, als habe jemand versucht, das Grün mit einem anderen Getränk zu übermalen. Er hatte ihn aufbewahrt, ohne sich zu sagen, dass er ihn aufbewahrte. Als die Frage auf dem Sportfest kam, war er überrascht gewesen, dass er ihn noch hatte; danach hatte er es für selbstverständlich gehalten.

„Der ist etwas mitgenommen", sagte er.

„Er hat offenbar ein Leben gehabt."

„Ein ziemlich ereignisloses."

„Das ist auch ein Leben."

Sie setzten sich an den Tisch am Fenster. Nun wussten sie, wer der andere war, und mussten nicht mehr so tun, als beobachteten sie bloß die Tür. Der Regen zeichnete schiefe Linien auf das Glas. Draußen gingen Menschen mit hochgezogenen Schultern vorbei. Marlene bestellte noch einen Kaffee, Tobias Tee, weil er später fahren musste. Die Kellnerin stellte die Tassen ab und ließ die Rechnung zunächst in einer kleinen schwarzen Mappe auf dem Tisch liegen.

Das Gespräch war gut. Nicht mühelos; Mühelosigkeit ist oft nur das Wort, das wir für eine Anstrengung verwenden, die uns gefällt. Sie sprachen über den Sportplatz, die Jugendlichen, den Familienbetrieb, die Werkstatt, die Wege zur Arbeit. Sie fragten einander nicht nach der Partei, nach dem Wahlverhalten oder danach, was sie an den anderen störte. Das hieß nicht, dass diese Fragen fehlten. Sie saßen mit am Tisch,

wie der schweigende Gast im August, aber diesmal hatten sie die Gestalt der Tassen angenommen.

Nach einer Weile sagte Tobias: „Ich weiß, dass du wählst, was du wählst."

Marlene sah ihn an. Er hatte den Satz so sachlich gesagt, dass darin keine Anklage lag. „Und ich weiß, dass du wählst, was du wählst."

„Ich will nicht, dass du es für mich änderst."

„Ich auch nicht."

Das war der Moment, an dem ein anderer Erzähler eine große Annäherung hätte behaupten können. Ich werde es nicht tun. Sie sprachen danach über die Kosten der Vereinsräume und die Frage, ob man den Jugendtreff im Winter früher schließen müsse. Ihre Stimmen blieben ruhig. Doch etwas hatte sich nicht geöffnet, sondern als Grenze kenntlich gemacht. Jede Annäherung, die einer von ihnen vollzog, konnte vom anderen als Zugeständnis gelesen werden. Und wer will schon geliebt werden, weil jemand die eigene Meinung für ihn verkleinert hat?

Tobias zahlte. Marlene ließ ihn. Sie hätte protestieren können, doch sie tat es nicht, und das war weder ein politisches Zugeständnis noch eine Kapitulation vor der alten Ordnung. Es war vielleicht nur die Einsicht, dass man nicht jede Geste auf ihren vollständigen gesellschaftlichen Stammbaum zurückführen kann. Oder vielleicht war es eine Geste, die sie später bereuen würde. Auch das ist möglich.

Sie gingen zur Tür. Draußen regnete es stärker. Tobias nahm seine Jacke vom Haken, Marlene zog den Mantel an. Dann zögerten sie. Wer ging zuerst hindurch? Die Tür war schmal, wie Türen es gern sind, wenn zwei Menschen sich nicht sicher sind, ob sie gemeinsam hinausgehen. Tobias machte eine halbe Bewegung. Marlene trat zugleich zur Seite. Er hielt inne. Sie lächelte, aber es war kein Scherz.

„Nach dir", sagte er.

„Nein, du zuerst."

„Wir könnten auch gleichzeitig."

„Das wird schwierig."

Der Erzähler könnte nun behaupten, die Stoppuhr in Marlenes Tasche habe in diesem Augenblick die Zeit angehalten. Das wäre eine schöne, aber falsche Metapher. Zeit hielt nicht an; sie wurde nur von uns gedehnt, damit wir die Bedeutung einer Bewegung betrachten konnten, die im Café kaum eine Sekunde gedauert hatte. Tobias ging zuerst hinaus. Marlene folgte ihm. Unter dem Vordach trennten sie sich: Sie ging zur Haltestelle, um den Zug zu nehmen; er zum Parkplatz, wo sein Transporter stand. Sie drehten sich nicht um. Oder, genauer gesagt, ich sah nicht, ob sie es taten.

Epilog: Die Unwahrscheinlichkeit des Anfangs

Ich muss eine Hybris eingestehen. Ich habe behauptet, in Marlene und Tobias hineingesehen zu haben. Das konnte ich nicht. Ich sah nur ihre Sätze, ihre Hände, ihre kleinen Verzögerungen an Türen. Der Rest war Vermutung, und Vermutung wird nicht wahrer, wenn man sie mit einem Namen aus der Soziologie versieht. Vielleicht dachte Marlene im Oktober gar nicht an Politik. Vielleicht dachte Tobias im Mai tatsächlich nur an das Windrad. Das Innenleben ist ein Land, dessen Grenzen der Erzähler auf die Karte zeichnet, ohne je dort gewesen zu sein.

Im Dezember fand Tobias im Handschuhfach seines Transporters einen kleinen Zettel. Darauf stand das Kennzeichen des Busses, mit dem Marlenes Jugendgruppe zum Sportfest gekommen war. Sie hatte ihn ihm vermutlich gegeben, als er auf dem Platz die Parkordnung durchsetzte, oder vielleicht hatte er ihn selbst notiert, um den Busfahrer später zu erreichen. Der Zettel war an der Ecke eingerissen. Tobias hielt ihn zwischen Daumen und Zeigefinger, als sei er ein Beleg, der nicht eindeutig genug ausgestellt worden war. Er legte ihn zurück ins Handschuhfach.

Keiner handelte. Das ist nicht unbedingt Feigheit. Menschen handeln nicht auf jedes Zeichen, weil ein Zeichen erst rückblickend die Form eines Zeichens annimmt. Ein Name in einer Zeitung kann Information sein. Ein Kennzeichen auf einem Zettel kann eine Notiz sein. Erst die Geschichte legt eine Linie zwischen ihnen. Im Leben liegen die Dinge oft nebeneinander, ohne sich zu berühren.

Soziale Ordnung ist unwahrscheinlich. Sie entsteht aus Erwartungen, die auf Erwartungen treffen, aus Zufällen, die nachträglich für Absichten gehalten werden, und aus Türen, vor denen zwei Menschen gleichzeitig höflich sind. Wenn es gelingt, nennen wir das Unwahrscheinliche Liebe. Wenn es misslingt, nennen wir es Politik. Das ist eine hübsche Unterscheidung, aber nicht ganz gerecht: Politik kann gelingen, und Liebe kann misslingen, ohne dass einer von beiden deshalb weniger wirklich gewesen wäre.

Marlene und Tobias hatten einander nicht überzeugt. Sie hatten einander auch nicht widerlegt. Ihre Begegnung blieb klein genug, dass sie in den Alltag passte, und groß genug, dass der Alltag sich an ihr hätte stoßen können. Vielleicht war das bereits eine Art Anfang. Vielleicht ist „Anfang“ nur das Wort, das wir einem Ereignis geben, wenn wir hoffen, es könnte noch ein zweites geben.

Im Frühjahr stand auf dem Marktplatz wieder ein Wahlplakat. Es hing nicht unter einem grünen Schirm, sondern an einem Laternenmast nahe der Bushaltestelle. Der Wind hob eine Ecke, und ein Bus hielt davor, um die Jugendlichen aus der Einrichtung aufzunehmen. Eine Frau im roten Mantel stieg aus. Ein Mann in einer dunklen Arbeitsjacke wartete auf der anderen Straßenseite. Ich könnte sagen, sie sahen einander. Ich könnte auch sagen, dass der Bus ihre Blicke verdeckte.

Ich weiß es nicht.

Der Bus fuhr an. Auf der Heckscheibe blieb für einen Augenblick der blasse Abdruck eines Regentropfens, und auf dem Gehweg stand das Wahlplakat schief. Vielleicht ging einer von ihnen zur Tür des Busses. Vielleicht gingen beide in verschiedene Richtungen. Vielleicht war es nicht Marlene und Tobias, sondern zwei andere Menschen, denen diese Geschichte nur die Gesichter geliehen hatte. Erzähler sollten ihre Vermutungen kenntlich machen, aber sie sollten sie auch nicht ganz zurücknehmen. Sonst bliebe nur eine Welt, in der nichts beginnt.

Die Tür des Busses schloss sich nicht sofort. Sie blieb einen Spalt offen, weil jemand noch eine Tasche hineinzog. Ein Spalt ist keine Einladung. Er ist nur ein Zwischenraum. Doch manchmal passt durch ihn ein Wort, das man beim ersten Mal nicht gesagt hat, und manchmal passt nichts hindurch. Die Gewissheit, dass eines von beidem geschehen wird, ist stets größer als das Wissen.

Die Archäologie des Gelingens

Das Echo im Flur

Das Haus schwieg auf eine Art und Weise, die Thomas nicht gewohnt war. Es war kein feindseliges Schweigen, eher das akustische Äquivalent eines abgeernteten Feldes im Spätherbst: der Boden lag offen da, die Furchen waren tief gezogen, aber es wuchs nichts mehr, das nach Wasser, Schutz oder elterlichen Verboten schrie.

Vor vierzehn Tagen war Marie ausgezogen, die Jüngere. Ihr Zimmer im ersten Stock roch nach frischer Dispersionsfarbe und nacktem Holz. Auf dem Läufer im Flur zeichneten sich noch immer vier rechteckige Druckstellen ab – die Abdrücke jener Umzugskartons, die Thomas die schmale Treppe hinuntergewuchtet hatte, während Marie unten im Kofferraum ihres gebrauchten Kleinwagens Platz für Topfpflanzen und Aktenordner schuf. Die Kinder waren weg. Erst Lukas, der nun in Leipzig Maschinenbau studierte und dessen Anrufe meist im Rhythmus von Autoreparaturen und Semesterbeiträgen eingingen, und nun Marie.

Thomas, neunundvierzig Jahre alt, stand in der Küche und schnitt Hartkäse auf einem dicken Buchenholzbrett. Das Holz war in der Mitte um fast einen halben Zentimeter eingekerbt, das Werk von fünfundzwanzig Jahren Brotmessern, Wurstscheiben und zerkleinerten Zwiebeln. Seine Finger waren breit, die Nägel kurz gehalten, die Haut an den Knöcheln rau von jener Kälte, die Kriminalbeamten im Außendienst selbst im mildesten November unter die Ärmelbündchen kriecht.

Hinter ihm schloss Sabine den Kühlschrank. Sie trug eine ausgewaschene Strickjacke über einem einfachen T-Shirt, ihre Haare waren mit einer Plastikklemme im Nacken hochgesteckt, ein paar graue Strähnen an den Schläfen fielen heraus. Sie war achtundvierzig, Fachkrankenschwester auf der interdisziplinären Intensivstation eines Maximalversorgers. Ihr Gesicht besaß jene kalkulierte Ruhe, die Menschen entwickeln, die regelmäßig gegen das Kammerflimmern fremder Körper anarbeiten müssen, ohne dabei den eigenen Puls über achtzig Schläge steigen zu lassen.

„Er ist zu trocken“, sagte sie und deutete mit dem Kinn auf den Käse.

„Er war im Angebot“, antwortete Thomas, ohne aufzusehen. Er schnitt die Scheibe zu Ende und legte sie auf einen flachen Teller neben zwei Gläser und eine halbleere Flasche spanischen Rotweins. Ein Wein für sieben Euro, dessen Gerbstoffe nicht umschmeichelten, sondern schlicht vorhanden waren.

Sie setzten sich an den Tisch. Es gab keine Verlegenheit, kein theatralisches Betrachten der leeren Stühle. Wenn ein Paar vierundzwanzig Jahre lang die Wechselschichten von Polizei und Pflege überstanden hat – Frühschichten um fünf, Spätschichten bis Mitternacht, Wochenenden, an denen der eine schlief, während der andere mit müden Augen Brotdosen für die Grundschule strich –, dann ist die Stille kein Abgrund, sondern ein seltenes Geschenk.

Sabine nahm ein Stück Käse, kaute langsam und sah aus dem Fenster in die Dunkelheit des Gartens, wo der alte Apfelbaum im Schein der Straßenlaterne seine nackten Äste wie feine Adern gegen den Himmel streckte.

„Die Kollegin Behrens lässt sich scheiden“, sagte sie beiläufig. „Er hat seine Sachen gepackt. Gestern, als sie Spätdienst hatte.“

„Warum?“

„Keine Ahnung. Sie saßen wohl am Küchentisch und wussten nicht mehr, worüber sie reden sollten, nachdem der Junge nach Freiburg gegangen ist.“ Sabine trank einen Schluck Wein. Ihr Blick wanderte zu Thomas' Händen. „Sie sagte, die Liebe sei einfach verdampft. Wie Äther.“

Thomas lachte leise durch die Nase. Es war ein tiefes, trockenes Geräusch. „Äther verdampft schnell, wenn man den Deckel nicht draufschraubt.“

Er streckte die Hand über den Tisch aus. Es war keine Geste der Verführung, kein dramatisches Werben. Seine Hand legte sich einfach über ihre, schwer, warm und vertraut. Sabine drehte ihre Handfläche um, verschränkte ihre Finger mit den seinen. Ihre Haut war vertraut bis in die mikroskopischen Rillen hinein; sie kannten die Brandnarbe an seinem Daumen von einem verpatzten Zündkerzenwechsel vor zwanzig Jahren, sie kannten die winzige Verhärtung an ihrem Mittelfinger, das Relikt unzähliger aufgezogener Spritzen.

Später gingen sie die Treppe hinauf. Im Schlafzimmer herrschte die gleiche funktionale Ordnung wie im Rest des Hauses: ein breites Bett aus massiver Kiefer, zwei Nachttische, keine überflüssigen Kissen. Sie zogen sich aus, ohne Eile, ohne Scheu. Ihre Körper waren keine Kunstwerke mehr, die man im Halbdunkel ausstellen musste; sie trugen die Spuren des Betriebs. An Sabines Hüfte der verblasste Schnitt des Kaiserschnitts von Marie; an Thomas' Schulter die wulstige Narbe aus jener Nacht vor zwölf Jahren, als ihn ein Betrunkener mit einer abgebrochenen Bierflasche erwischt hatte, bevor Thomas ihn an die Wand drücken konnte.

Sie liebten sich nicht mit der atemlosen, panischen Gier der Jugend, die sich ihrer selbst versichern muss, sondern mit einer gelassenen, tiefen Präzision. Thomas kannte das Gewicht ihres Körpers, wusste genau, an welchem Punkt ihr Atem stockte, wenn seine Hand ihren Rücken hinabglitt; Sabine kannte den Rhythmus seiner Schultern, fing ihn auf, hielt ihn fest mit jenen Armen, die täglich Menschen vor dem Abrutschen in die Tiefe bewahrten. Es war ein Zusammensein, das von allem Beiwerk befreit war: kein Werben, kein Beweisen, kein Fordern. Nur zwei erfahrene Körper, die im Dunkeln eine gemeinsame Festung behaupteten.

Danach lagen sie nebeneinander auf dem Rücken. Die Heizung knackte leise im Rhythmus des Thermostats. Durch das angekippte Fenster drang das ferne Rauschen der Stadtautobahn herein – die gleichförmige Brandung der Zivilisation.

Sabine drehte den Kopf auf dem Kissen zu ihm. „Weißt du noch, wie du damals mit dieser unfassbar hässlichen Lederjacke in meiner Küche standest?“

„Die war nicht hässlich“, murmelte Thomas mit geschlossenen Augen. „Die war winddicht.“

„Sie roch nach kaltem Rauch und Zweitaktgemisch.“ Sabine lächelte in die Dunkelheit. „Und du hast behauptet, du hättest den Schlüssel nur vorbeigebracht, weil du ohnehin in der Gegend Streife fahren musstest. Dabei lag meine Wohnung fünf Kilometer außerhalb deines Reviers.“

„Reine Logistik“, sagte er leise. „Ich wusste genau, was ich tat.“

Zwischenruf: Das Sediment der Zweisamkeit und die Kausalitätsfalle

Wir müssen hier anhalten, um den Betrug offenzulegen, dem Thomas und Sabine in diesem Moment erliegen – jenem Betrug, den jedes glückliche Paar über sich selbst verhängt, um die nackte Zufälligkeit seiner Existenz zu ertragen.

Thomas behauptet: „Ich wusste genau, was ich tat.“ Er sagt es mit der wohligen Selbstgewissheit des Mannes, der vom Gipfel auf den Pfad zurückblickt. Wenn man auf dem Gipfel steht, sieht jeder einzelne Schritt im Geröll rückblickend wie eine geniale Wegmarke aus. Man sieht die Route vor sich liegen wie eine gestochene Linie auf einer topografischen Karte: Von Punkt A über Punkt B direkt zum Gipfelkreuz der Gegenwart. Das ist die Kausalitätsfalle.

In der Soziologie des Niklas Luhmann ist die Liebe kein Naturereignis, sondern ein hochgradig artifizieller Kommunikationscode. Das Problem dieses Codes liegt in seiner Vergangenheitsbewältigung: Er kann das reine, unordentliche Rauschen des Anfangs nicht ertragen. Paare, die es miteinander über Jahrzehnte aushalten, betreiben eine unausgesetzte Geschichtsklitterung zu zweit. Sie errichten Altäre des Gedenkens. Sie wählen willkürlich drei oder vier profane Vorkommnisse aus den Tausenden von grauen Dienstagen ihrer Vergangenheit aus und bürden ihnen das metaphysische Gewicht von „Schicksalsmomenten“ auf. Sie erzählen sich gegenseitig eine Legende, in der alles mit eiserner Notwendigkeit aufeinander folgte: die Notaufnahme, die Schlüsselübergabe, der erste gemeinsame Urlaub, das Haus, die Kinder.

Aber das ist eine Fiktion. Nichts folgte mit Notwendigkeit. Das Gelingen einer Beziehung ist kein architektonischer Bauplan, der schrittweise abgearbeitet wird, sondern ein Sediment. Es lagert sich ab wie Staub auf unbenutzten Möbeln, Molekül für Molekül, Schicht für Schicht: das gemeinsame Warten in der Notaufnahme eines Kinderarztes; das Stillen um drei Uhr morgens; das schweigende Ausräumen der Spülmaschine; die gemeinsame Wut auf eine Handwerkerrechnung. Aus diesen Millionen von Nicht-Ereignissen entsteht irgendwann die Stabilität. Doch weil das menschliche Bewusstsein das Chaos von Millionen unbedeutender Handlungen narrativ nicht bewältigen kann, greift es zur Reduktion. Es setzt Fixpunkte. Es behauptet eine Kette logischer Abfälle, wo in Wahrheit nur das formlose, zähe Weitermachen von zwei Schichtarbeitern war.

Gehen wir also zurück zu jenem Moment, den Sabine eben beschworen hat – und betrachten wir, wie wenig Schicksal und wie viel nackte, profane Überforderung in Wahrheit darin lag.

Die Logistik der Erschöpfung (Vor zweiundzwanzig Jahren)

Es war ein nasskalter Dienstagmorgen im März, Punkt sieben Uhr. Der Himmel über der Stadt sah aus wie ein schmutziger Scheuerlappen.

Sabine schleppte sich die Treppen zu ihrer Altbauwohnung im dritten Stock hinauf. Ihre Beine fühlten sich an, als bestünden sie aus feuchtem Sand. Die Nachtschicht auf der Intensivstation war eine jener Schichten gewesen, in denen das System kollabiert: Ein Schädel-Hirn-Trauma nach einem Autounfall auf der Bundesstraße, parallel dazu ein septischer Schock bei einer älteren Dame in Zimmer vier, die dreimal reanimiert werden musste, während die Alarme der Perfusoren wie schrille Metallvögel durch den Flur kreischten. Sie stank. Sie roch nach Isofluran, dem beißenden Schweiß der Anstrengung und jenem unbeschreiblichen, süßlichen Geruch von sterilem Kunststoff und geronnenem Blut, der sich in den Haaren festsetzt und erst nach dreimaligem Waschen weicht.

Auf dem Treppenabsatz vor ihrer Wohnungstür saß jemand auf den ausgetretenen Holzstufen.

Thomas.

Er war siebenundzwanzig Jahre alt, Polizeiobermeister, und sah kaum besser aus als sie. Er trug eine speckige, schwarze Motorradlederjacke, darunter das dunkelblaue Diensthemd, den obersten Knopf geöffnet, die Krawatte schief in die Jackentasche gestopft. Auf den Knien hielt er eine Papiertüte von der Bahnhofsbäckerei, die bereits feuchte Fettflecken warf. Neben seinen schweren Dienststiefeln stand ein Pappbecher mit kalt gewordenem Filterkaffee.

„Was machst du hier?“, fragte Sabine. Ihre Stimme klang kratzig, belegt von zu vielen Stunden klimatisierter Stationsluft.

Thomas hob den Kopf. Seine Augen waren rot gerändert. Er hatte die Spätschicht bis zwei Uhr nachts gefahren, hatte um vier im Revier auf einer Pritsche gelegen, weil die Akten zu einer Massenschlägerei vor einer Diskothek noch fertiggestellt werden mussten, und sollte um acht Uhr wieder im Streifenwagen sitzen.

„Ich habe Brötchen“, sagte er.

„Ich kann nicht essen. Mir ist schlecht vor Müdigkeit.“

„Sind zwei Rosinenschnecken. Und zwei normale.“ Er stand mühsam auf, seine Gelenke knackten hörbar im Treppenhaus. Er wirkte in dem engen Flur viel zu groß, viel zu sperrig mit seiner Lederjacke und dem Geruch nach Dienstwagen und kaltem Asphalt.

Sabine kramte in ihrer Umhängetasche nach dem Schlüsselbund. Ihre Hände zitterten leicht vor Unterzuckerung. Sie fand den Schlüssel nicht zwischen den Dienstausweisen, dem Taschenkalender und den losen Schmerztabletten. Ein dumpfer, ohnmächtiger Ärger stieg in ihr auf – die typische, unkontrollierte Wut des übermüdeten Menschen auf tote Gegenstände.

„Verdammt noch mal“, zischte sie und riss an den Reißverschlüssen.

Thomas trat einen halben Schritt näher. Er nahm ihr die schwere Tasche nicht aus der Hand – er wusste bereits damals, dass man einer Krankenschwester nach der Schicht nicht die Autonomie abspricht –, sondern hielt einfach die Papiertüte mit den Brötchen unter seinen Arm und zog mit der freien Hand einen kleinen, glänzenden Gegenstand aus seiner Jackentasche.

Es war ein einfacher Messingschlüssel an einem schmucklosen Ring.

„Hier“, sagte er.

Sabine hielt inne. Ihre Hand verharrte tief in ihrer Tasche. „Was ist das?“

„Der von meiner Wohnung.“

„Warum?“

Thomas sah sie an. Kein Lächeln, kein Schmelz im Blick. Nur jener unbestechliche, etwas kühle Ernst, den er auch am Unfallort zeigte, wenn der Verkehr umgeleitet werden musste.

„Weil du letzte Woche zwei Stunden im Regen vor meiner Tür gewartet hast, nachdem du Übergabe hattest und ich noch eine Vernehmung machen musste. Und weil du nächste Woche drei Nächte hintereinander hast, wenn ich Tagschicht habe. Wenn wir uns koordinieren wollen, müssen wir aufhören, wie zwei Streuner vor den Türen des anderen herumzulungern.“

Sabine starrte den Schlüssel an. Es war kein Verlobungsring. Es gab kein Versprechen, keine feierliche Deklaration von Ewigkeit. Sie waren damals seit gerade einmal vier Monaten lose zusammen – ein paar hastige Treffen im Kino, einmal Spaghetti kochen in seiner improvisierten Junggesellenbude zwischen Umzugskartons und Hantelbank, unterbrochen von Funkmeldern und Dienstplanänderungen. Die Beziehung war ein zartes, ungeschütztes Gebilde, das an jedem x-beliebigen Schichtwechsel hätte zerbrechen können.

„Das ist ein Wohnungsschlüssel, Thomas“, sagte sie leise. „Du weißt, was das heißt.“

„Das heißt, dass du schlafen kannst, wenn ich im Dienst bin, anstatt auf einer Parkbank zu sitzen. Und dass ich meine Wäsche bei dir waschen kann, wenn meine Maschine wieder streikt.“ Er nahm ihre zitternde Hand aus der Tasche und drückte ihr das kühle Metall in die Handfläche. Seine Finger schlossen sich kurz um die ihren. „Es ist einfach vernünftig.“

Sabine sah ihn an. Durch den Kragen seiner Lederjacke sah sie den Ansatz seines Halses, die blasse Haut, die von der Rasur am Vorabend gereizt war. In diesem Moment roch sie seinen Schweiß, das Leder, den billigen Kaffee – und plötzlich wich die Kälte aus ihren Knochen.

„Komm rein“, sagte sie und drehte sich zur Wohnungstür. „Aber zieh die Stiefel aus. Wenn du mir den Straßendreck ins Zimmer trägst, werfe ich den Schlüssel aus dem Fenster.“

Zwischenruf: Die Fiktion des „Schlüsselmoments“

Man beachte das Wortspiel, das sich hier fast von selbst aufdrängt: der Schlüsselmoment. Die Versuchung für den Erzähler (und für die beiden Protagonisten im Rückblick) ist gigantisch, diese Szene im Treppenhaus als die eigentliche Geburtsstunde ihrer Bindung zu kanonisieren.

„Da“, so würde Sabine ihren Freundinnen zwanzig Jahre später erzählen, „da wusste ich, dass er es ernst meinte. Da hat er sich entschieden.“

Welch eine ungeheure Anmaßung! Welche nachträgliche Heroisierung der bloßen Not!

Wenn wir die Szene von ihrem retrospektiven Heiligenschein befreien, bleibt nichts übrig als ein rein pragmatischer Verwaltungsakt. Thomas handelte nicht aus einer metaphysischen Eingebung heraus. Er handelte wie ein Disponent im Güterverkehr, der zwei Fahrpläne aufeinander abstimmen muss, damit die Züge nicht auf offener Strecke kollidieren. Hätte Thomas an jenem Morgen gesagt: „Sabine, ich möchte mein Leben mit dir teilen, nimm diesen Schlüssel als Zeichen meiner Hingabe“, Sabine hätte die Flucht ergriffen. Sie war viel zu müde für Pathos. Krankenschwestern auf Intensivstationen reagieren allergisch auf große Worte, weil große Worte im Krankenhaus meistens den Tod ankündigen oder von Verwandten gebraucht werden, die ihre Schuldgefühle übertünchen wollen.

Der Schlüssel funktionierte nur deshalb, weil er als Werkzeug getarnt war. Er war keine Verheißung, sondern eine Entlastung. Luhmann würde sagen: Die doppelte Kontingenz („Was will er? Was erwartet sie, dass ich will?“) wurde nicht durch Seelenbekenntnisse aufgelöst, sondern durch die Einführung einer sachlichen Struktur.

Doch das Perfide an der Erinnerung ist, dass sie die Kausalität umdreht. Weil die beiden fünfundzwanzig Jahre später noch immer zusammen sind, MUSS dieser Schlüssel eine tiefere Bedeutung gehabt haben. Hätten sie sich drei Wochen später getrennt – weil Thomas eine andere kennengelernt hätte oder Sabine nach Hamburg versetzt worden wäre –, wäre die Szene im Treppenhaus für immer im Reißwolf des Vergessens gelandet. Thomas hätte den Schlüssel zurückgefordert, Sabine hätte die Rosinenschnecken weggeworfen, und niemand hätte jemals wieder von einem „Schlüsselmoment“ gesprochen. Ein Ereignis wird nicht dadurch entscheidend, dass es stattfindet. Es wird dadurch entscheidend, dass die Zukunft es nachträglich heiligsprechen darf.

Steigen wir also noch tiefer hinab. An jenen Nullpunkt, an dem nicht einmal der Schimmer eines Schlüssels existierte. In die kalte, blendende Hölle einer Notaufnahme um vier Uhr morgens.

Die Notaufnahme um vier Uhr morgens (Vor fünfundzwanzig Jahren)

Die Luft roch nach einer Mischung aus Povidon-Iod, Erbrochenem, nassem Straßenstaub und dem scharfen, ozonartigen Geruch des Bodenreinigers, mit dem die Putzkolonne vor einer Stunde durchgewischt hatte. Es war Samstagnacht, zwanzig Minuten vor vier. Jene Stunde, in der die Stadt ihre Eingeweide nach außen kehrt.

Sabine war dreiundzwanzig Jahre alt. Sie trug eine hellblaue Kasack-Hose und ein weißes Schlupfhemd, das an der rechten Schulter einen gelblichen Kaffeefleck aufwies. Ihre Augen brannten. Sie hatte in dieser Schicht bereits zwei Platzwunden geklebt, eine Magenentleerung bei einem sechzehnjährigen Koma-Trinker überwacht und den Urinbeutel eines renitenten Dialysepatienten gewechselt. Sie war in jenem Zustand mechanischer Effizienz angekommen, in dem der Körper wie eine präzise Uhr funktioniert, während die Seele sich weit nach hinten zurückgezogen hat, um keine Treffer abzubekommen.

Mit einem lauten metallischen Scheppern flog die automatische Schiebetür des Rettungseingangs auf.

„Halt ihn fest, verdammt! Fass an die Schulter, Jürgen!“

Die Rufe hallten durch den gefliesten Flur. Sabine drehte sich an der Dokumentationstheke um, klemmte den Kugelschreiber hinter ihr Ohr und griff fast reflexartig nach einer Packung Einmalhandschuhe aus Nitril. Blau. Sie zog sie über ihre Hände, das Gummi schnappte trocken gegen ihre Handgelenke.

Zwei Streifenbeamte schoben einen Mann in den Behandlungsraum zwei. Der Mann – kräftig, Mitte dreißig, zerrissene Bomberjacke, nackter Oberkörper darunter – brüllte unverständliche Laute, eine Mischung aus Alkoholwahn und Schmerz. Sein Gesicht war eine einzige blutige Maske; über der linken Augenbraue klaffte ein fünf Zentimeter langer Riss, aus dem dunkles, venöses Blut über seine Wange auf das Linoleum tropfte.

Der ältere der beiden Polizisten, ein schweratmiger Hauptmeister mit Schnurrbart, hielt den linken Arm des Mannes auf den Rücken gedreht. Der jüngere hielt die rechte Seite.

Das war Thomas.

Vierundzwanzig Jahre alt, Polizeimeister zur Anstellung. Die Dienstmütze fehlte ihm, seine Uniformweste saß schief, am Unterarm seines Diensthemdes klebte frischer Straßenschmutz, gemischt mit dem Blut des Verhafteten. Seine Lippe war aufgeschlagen, aber sein Griff um den Handrücken des Randalierers war unerbittlich wie eine Schraubzwinge.

„Auf die Liege!“, bellte der ältere Polizist.

„Er schlägt um sich!“, rief Thomas. Seine Stimme überschlug sich nicht, aber die Anspannung spannte die Sehnen an seinem Hals wie Drahtseile an. „Der hat irgendwas eingeworfen, der spürt gar nichts!“

Der Mann warf seinen Kopf nach hinten, versuchte Thomas mit der Stirn im Gesicht zu treffen. Thomas wich um Zentimeter aus, riss den Arm des Mannes höher, drückte ihn mit der Brust auf die metallene Kante der Behandlungsliege.

Sabine trat heran. Sie tat es nicht hastig, sondern mit jener fast aufreizenden Verlangsamung, die erfahrenes Pflegepersonal an den Tag legt, um Hysterie zu ersticken.

„Lassen Sie ihn los“, sagte sie ruhig.

Thomas sah sie an. Seine Pupillen waren geweitet, die Stirn schweißnass. „Wenn ich ihn loslasse, zerlegt er Ihnen das Zimmer, Schwester.“

„Er zerlegt gar nichts“, sagte Sabine kühl. Sie trat direkt an die Liege, ignorierte die Drohungen des Mannes, der nun unflätige Beschimpfungen in ihre Richtung stieß, und legte zwei Finger an seine Halsschlagader. „Er hat einen Puls von hundertvierzig und eine hypertensive Entgleisung. Wenn Sie ihn weiter so abdrücken, kollabiert er Ihnen hier auf dem Tisch, und dann darf ich reanimieren. Also: Drücken Sie seine Schulter runter. Sie da“ – sie sah den älteren Beamten an –, „halten Sie die Beine. Fest.“

Thomas sah sie für den Bruchteil einer Sekunde an. In seinen Augen lag die rohe, ungeschliffene Aggression des Kampfes auf der Straße – jener Tunnelblick, den der Adrenalinstoß erzeugt. Aber als sein Blick den ihren traf, passierte etwas. Sabines Blick war vollkommen unbeeindruckt. Er enthielt weder Angst noch Mitleid noch Bewunderung für seinen heroischen Zugriff. Er enthielt lediglich die kühle Aufforderung zur Professionalität.

Thomas atmete stoßweise aus. Die Spannung in seinen Schultern veränderte sich; sie wurde sachlich. Er verlagerte sein Gewicht, fixierte die Schulter des Mannes mit dem Unterarm, genau dosiert, ohne die Luftröhre abzuschnüren.

„So recht?“, presste er hervor.

„Geht doch“, sagte Sabine.

In den nächsten zehn Minuten sprachen sie kein privates Wort. Sie arbeiteten wie zwei Rädchen in einem schlecht geölten, aber funktionierenden Getriebe. Thomas hielt den tosenden Körper nieder; Sabine wusch mit ruhigen, kreisenden Bewegungen das Blut aus der Wunde, desinfizierte die Haut, ignorierte das Brüllen des Mannes, zog mit geübter Hand das Lokalanästhetikum auf und setzte die Spritze. Thomas spürte, wie der Körper unter seinen Händen sich aufbäumte, aber Sabines Hand zuckte nicht einmal um einen Millimeter zur Seite. Ihre Bewegungen hatten etwas Chirurgisches, Nüchternes, Absolutes.

Als der Assistenzarzt kam, um die Fäden zu ziehen, trat Thomas zurück. Er lehnte sich gegen die geflieste Wand des Behandlungszimmers, strich sich mit dem Handrücken über die schweißnasse Stirn und hinterließ dabei einen Streifen Schmutz auf seiner Haut.

Sabine zog die blutverschmierten Handschuhe aus, warf sie mit einer routinierten Bewegung in den gelben Eimer für infektiösen Müll und trat an das Waschbecken. Das Wasser rauschte. Sie seifte sich die Hände ein, methodisch, bis zu den Unterarmen.

Thomas beobachtete sie im Spiegel über dem Waschbecken. Er sah die feinen Haare in ihrem Nacken, die sich durch den Schweiß gekräuselt hatten, und die dunklen Schatten unter ihren Augen.

„Sie machen das öfter“, sagte er leise.

Sabine sah im Spiegel auf. Ihre Blicke trafen sich erneut. Diesmal war da kein Patient mehr dazwischen, keine herumspritzende Körperflüssigkeit. Nur zwei vierundzwanzigjährige Menschen im härtesten, erbarmungslosesten Licht, das die Industrie herstellen kann.

„Jedes Wochenende“, antwortete sie und riss ein Papiertuch aus dem Spender. „Und Sie sollten Ihre Lippe kühlen lassen. Sieht aus, als hätte er Sie doch erwischt.“

„Geht schon.“ Thomas trat vom Fliesenrand weg. Er wirkte plötzlich ungelenk in seiner Uniform, fast verloren zwischen den Edelstahlwagen und den Sauerstoffanschlüssen. Er griff nach seinem Koppel, rückte die Pistole an seiner Hüfte zurecht – eine rein verlegene Geste.

Er ging zur Tür. Der ältere Kollege stand bereits draußen und füllte die ersten Durchschläge des Übergabeprotokolls aus. Thomas blieb im Türrahmen stehen. Er drehte sich noch einmal um.

Ein normaler junger Mann hätte nun gelächelt. Er hätte einen Witz gemacht über die Gefährlichkeit des Berufs, hätte nach ihrer Telefonnummer gefragt oder sie gefragt, ob sie öfter hier sei.

Thomas sagte: „Der Kaffee aus Ihrem Automaten da vorn riecht wie die Brühe aus unserem Wischmopp.“

Sabine knüllte das Papiertuch zusammen und warf es in den Mülleimer. Es traf genau die Öffnung. Sie sah ihn an, die Brauen leicht hochgezogen.

„Er schmeckt auch so.“

„Ich habe um sechs Dienstschluss“, sagte Thomas. Seine Stimme war wieder ganz ruhig, jener Tonfall, den er später bei Zeugenvernehmungen nutzen würde, um Vertrauen aufzubauen, ohne Nähe zuzulassen. „Zwei Straßen weiter hat eine Bäckerei auf. Die machen Filterkaffee aus einer Kanne, die noch nie gereinigt wurde, aber er ist heiß und schwarz.“

Sabine verschränkte die Arme vor der Brust. Der Fleck auf ihrer Schulter leuchtete im Neonlicht. Sie wusste, dass sie nach Hause gehen sollte, dass ihre Füße wehtaten, dass ihr Bett im Schwesternwohnheim rief.

„Zehn nach sechs“, sagte sie. „Am Personaleingang hinter den Müllcontainern. Und kommen Sie mir bloß nicht in Uniform. Ich will in meiner Freizeit keine Polizisten sehen.“

Thomas nickte nur einmal, kurz, fast unmerklich. Dann drehte er sich um und ging den Gang hinunter, seine Dienststiefel quietschten leise auf dem feuchten Linoleum.

Epilog: Die Konstruktion der Notwendigkeit

Hier also liegt sie, die Keimzelle. Die Szene, die fünfundzwanzig Jahre später, am Küchentisch eines leeren Hauses, zur Genesis einer bürgerlichen Existenz verklärt wird.

„In der Notaufnahme“, so raunen die Verwandten auf Silberhochzeiten, „da haben sie sich gefunden. Zwischen Leben und Tod. Ein Blick, und es war um sie geschehen.“

Welch ein unerträglicher Kitsch.

Nichts war um sie geschehen. Es gab keinen Zauber. Es gab keine Glocken, keine Vorsehung, keine Seelenverwandtschaft. Was da stattfand, war ein banaler Zusammenprall zweier Funktionsträger der öffentlichen Ordnung am Rande einer städtischen Mülldeponie der Gefühle. Es war die reinste Kontingenz.

Man muss sich die Kette der Zufälle vor Augen führen, um das Schwindelerregende dieses Moments zu begreifen: Wäre der Schläger fünf Minuten früher zur Besinnung gekommen; hätte die Einsatzzentrale den Streifenwagen Peter 12/2 statt Peter 14/3 alarmiert; hätte Sabine an jenem Samstag den Dienst mit Schwester Brigitte getauscht, um auf die Hochzeit ihrer Cousine zu fahren – diese Begegnung hätte niemals stattgefunden.

Es gäbe dieses Haus nicht. Es gäbe jene vier Druckstellen auf dem Flurteppich nicht. Es gäbe Marie nicht, die in diesem Moment in ihrer neuen Studentenbude sitzt und eine Packung Nudeln kocht; es gäbe Lukas nicht. Eine ganze Welt – ein winziges, stabiles Universum aus Verträgen, Kindern, Urlaubsbildern, gemeinsamen Bankkonten und eingekerbten Schneidebrettern – hing an der profanen Tatsache, dass ein betrunkener Schläger eine Bierflasche in die falsche Richtung geworfen hatte.

Aber das ist die Wahrheit, die der Mensch nicht erträgt. Wir können nicht damit leben, dass das Wertvollste in unserer Existenz – der Mensch, der neben uns schläft, der unsere Narben kennt und unseren Herzschlag beruhigt – das Produkt eines statistischen Rauschens ist. Es beleidigt unsere Eitelkeit. Wir wollen Helden in einem Entwicklungsroman sein, keine Treibgüter auf dem Fluss des Zufalls.

Und genau hier liegt die eigentliche, die triumphale Leistung von Thomas und Sabine.

Sie haben nicht gesiegt, weil sie füreinander bestimmt waren. Sie haben gesiegt, weil sie die Frechheit besaßen, aus einem schmutzigen Zufall im Morgengrauen eine Notwendigkeit zu errichten. Sie haben die Kontingenz genommen und sie über vierundzwanzig Jahre hinweg so dicht mit Pflichten, Gewohnheiten, Schlüsseln, Kinderkrankheiten und Schichtplänen umstellt, bis kein Zufall mehr hindurchpasste. Sie haben die Form nicht gesucht – sie haben sie ertragen, erarbeitet, vollstreckt.

Zurück im Schlafzimmer der Gegenwart.

Es ist vier Uhr morgens. Draußen hat es begonnen, fein und gleichmäßig zu regnen; die Tropfen schlagen leise gegen das Fensterblech.

Thomas schläft. Er atmet schwer, durch die Nase, ein tiefer, regelmäßiger Ton, der die Erschütterungen von fünfundzwanzig Jahren Dienstzeit in sich trägt.

Sabine liegt wach. Sie hört das Atmen. Ihre Hand liegt auf seiner Brust, direkt über dem Schlüsselbein, wo sie den langsamen, kräftigen Schlag seines Herzens spürt. Sie weiß nichts von Luhmann, sie schert sich nicht um Kontingenz und narrative Kausalitätsfiktionen.

Sie spürt nur die Wärme seines Körpers unter ihrer Handfläche.

Sie zieht die Decke ein Stück höher über seine Schulter, dreht sich auf die Seite, schmiegt ihren Rücken an seine Flanke und schließt die Augen. Das Haus ist still. Das Fundament hält. Und für den Rest der Nacht genügt das vollkommen.

Epilog: Metamorphosen der Form

Jedes Begehren bedarf, um in der Welt wirklich zu werden, eines Trägermediums, und dieses Trägermedium ist die Form. In der ersten Geschichte begegnen sich ein Mann und eine Frau um die sechzig, geprägt von den Emanzipationsdebatten ab Mitte der siebziger Jahre, bei denen die Form jedoch nicht einfach fehlt, sondern unter einem historischen Giftverdacht steht: Klassische Gesten des Werbens und Verführens gelten ihnen als patriarchale Akte der Willensbeugung, als aggressive Übergriffigkeit, der man sich schamvoll verweigern muss. Um der Gefahr zu entgehen, einander festzulegen oder gar zu vereinnahmen, flüchten sie in ein hochdifferenziertes Skrupeltum, in dem er aus einer starren kantischen Schutzethik heraus kein Risiko eingeht und sie auf eine befreiende Begegnung hofft, ohne ihr eine Bresche zu schlagen; ihre intellektuellen Zaubersätze verhandeln klug über das Dasein, verschieben die Berührung aber ins Unendliche, bis das Begehren an seiner eigenen moralischen Überreinigung erstickt ist.

Ganz anders operieren die Dreißigjährigen der zweiten Geschichte – eine Juristin und ein Betriebswirt –, für die die Emanzipation längst ein abgehakter, institutioneller Zustand ist und die der Form nicht mit moralischem Misstrauen, sondern mit den Methoden des Risikomanagements begegnen. Ihre Begegnungen auf einer Party, im Vorzimmer des Büros und bei einem penibel choreografierten Restaurant-Date werden über den Messenger Signal flankiert, der nicht als Brücke der Intimität, sondern als technokratische Firewall dient; jedes Signal wird symmetrisch abgewogen, kein Beteiligter darf emotional in Vorleistung treten oder verletzlich wirken, sodass die professionelle Sachlichkeit das Geschehen vollkommen glättet. Indem sie jede Kontingenz ausräumen und die Anbahnung wie ein administratives Optimierungsprojekt behandeln, tilgen sie zugleich die Reibung, aus der Leidenschaft entsteht, und die Annäherung verglimmt als ergebnislose Machbarkeitsstudie zweier Menschen, die zu funktionstüchtig sind, um zu lieben.

Bei den siebzehnjährigen Schülern der dritten Geschichte ist die Form nicht zu Tode gedacht oder wegverwaltet, sondern sie ist nach den Monaten pandemischer Isolation und unter der Dauerbeschallung digitaler Netzwerke restlos kollabiert. Zwischen Schulhof, Geburtstagsparty und einem verklemmten Spaziergang im Wald herrscht eine tief sitzende Phantomschmerz-Stille, genährt von der Furcht vor den viralen Fremdscham- und Entblößungsvideos auf TikTok und Instagram, wo jeder unbedachte Schritt als toxisch oder lächerlich gebrandmarkt wird; selbst die vormals vertraute Umarmung auf dem Hof ist verschwunden und durch das distanzierte, körperlose Bro-Abklatschen ersetzt worden, das Mädchen wie Jungen als Abwehrschild vor sich hertragen. Die Schule belehrt über Gefahren, vermittelt aber kein Zutrauen zur Nähe, und so sitzen sich zwei Heranwachsende am Waldrand gegenüber, deren innere Sprache nur noch aus karger Vorsicht besteht und die das Treffen abbrechen müssen, weil sie schlicht über kein einziges Skript mehr verfügen, das ihnen erlauben würde, die Hand des anderen zu berühren, ohne in existenzielle Panik zu geraten.

Die vierte Geschichte schlägt eine radikale Bresche in dieses Scheitern, indem sie zwei Ende-Dreißigjährige – einen Entwickler aus dem Mittelstand und eine Personalreferentin der Universität – in der nüchternen Garderobenschleuse einer Kindertagesstätte aufeinandertreffen lässt. Hier ist die Form nicht das, was krampfhaft gesucht wird, sondern sie ist als felsenfeste, unausweichliche Last von Ehe, Kindern, Beruf und Schichtplänen bereits übermächtig da, und genau diese intakte, von beiden keineswegs zerrüttete Bürde befreit sie paradoxerweise vom Zwang, aus der Begegnung ein ganzes Leben konstruieren zu müssen. Weil die äußeren Mauern stehen und nichts versprochen, nichts aufgelöst und kein Verrat zelebriert werden soll, öffnet sich in der Enge ihrer Zeitpläne ein Raum für eine zärtliche, staunende Erotik; ihr Date mündet in eine Nacht voll ruhiger körperlicher Aufmerksamkeit, die gerade deshalb gelingt, weil sie ein gestohlenes, fragiles Leuchten innerhalb eines ansonsten vollkommen determinierten Gefüges bleibt.

Im asymmetrischen Spiel der fünften Geschichte zwischen Markus, dem leitenden Betriebswirt, und Tanja, der Sekretärin eines Handwerksbetriebs, gerät die Form hingegen zu einer starren dialektischen Schaukel, an der das Begehren sich aufreibt, ohne je umzukippen. Über eine erratene E-Mail-Adresse angebahnt und bei einem Spaziergang am Flussufer für wenige Sekunden in das zarte Schweben eines echten Flirts getaucht, erstarrt das Geschehen bald in einem langen, fast zwanghaft-rituellen Austausch von Kurznachrichten, in dem er die Seite des drängenden Ja besetzt, während sie, als geschiedene und lebenskluge Frau, unverrückbar auf der Seite des Nein verharrt. Die Form fungiert hier für beide als Schutzwall: Er kann die Pose des Verführers proben, ohne sein bürgerliches Fundament wirklich zu riskieren, sie genießt das Umworbenwerden, ohne ihre mühsam errungene Souveränität preiszugeben; am Ende löst sich die Angelegenheit nicht in einer Krise auf, sondern läppert über Monate - wer weiss vielleicht sind es am Ende sogar Jahre - hinweg lautlos aus, weil das Beharren auf den Rollen bequem bleibt.

Dass auch die institutionelle Macht eine Form ist, die jede Annäherung vergiften kann, demonstriert die sechste Geschichte um eine siebenundvierzigjährige Behördenleiterin und ihren zweiunddreißigjährigen, fachlich exzellenten, aber uneitlen Sachbearbeiter. Beim Ausflug am Flussufer, auf einer gemeinsamen Dienstreise und schließlich bei einem Feierabend-Date in einer abgelegenen Bar prallt das vorsichtige Begehren mit voller Wucht auf das hierarchische Gefälle und – noch schlimmer – auf das misstrauische Auge der Belegschaft, deren raunende Gerüchteküche im Hintergrund jedes Lächeln und jede Geste sofort als Affäre oder Begünstigung zu decodieren droht. Das Paar versucht, der sozialen Überwachung durch taktisches Schweigen und bürokratisch verklausulierte Nachrichten zu entkommen, doch die administrative Rolle klebt an ihnen wie Blei; als sie endlich privat voreinandersitzen, vermögen sie den Panzer der Funktion nicht mehr abzustreifen, und der Respekt vor den Konventionen des Amtes erstickt die Möglichkeit einer Berührung im Keim.

Die siebte Geschichte führt die Erschöpfung tradierter Rituale vor, indem sie ein fünfundzwanzigjähriges Paar zeigt, das im genauen Gegensatz zur zeitgenössischen Verunsicherung versucht, die ehrwürdigen Beziehungsmuster vergangener Generationen nahtlos wiederzubeleben. Doch das Mitbringen von Blumen, das formvollendete Aufhalten von

Wagentüren und die bemühte Kavalierhaftigkeit des Mannes erweisen sich als leblose Hüllen, als museale Kostüme, die nicht mehr durch eine selbstverständliche gesellschaftliche Ordnung getragen werden; beide Figuren sind keineswegs bösartig oder arrogant, sondern schlicht rettungslos überfordert mit dem Textbuch, das sie sich auferlegt haben. Statt Verbindlichkeit und Verlässlichkeit zu stiften, erzeugt das steife Einhalten überkommener Etikette nur Beklemmung und Peinlichkeit, weil den Formen der innere Atem fehlt und sie wie ein mechanisches Spielwerk zwischen zwei Menschen stehen, die vor lauter Konvention vergessen haben, wie man einander tatsächlich wahrnimmt.

Den zynischen Gegenpol dazu markiert die achte Geschichte, in der zwei Gleichaltrige der Formenarmut mit einer radikalen, unbedachten Übersprunghandlung begegnen: Ausgehend von der Prämisse, dass bei fehlenden Regeln ohnehin alles erlaubt und gleichgültig sei, landen sie nach wenigen Belanglosigkeiten übergangslos miteinander im Bett. Seine höchste Anerkennung für die Welt erschöpft sich in der Formel „ganz lustig“, ihre Antwort auf jede Zumutung lautet schulterzuckend „was soll's?“, und jede Entscheidung wird mit einem windelweichen „schaun wir mal“ vertagt; die Schrankenlosigkeit führt jedoch nicht zur Erlösung, sondern in eine bodenlose Tristesse. Wo kein Widerstand zu überwinden war, wo kein Zögern, kein Übergang und keine gestaltete Schwelle existierten, verflacht das Erotische zum bloßen physiologischen Reflex, und am nächsten Morgen bleibt nichts als die ernüchternde Einsicht zurück, dass ohne Form auch der Zauber unweigerlich verloren geht.

Ganz anders operieren die Männer der neunten Geschichte, ein Architekt und ein Anästhesist Ende dreißig im heutigen Dresden, bei denen nicht die Differenz, sondern die Gleichheit zum Problem wird. Ihre Begegnungen in einer Lesung zur Stadtgeschichte, in einem Volkshochschul-Kochkurs und bei einem Abendessen an der Elbe sind von einer so vollkommenen Entsprechung getragen, dass jeder im anderen sein eigenes Zögern erkennt und es als Auskunft über dessen Desinteresse missversteht. Hinter ihrer Höflichkeit steht eine Geschichte der Unauffälligkeit, die sich aus der Zeit, in der Männer, die Männer liebten, in der DDR nicht gesehen wurden, bis in die Gesten einer Generation vererbt hat, die zwar frei ist, aber nie gelernt hat, sich zu zeigen. Weil beide dem anderen den Vortritt lassen und keiner in Vorleistung geht, entsteht ein Gleichgewicht, in dem nichts mehr fließt. Die Annäherung endet nicht im Streit, sondern in einer Meisterschaft des Verfehlens, in der zwei Menschen einander so gut verstehen, dass ihnen nichts mehr zu sagen bleibt, und sich auf zwei Bahnsteigen um eine Sekunde verpassen.

In der zehnten Geschichte operieren die Dreißigjährigen, eine Sozialarbeiterin mit Überzeugung für die Linke, die so großzügig für ihre Freundin bei den Grünen Wahlwerbung macht, und ein Elektromeister mit Neigung zur AfD, die einander am Wahlstand als politisch unvereinbar erkennen und sich dennoch nicht lassen können. Nicht die Form ist hier das Problem, sondern das Wissen: Beide wissen zu genau, was der andere „ist“, und gerade das erzeugt Anziehung wie Hindernis. Ihre Begegnungen am Wahlstand, auf einem Sportfest bis in den Abend und bei einem Date, das nicht zustande kommen konnte, bleiben ebenso unzeitgemäß wie zwnagsläufig frei von elektronischen Medien. Stattdessen gibt es Körperräume, Papier, Zufall und Gesagtes, das sich nicht zurücknehmen lässt.

Sie umkreisen einander, erstaunlich fasziniert, weil keiner den anderen berechnen kann. Es bleibt eine leise Öffnung, als Hinweis, dass das Unwahrscheinliche, das hier auf die Spitze getrieben erscheint, genau das ist, was wir Liebe nennen, wenn sie gelingt.

In der elften Geschichte schließlich – der Archäologie des Paares um die fünfzig, dem Kriminalbeamten und der Intensivkrankenschwester im leeren Haus nach dem Auszug der Kinder – wird die Perspektive radikal umgekehrt und als retrospektive Erzählung von der Gegenwart bis zur ersten Begegnung im Morgengrauen einer Notaufnahme aufgerollt. Dieses Paar hat das Kunststück vollbracht, fünfundzwanzig Jahre lang beieinanderzubleiben, nicht weil sie von Anfang an füreinander bestimmt gewesen wären, sondern weil sie die Zumutungen des Lebens – Schichtpläne, Notoperationen, fiebernde Kleinkinder und Hypothekenzinsen – als gemeinsame Form angenommen und vollstreckt haben. Erst im Zurückgehen durch die Stationen, von der stillen Einigkeit am Küchentisch über die improvisierte Schlüsselübergabe im Regen bis hin zu jenem zufälligen Blickwechsel wird sichtbar, dass das Gelingen einer Liebe keine Frage schicksalhafter Fügung ist, sondern das geduldige, oft zermürbende Aushalten jener Verlässlichkeit, die aus einer flüchtigen Laune des Zufalls überhaupt erst ein Leben baut.

Überblickt man die Stationen dieser Versuche, so tritt der eigentliche Kern des modernen Liebesdramas zutage: Das Scheitern einer Beziehung ist fast nie der Abwesenheit von Zuneigung, Phantasie oder erotischem Verlangen geschuldet, sondern ausnahmslos der Unfähigkeit, eine tragfähige Form zu finden, zu stiften oder zu ertragen. Die moderne Kultur hat dem Individuum das Versprechen einer voraussetzungslosen Unmittelbarkeit eingeflüstert, die Illusion, Liebe müsse sich als reines, von allen Schablonen gereinigtes Gefühl von selbst ereignen. Doch das Gegenteil ist der Fall; jede Begegnung zwischen zwei Menschen unterliegt der unerbittlichen Last der doppelten Kontingenz, in der das Ich auf ein Zeichen des Du wartet, während das Du seine Regungen bereits an den vermuteten Reaktionen des Ichs ausrichtet. Ohne ein vermittelndes Gefäß – ohne eine Konvention, ein Ritual, eine Grenze oder eine Verabredung: kurz: eine Form – gerät dieser Schwebezustand entweder zur paranoiden Lähmung, zum technokratischen Kontrollwahn oder zur stumpfen Beliebigkeit.

Dort, wo die Form im Vorhinein ideologisch misstrauisch seziert wird wie bei den Sechzigjährigen, verkümmert sie im Skrupel; wo sie rein funktional zur Schadensbegrenzung dient wie bei den Dreißigjährigen, erstickt sie das Risiko; wo sie gänzlich fehlt wie bei den Jugendlichen, erzeugt sie Sprachlosigkeit; wo sie zynisch überrannt wird wie bei den Gleichgültigen und wo sie kein Risiko findet wie bei den den Schwulen, vernichtet sie den Zauber. Paradoxerweise erweisen sich in dieser Reihe ausgerechnet jene Konstellationen als lebendig, in denen die Form als schwere, unhintergehbare Last von außen vorgegeben ist: Die Kita-Eltern schöpfen ihre leidenschaftliche Freiheit gerade aus der Unverrückbarkeit ihrer Verpflichtungen, und das ältere Paar triumphiert über die Leere, weil es die Kontingenz der Welt über ein Vierteljahrhundert hinweg durch das schiere Aushalten geteilter Pflichten bezwungen hat.

Die Semantik der Intimität: Luhmanns *Liebe als Passion*

Liebe als Code, nicht als Gefühl

Wer Niklas Luhmanns Buch von 1994 aufschlägt (Luhmann, Niklas, 1994: Liebe als Passion - Zur Codierung von Intimität, Frankfurt am Main, Suhrkamp-Verlag) und darin eine Theorie des Herzens und zumindest insgeheim den einen oder anderen Tipp erwartet, wird enttäuscht. Luhmann fragt nicht, was Liebe *ist*, sondern wie man über sie *redet*, und genauer: nach welchen Regeln eine Gesellschaft Kommunikation über Intimität so ordnet, dass sie gelingen kann. Liebe ist dabei kein Gefühl, sondern ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium, verwandt mit Geld, Macht und Wahrheit. Solche Medien machen unwahrscheinliche Kommunikation wahrscheinlich: Sie sorgen dafür, dass ein Angebot, das eigentlich abgelehnt werden könnte, doch angenommen wird. Beim Geld ist das die Zahlung, bei der Liebe die Zuwendung, die ohne ausdrückliche Gegenleistung erwidert wird.

Der Code selbst ist eine Form, die Erwartbarkeit erzeugt: Wer liebt, darf bestimmte Dinge erwarten und muss bestimmte Dinge tun. Das Gefühl ist nur die Folge dieses Codes, nicht seine Ursache. Man liebt, weil es eine Semantik gibt, die vorgibt, wie man das tut und wie man sich dabei erkennt. Diese Umkehrung mag kränken, sie entlastet aber zugleich.

Doppelte Kontingenz

Das Fundament bildet das Problem der doppelten Kontingenz, das Luhmann von Parsons übernimmt und radikalisiert. Während bei Parsons Formen aus normativer Ordnung entstanden, entsteht bei Luhmann Ordnung aus Chaos. Zwei Menschen begegnen sich, jeder könnte so oder anders handeln, und jeder weiß, dass der andere das weiß. Ich tue etwas, wenn du etwas tust, du tust etwas, wenn ich etwas tue; ohne weitere Vorgaben herrscht gegenseitige Blockade. Bringen wir das Chaos vorsorglich schon mal in eine Form und nennen sie Zirkel. Also der Zirkel löst sich nicht durch Nachdenken, sondern nur dadurch, dass einer anfängt und der andere das Angebot als Anschluss liest. Struktur entsteht aus diesem Anfang, nicht umgekehrt. Es ist dabei weniger die Tat, die die Reflexion durchbricht, weil auch die Tat heutzutage vor allem ein Anlass für die nächste Reflexion abwirft. Es ist die Aufmerksamkeit. Aufmerksamkeit ist weder der einen oder der anderen Seite, weder dem Denken noch dem Handeln, zuzurechnen. Aus dieser noch frischen Einsicht aus der Lektüre, es sind dies hier die letzten Zeilen, die ich an diesem Text schreibe, habe ich zu wenig für die Geschichten gemacht.

Der Code der Liebe bietet Hilfskonstruktionen. Er sagt den Beteiligten, was sie voneinander erwarten dürfen, und lässt sie dadurch handeln, bevor sie wissen, was der andere will. Wo dieser Code schwächer wird, verschärft sich das Problem; wo er verschwindet, kommt die Kommunikation zum Stillstand. Zugleich ist der Code aufgrund der Unmengen an Übertragungsmedien übercodiert.

Individualität und Weltkonstruktion

Die Entdeckung des Individuums verändert die Anforderung an die Liebe grundlegend. In vormodernen, hierarchisch sortierten Gesellschaften war die Person über ihren Stand bestimmt, und Liebe zielte auf Rolle und Eignung. In der modernen Gesellschaft sind die Funktionssysteme wie die der Wirtschaft, des Rechts, der Politik, der Wissenschaft auf Teilnahme in zugespitzen Rollen angewiesen - man denke an Kund*innen, Bürger*innen, Subjekte und Individuen -, und die Person als Ganzes findet nirgends Platz. Die Intimsphäre übernimmt diese Aufgabe: Sie bietet Raum für den Menschen als Individuum in seiner ganzen Unvertretbarkeit.

Das hat einen hohen Preis. Wer den anderen in seiner Ganzheit meint, muss ihm die Bestätigung der eigenen Weltsicht anbieten. Liebe heißt dann: die Welt des anderen als bedeutsam anerkennen, selbst dort, wo man sie nicht teilt. Die Liebenden konstruieren sich gegenseitig eine gemeinsame Welt, die nur für sie gilt und nach außen kaum vermittelbar ist.

Von Amour passion zur Romantik und zur Ehe

Luhmann zeichnet eine Geschichte der Semantik nach, die von der höfischen Liebe des Mittelalters über die Preziosität des 17. Jahrhunderts und den *amour passion* bis zur romantischen Liebe und schließlich zur Ehe als Liebesbund reicht. Die Passionssemantik des 17. Jahrhunderts erlaubt es, Liebe als eine Art Krankheit zu behandeln, die man nicht wählen kann und der man erliegt. Das enthebt von Verantwortung und rechtfertigt Normverstöße.

Die Romantik des 18. und 19. Jahrhunderts verlagert die Spannung nach innen. Liebe wird zu einem Selbstzweck, der aus sich heraus legitimiert ist und keine äußere Rechtfertigung braucht. Im selben Zug wird sie an die Ehe gekoppelt, in der sie eigentlich nichts zu suchen hatte. Die Ehe soll nun leisten, was die Leidenschaft verspricht: Dauer, Intimität, Einmaligkeit. Das Ergebnis ist ein Paradox, das Luhmann sorgfältig beschreibt: Eine Liebe, die sich selbst genügen soll, muss sich ununterbrochen selbst bestätigen.

Das Paradox der Dauer

Dieses Paradox bleibt das Kernproblem der modernen Liebe. Leidenschaft lebt von Unwahrscheinlichkeit, von Überraschung, von der Unverfügbarkeit des anderen. Ehe und Alltag verlangen Wahrscheinlichkeit, Wiederholung, Verlässlichkeit. Eine Beziehung, die beides vereinen will, muss ständig das Außergewöhnliche im Gewöhnlichen suchen und produziert dabei Inszenierung.

Luhmann beschreibt auch, wie die Liebe sich selbst beobachtet. Liebende wissen, dass sie lieben, und wissen, dass der andere weiß, dass sie lieben. Diese Reflexivität erhöht die Anforderungen weiter: Man muss nicht nur lieben, sondern auch zeigen, dass man

liebt, und erkennen, dass der andere es zeigt. Die Folge ist eine hohe Anfälligkeit für Enttäuschung, die sich nicht aus Mangel an Gefühl ergibt, sondern aus Mangel an Anschlussfähigkeit.

Sexualität, Körper und Interpenetration

Sexualität ist in dieser Konstruktion zunächst ein eigenes Medium, das über körperliche Reize Kommunikation ermöglicht, auch dort, wo Sprache versagt. Im Zusammenspiel mit der Liebe wird sie zur Bestätigung einer Weltgemeinsamkeit: Der Körper zeigt, was das Wort nicht sagen kann. Luhmann spricht von Interpenetration: Zwei Systeme stellen sich gegenseitig ihre Komplexität zur Verfügung, ohne ineinander aufzugehen.

Die Interpenetration ist kein Verschmelzen, sondern ein Angebot an den anderen, sich in der eigenen Innenwelt zu bewegen. Das setzt Vertrauen voraus, und Vertrauen ist ein riskanter Vorschuss, der sich nur im Vollzug bewährt.

Die vorgenannten Formen im Spiegel der Geschichten

Luhmanns Theorie plausibilisiert drei Dinge. Erstens: Liebe lässt sich nicht erzwingen, aber auch nicht dem Zufall überlassen, weil sie eine Form braucht, die Anschluss ermöglicht. Zweitens: Die Formen sind historisch gewachsen und verlieren an Tragfähigkeit, wenn die Gesellschaft sich ändert. Drittens: Wo der Code schwach wird, entsteht keine Freiheit, sondern Verlegenheit. Die soziologische Theorie bietet dabei, wie hier so im Großen und Ganzen, keine Anleitung zum Gelingen. Sie beschreibt Bedingungen, unter denen etwas misslingen kann, und lässt den Rest offen. Das ist weniger tröstlich, als man sich wünscht, aber ehrlicher als jeder Beziehungsratgeber, auf dessen Attraktivität ich ganz klar setzte, als ich für diesen Text warb.

Rücksicht als doppelte Lähmung: Helena und Michael

Helena und Michael sind das Lehrstück der doppelten Kontingenz. Jeder weiß, dass der andere weiß, dass jede Geste als Übergriff oder als Zumutung gelesen werden könnte. Michael hält den Schirm über Helena und greift nicht nach ihrer Aktentasche, weil er die galante Geste als Bevormundung deutet. Helena erwartet, dass er genau diese Zurückhaltung übt, und enttäuscht sich dennoch an ihr. Jede Handlung wird von der Antizipation der Deutung gelenkt, und die Folge ist Stillstand.

Luhmann würde sagen, dass hier der Code seine Anschlussfähigkeit eingebüßt hat. Die alte Semantik der Galanterie ist diskreditiert, eine neue ist noch nicht ausgebildet. In diesem Vakuum entsteht keine Freiheit, sondern eine Kette gegenseitiger Höflichkeiten, die einander im Wege stehen. Die Goldberg-Variationen am Ende sind eine vollkommene Struktur, die nicht ersetzt, was es braucht: den ersten Schritt, der Risiko trägt.

Die Tyrannei der Augenhöhe: Clara und Julian

Bei Clara und Julian wird die Ressourcenfrage zum Kern. Beide sind erfolgreich, beide wollen nichts verlieren, beide behandeln Zeit und Energie wie knappe Güter. Julian bietet seine Jacke nicht an, weil er Fürsorge nicht mit Machtanspruch verwechseln will. Clara friert und schweigt. Das ist doppelte Kontingenz in kühler Form: Beide beobachten einander so aufmerksam, dass keiner das Risiko einer Asymmetrie eingeht.

Das Airbnb-Dinner treibt das auf die Spitze. Julians Satz, er wolle ihr Raum geben, ist eine Form der Rücksicht, die Clara als Freigabe zur Flucht liest. Luhmanns Befund, dass Liebe die Unvertretbarkeit der Person anerkennen muss, wird hier ins Gegenteil verkehrt: Beide sind vollkommen vertretbar, jederzeit durch das nächste Match ersetzbar. Die ungelöschte App ist das stille Symbol dieser Beliebigkeit.

Nullrisiko und Beschämung: Finn und Leonie

Finn und Leonie zeigen, wie weit sich die Vorsicht verselbständigen kann. Das Zahlenschloss, die Pfütze, der Handschuh, die Berührung der Finger, alles trägt eine mögliche Bedeutung, und beide weichen aus, indem sie über WD-40 reden. Die Consent-Pädagogik, die Finn gelernt hat, ist an sich ein Gewinn. Sie wirkt aber als Code, der Handeln durch Prüfung ersetzt: Wer nicht sicher weiß, dass der andere will, darf nichts tun.

Luhmann beschreibt Liebe als riskanten Vorschuss. Wer wartet, bis die Zustimmung eindeutig ist, gibt dem anderen nie die Möglichkeit, sie zu geben. Finn löscht die Signal-Nachricht, Leonie fährt mit dem Bus. Sie sind vollkommen unschuldig und vollkommen allein, und das ist die Pointe: Nullrisiko erzeugt keine Nähe.

Das Korsett als Gelingensbedingung: Carsten und Miriam

Carsten und Miriam sind der Gegenentwurf, und das macht sie so aufschlussreich. Beide sind verheiratet, beide haben Kinder, beide stehen unter engen zeitlichen und moralischen Grenzen. Gerade deshalb gelingt die Begegnung: Das Korsett nimmt der Situation die Frage nach der Zukunft. Weil keine gemeinsame Zukunft verhandelt werden muss, kann der Augenblick Gewicht haben.

Luhmann würde darauf hinweisen, dass hier die Semantik des Außerordentlichen noch trägt. Die Ehebruchsemantik, die Liebe als Ausnahme, als Verbotenes, als Passion fasst, funktioniert, weil der Rahmen sie stützt. Zimmer 214 ist ein anonymer Raum ohne Geschichte, in dem zwei Menschen ohne Vorleistung handeln dürfen. Das Paradox des ersten Mals liegt darin, dass es nur unter Bedingungen der Begrenzung gelingt, die seine Fortsetzung ausschließen.

Vertraulichkeit ist keine Verfügbarkeit: Markus und Tanja

Bei Markus und Tanja liegt der Konflikt in der Deutung von Offenheit. Tanja erzählt von ihrer Scheidung, ihren Töchtern, ihrer früheren Beziehung zum Chef. Markus liest diese Vertraulichkeit als Einladung. Luhmanns Hinweis, dass Liebe die Konstruktion einer gemeinsamen Welt verlangt, erhellt den Irrtum: Offenheit ist ein Angebot zur Weltteilung, nicht zur Körperteilung. Wer die beiden verwechselt, übergeht, was der andere tatsächlich anbietet.

Tanjas Nein ist zugleich Selbstbehauptung und eine Art Fürsorge. Sie will nicht in die Rolle der Retterin einer fremden Ehe geraten. Das entspricht der Unvertretbarkeit der Person, die Luhmann als Kern der modernen Liebe sieht: Tanja will als Tanja gemeint sein, nicht als Anlass zur Behebung eines Mangels. Markus fährt bei Grün weiter, und beide haben etwas verstanden, das keiner sagen kann.

Das Amt als Beobachter dritter Ordnung: Katharina und Julian

Katharina und Julian zeigen, dass Beobachtung nicht nur zwischen den Beteiligten stattfindet. Das Amt, die Kollegen, Frau Meissner mit ihrem wachen Blick bilden eine Beobachtungsordnung, die jede Geste ins Soziale zieht. Luhmanns Intimsphäre als Ort, an dem die Person ganz gemeint ist, steht in direktem Gegensatz zur Behördenwelt, in der jede Handlung als Rollenhandlung gelesen wird.

Katharinas Satz, dass das Amt mit ihnen ins Bett gehen werde, ist ein Satz über die Unmöglichkeit der Abschottung. Intimität braucht Schutz vor Beobachtung, und diesen Schutz kann das Amt nicht bieten. Julian wird nach Koblenz versetzt, und der Vorgang ruht. Das Ufer bleibt, wie es ist.

Das Museum der Gesten: Sophie und Felix

Sophie und Felix bringen die Semantik selbst auf die Bühne. Beide wissen um die klassischen Formen der Anbahnung, die Visitenkarte, das Telefonat am Dienstag, die weiße Rose, den Riesling, den Kuss an der Haustür. Sie führen sie perfekt auf. Der Kuss, den sie tauschen, ist ein Zitat, weil beide wissen, dass sie zitieren.

Luhmann beschreibt, wie Semantiken ihre Selbstverständlichkeit verlieren, sobald sie als Semantiken erkennbar werden. Wer eine Form bewusst reaktiviert, verliert die Naivität, die sie trägt. Sophie nennt das Ritual ein Denkmal, das nicht wärmt. Das ist zugleich Luhmanns Befund und seine Pointe: Man kann die Form nicht zurückholen, ohne zu wissen, dass man es tut.

Zu gutes Verstehen: Matthias und Jens

Bei Matthias und Jens erscheint das Problem in seiner subtilsten Form. Beide verstehen einander so gut, dass jede Initiative überflüssig scheint. Das Buch über die DDR, das beide greifen und beide liegen lassen, ist das stille Zeichen einer historischen Prägung: Die Etikette der Unauffälligkeit, die über Generationen eingeübt wurde, wirkt weiter, auch wo sie nicht mehr nötig wäre.

Luhmann würde sagen, dass hier die doppelte Kontingenz in Form wechselseitiger Unterstellung erscheint. Jeder unterstellt dem anderen die gleiche Zurückhaltung und bestätigt sie damit. Die Folge ist ein Gleichgewicht, das nichts bewegt. Sie verpassen sich um eine Sekunde, und der Erzähler hätte gern eingegriffen, kann es aber nicht, ohne die Form zu brechen, die ihn trägt.

Politische Differenz und Anschluss: Marlene und Tobias

Marlene und Tobias sind ein Fall von Weltdifferenz im Wortsinn. Sie vertreten gegensätzliche politische Positionen, und ihre Weltkonstruktionen sind nicht kompatibel. Luhmanns Hinweis, dass Liebe die Bestätigung der Weltsicht des anderen verlangt, wird hier zur Herausforderung. Wie soll man die Welt des anderen anerkennen, wenn man sie nicht teilt?

Die beiden finden eine vorläufige Lösung: Sie reden über Arbeit, Reparaturen, Jugendhilfe, alles, was die Differenz nicht berührt. Die Stoppuhr in Marlenes Tasche und der Flyer in Tobias' Schublade sind kleine Anschlussstellen, die offenlassen, ob daraus etwas wird. Das offene Ende entspricht der Lage: Liebe kann entstehen, wo die Beteiligten bereit sind, das Risiko einer Weltdifferenz zu tragen. Ob sie es tun, bleibt dem Erzähler verborgen.

Sediment statt Schicksal: Thomas und Sabine

Thomas und Sabine kehren die Perspektive um. Sie haben, was die anderen suchen: Dauer, Vertrauen, Intimität. Und der Erzähler zeigt, dass sie es nicht durch Schicksal bekommen haben, sondern durch Sediment, durch Jahre gemeinsamer Handlung, die sich Schicht für Schicht ablagern. Die Notaufnahme, der Schlüssel, die Kinderkrankheiten, die Schichtpläne sind keine Schlüsselmomente, sondern Gelegenheiten, die später zur Legende verklärt werden.

Das entspricht exakt Luhmanns Analyse der Liebe als Selbstbestätigungsprozess. Das Paar erzählt sich die eigene Geschichte so, dass sie Notwendigkeit erhält. Beides trifft zu: Die Konstruktion ist eine Fiktion, und sie ist zugleich das Fundament, das trägt.

Ohne Form kein Zauber: Lea und Tim

Lea und Tim bilden das Gegenstück zu allen übrigen Paaren dieses Bandes. An ihnen wird sichtbar, was den anderen fehlt, oder besser: was sie zu viel haben. Michael hält den Schirm mit geometrischer Präzision, Sophie wägt Jacke und Zahlenschloss, Carsten und Miriam ziehen die Form wie ein Korsett um jede Geste. Lea und Tim dagegen haben die Form abgelegt wie einen unbequemen Mantel und stehen nun im Freien. Sie stoßen im Baumarkt mit ihren Einkaufswagen zusammen, er sagt »Ganz lustig verkeilt«, sie sagt »Passt schon«, und damit ist alles gesagt, was zwischen ihnen je gesagt werden wird.

Das ist die Utopie, von der die Geschichten der Vorsichtigen träumen, und sie hält nicht. Vier Stunden später sitzen die beiden in Leas Neubauwohnung vor einem stumm laufenden Actionfilm. Lea zieht das Sweatshirt aus, weil ihr warm ist; Tim sagt »Kann man machen«. Was folgt, ist so mechanisch wie das Schieben der Wagen, und danach greift er zum Handy, während sie Wasser trinkt. Drei Tage später begegnen sie sich vor einem Spätkauf wieder. »War ganz lustig neulich«, sagt er. »Klar. Mal sehen«, sagt sie. Die Beziehung fand schlicht nicht statt.

Luhmann liefert für diesen Befund die theoretische Erklärung, und sie ist unbequem. Der Code der Liebe ist in seiner Lesart eine Form, die Erwartbarkeit erzeugt und damit Anschluss ermöglicht. Er sagt den Beteiligten, wie sie einander erkennen, was ein Zeichen bedeutet, wann ein Angebot als Angebot gilt. Wer diese Form verwirft, gewinnt keine Freiheit, sondern verliert die Unterscheidung zwischen Zuwendung und Beiläufigkeit. Wenn alles gleichermaßen unverbindlich ist, lässt sich nicht mehr erkennen, was gemeint war. Die doppelte Kontingenz wird dabei nicht gelöst, sondern entwertet: Jeder könnte so oder anders handeln, und es spielt keine Rolle. Floskeln wie »Passt schon« und »Ist doch egal« wirken wie ein Schalldämpfer, der jede mögliche Intensität neutralisiert, bevor sie sich entfalten könnte. Der Griff an Leas Hüfte am Senfspender ist keine Geste der Macht und keine der Zärtlichkeit, sondern, in der Formulierung des Erzählers, bloße Physik: Druck auf Textilgewebe.

Besonders deutlich wird der Verlust dort, wo Luhmann die moderne Liebe an die Unvertretbarkeit des anderen bindet. Lea und Tim sind füreinander so austauschbar, wie sie es für ihre Vorgänger und Nachfolger wären. Der Vorschuss an Vertrauen, den Liebe verlangt, wird nie geleistet, weil nie etwas auf dem Spiel steht; und weil nichts auf dem Spiel steht, gibt es keine Weltdifferenz, die sich in der gemeinsamen Intimität auflösen oder bewähren könnte. Auch die körperliche Nähe, die in Luhmanns Theorie die Beteiligten füreinander durchlässig macht, bleibt hier ein Vorgang an der Oberfläche: Man schläft Rücken an Rücken mit Abstand, die Matratze trennt zwei Leben, die sich nirgends berühren.

Was der Erzähler als »helle, kalte Stichflamme ohne Hitze« beschreibt, ist demnach keine Verfehlung der Figuren, sondern die logische Konsequenz einer Anordnung, in der der Umweg gestrichen wurde. Der Zauber der Erotik braucht Verzögerung, Schwelle, Unsicherheit und die Möglichkeit der Zurückweisung; er entsteht aus der Reibung, die

Tim und Lea so konsequent vermeiden. Ihre Leistung besteht darin, nichts zu riskieren, und ihr Preis darin, dass auch nichts entsteht. Nicht einmal eine Melancholie bleibt, denn wer nichts gewagt hat, kann auch nichts verlieren.

Der Erzähler der Geschichte beobachtet das offenbar mit gemischten Gefühlen. Er hätte den beiden vermutlich gern ein wenig Umständlichkeit gegönnt, einen Moment des Zögerns, eine Hürde, die man hätte nehmen können. Er denkt wahrscheinlich an Michaels Schirm, an Sophies Zahlenschloss, an alle Verkrampfungen der Übrigen und stellt zu seiner eigenen Überraschung fest, dass er sie beneidet. Wer sich über die Form quält, hat sie wenigstens noch. Tim vergisst an der Haltestelle der Linie 4, während er durch Kurzvideos scrollt, Leas Nachnamen; Lea glättet die Delle, die sein Körper im Sofapolster hinterlassen hat, und setzt sich allein vor den stumm geschalteten Fernseher. Es ist, so notiert der Erzähler, nicht einmal ein Scheitern. Es ist ein Verpuffen.

Damit schließt die Reihe. Die Geschichten zeigen, dass die Form zugleich Hindernis und Bedingung ist. Zu viel von ihr lähmt, zu wenig lässt alles verpuffen, und dazwischen liegt ein schmaler Streifen, auf dem Paare wie Thomas und Sabine eine Weile gehen durften. Ob ihn jemand absichtlich findet, bezweifelt der Erzähler. Es bleibt ihm die Zuneigung zu allen, die es versuchen, und, wie man zugeben muss, auch zu jenen, die es nicht einmal versuchen.

Die Geschichten bestätigen Luhmanns Befund an einem entscheidenden Punkt: Liebe ist unwahrscheinlich, und ihre Wahrscheinlichkeit hängt an Formen, die sich wandeln. Die Figuren scheitern selten an mangelndem Gefühl, sondern an mangelnder Anschlussfähigkeit. Wo die Form trägt, wie bei Carsten und Miriam oder Thomas und Sabine, entsteht etwas. Wo sie fehlt oder zu bewusst gehandhabt wird, bleibt Verlegenheit. Das ist für Betroffene keine tröstliche Einsicht, aber für Erzähler eine genaue Beobachtung.

Bemerkungen zur Entstehung dieser Texte

2026-1102

Diese Geschichten sind in einem Wechselspiel von Entwurf, Prüfung und Überarbeitung entstanden. An diesem Wechselspiel waren, neben mir, zwei KI-Modelle beteiligt, die mich seit Längerem schon anhaltend mit ihren Qualitäten überzeugen: Claude und Gemini. Ich nenne sie ohne Umschweife, denn es ist eine Frage der Redlichkeit, die Werkzeuge beim Namen zu nennen, mit denen man arbeitet. Noch ist es heikel, auf solche Assistenzen hinzuweisen; manchem Leser, mancher Leserin schmecken derart maschinell erzeugte Texte dann schlagartig schal. Auch die Nutzung des PCs und des Internet wurden anfangs beargwöhnt, nicht durch die Qualität der Ergebnisse, sondern weil Menschen ihre besonderen Fähigkeiten bedroht sahen.

Gerade deshalb gilt es, den eigenen Beitrag für das Zustandekommen der vorliegenden Texte herauszustellen, ohne deshalb zu behaupten, es seien deshalb auch notwendig meine. Was ich hier vorlege sind nicht meine Texte. Texte basieren auf Unmengen von zuvor erstellten Texten, sie sind ein Kollektivgut, wie Luft, Wasser oder Grund. Zu behaupten, sie lassen sich als Eigentum behandeln, ist vor allem ein aggressiver Akt, der nur deshalb als mehr als nur schlechte Angewohntheit durchgeht, weil er so tief in der auf adressable Kausalität abstellende Episteme der modernen Weltgesellschaft eingeschrieben ist. Der mir zurechenbare Beitrag besteht in wegweisenden Entscheidungen für die Konstellationen, Details und Wendungen. Entwürfe habe ich verworfen, wenn sie zu viel Symmetrie, zu viel Pathos oder zu glatt waren und zu wenig Widerstand enthielten. Jede Geschichte hat mehrere Fassungen durchlaufen - die ersten mehr, weil ich eine durchgängig einfache Struktur suchte, die letzten weniger -, in denen ich Szenen gestrichen, umgestellt, in ihrer Tonlage nachjustiert und von Hand in den Sprachstil des Ganzen eingefügt habe. Es ist vor allem diese unscheinbare Arbeit des Kuratierens gewesen, den die Maschine durchaus bewältigt hätte, die ich aber nicht der Maschine überließ. Die KI-Vorschläge habe ich insbesondere dort sehr gern herangezogen, wo mir die Anschauung fehlt. Die treffende Auswahl, dereb Bezeichnung oder auch die Beurteilung von Textilien, Schuhen, Speisekarten und Berufswelten ist mir nicht in dem Maße geläufig, wie die Figuren der Milieus der Geschichten es verlangten.

Die Textgeneratoren haben an vielen Stellen sprachlich überzeugendere Lösungen angeboten, als ich sie in eigenen Versuchen fand, und das ist vielleicht die wichtigste Bemerkung. Beim händischen Kuratieren der Szenen habe ich mich stilistisch eingeschmiegt. Dadurch erscheinen die Form und der Inhalt der Gesamtkomposition klüger, als ich es bin. Es ist wie bei der grandiosen Musik-KI Suno: Man summt die tragende Idee ein und bekommt ein Orchester von der Wucht einer James-Bond-Komposition zurück. Ich möchte deshalb nicht als Dichter imponieren.

Zwei Entscheidungen waren mir für die Dramaturgie wesentlich. Die erste betrifft den Erzähler: Ich wollte einen präsenten, ironisch reflektierten und doch zurückhaltenden Beobachter, wie ich ihn zum ersten Mal in den Büchern Milan Kunderas entdeckt habe.

Eine derartige Erzähler-Figur zählt selbst zu den Getriebenen in den Geschichten; auch sie durchbricht die doppelte Kontingenz gegenüber den Figuren nicht (und dass es *seine* Figuren sind, behauptet der Erzähler auch nicht). Das erlaubt, distanzierte Kommentare mit beliebiger Auflösung einzuschalten, von literarischen und soziologischen Hinweisen bis zum Geständnis der eigenen Widersprüche oder der Zuneigung zu den Figuren. Die zweite Entscheidung betrifft die Form: In jeder Geschichte dekliniere ich die soziologisch tragende Figur der doppelten Kontingenz auf eine andere Weise durch. Mal steht die formale und mal die inhaltliche Symmetrie oder Asymmetrie und deren (Nicht-)Brechen im Vordergrund, mit der sich die Figuren ins Verhältnis setzen. Keine Konstellation verschafft einen Vorteil, denn die Beziehungsknäuel lösen sich jedenfalls nicht dadurch, dass sich die Beteiligten gar nicht oder gut zu kennen meinen, sie ähnlich zueinander sind oder mehr oder weniger Kontrolle ausüben; sie verknoten sich in jeder Anordnung von Neuem. Warum es trotzdem zu Liebesbeziehungen kommt? Vielleicht hatte meine Mutter nicht ganz Unrecht, als sie Ende der 1960er Jahre nicht ganz zeitgemäß auf meine Frage, woher denn Babies kommen, sagte: "Wenn man sich ein Baby ganz doll wünscht!"?

Anerkennung wünsche ich mir allein für das Beobachten und Sezieren dieser auf die Spitze getriebenen Konstellationen. Ich verfolge dabei zudem keine Ambition, dem Leser oder der Leserin Hoffnung für die Bewältigung der nächsten knisternden Begegnung mitzugeben, wenn man mehr oder anderes als einen 3-Sekunden-Flirt möchte. Mein Vergnügen liegt darin, zu zeigen, wie erstaunlich wenig originell und individuell wir sind, was wir selbst doch für höchstpersönlich halten. Das ist das fragwürdige Vergnügen von Soziolog*innen. Und ich gestehe nach kurzem Nachdenken auch gern, dass die KI Details beisteuerte, von denen ich kurz zuvor ebenfalls dachte, sie seien meine ureigenen Beobachtungen und Einsichten.